This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

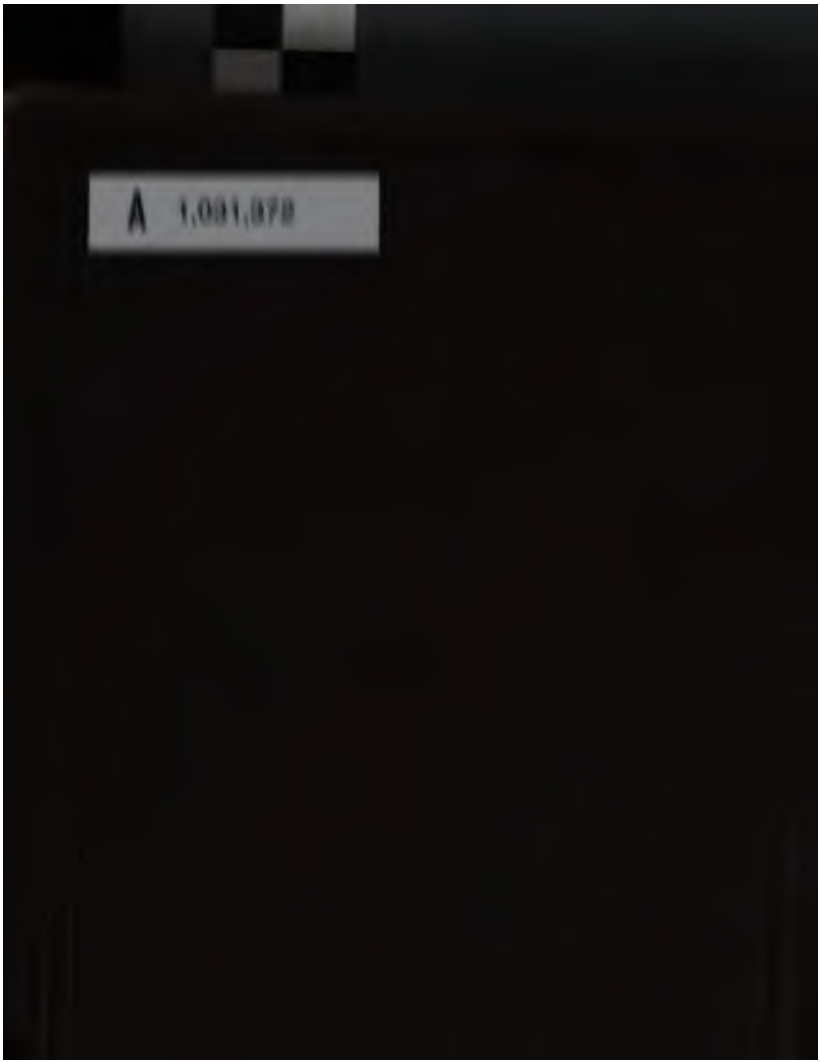
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

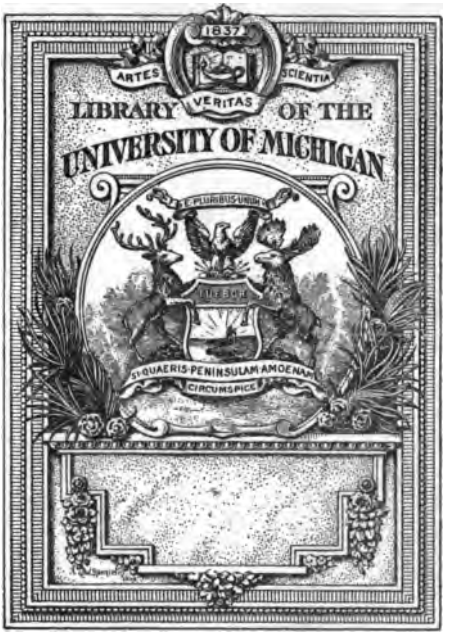
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


A 1,031,870


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

U.S.D.A.
830.
D 8

Erläuterungen

zu den

Deutſchen Klaſſikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken

von

Heinrich Düntzer.

15. 16.

Leipzig,

Ed. Wartig's Verlag.

1878.

21100

Schillers
Kabale und Liebe.

Erläutert
von
Heinrich Düntzer.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1878.

Laß doch ſehen, ob mein Adelsbrief älter iſt als der Riß zum Weltall, oder mein Wappen gültiger als die Handſchrift des Himmels. Augen: „Dieſes Weib iſt für dieſen Mann!“

I. Entſtehung und Aufnahme.

Noch war Fiesko von der mannheimer Bühne nicht angenommen, ja außer mancherlei Aenderungen noch eine völlige Umgeſtaltung des Schluſſes in Ausſicht genommen, als der Dichter den Plan zu einem neuen, einem bürgerlichen Drama faßte, zu welchem es nicht eingehender Verfolgung eines geſchichtlichen Stoffes und der ſchwierigen Umgeſtaltung deſſelben zu einer dichteriſchen Handlung bedurfte, die ihm bei der genueſiſchen Verſchwörung ſo viel Zeit und Mühe gekoſtet hatten, ja noch kannte er wegen eines bühnenmäßigen Abſchluſſes derſelben nicht mit ſich einig werden. Nach dem Berichte von Schiller's Schwägerin hätte dieſer auf der ſtuttgarter Hauptwache während des dortigen Arreſtes den Plan zu Kabale und Liebe entworfen; gleichzeitig ſei die Idee zu Fiesko entſtanden, die ihn mehr angezogen und zur Ausführung getrieben habe. Dieſer Behauptung, die ſich möglicherweiſe auf eine ungenaue Erinnerung Schiller's ſelbſt gründet, widerſpricht der Bericht von deſſen treuem Freunde Streicher, der ihn auf der traurigen Fußreiſe von Mannheim bis Frankfurt während der auf ihm laſtenden Ungewißheit über die Annahme Fieskos begleitete. „Schon auf dem Wege von [illegible] und von da nach Darmſtadt", erzählt dieſer, „

daß sein Inneres weniger mit seiner gegenwärtigen Lage als mit einem neuen Entwurfe beschäftigt sei; denn er war so sehr in sich verloren, daß ihn selbst in der mit Recht so berühmten Bergstraße sein Reisegefährte auf jede reizende Ansicht aufmerksam machen mußte." In dem Briefe, den Schiller von Sachsenhausen aus wegen eines Vorschusses an Dalberg schrieb, gedachte er nur seines Fiesko, den er vor drei Wochen nicht theaterfertig machen könne, da seine Bitte eben nur auf diesen sich stützen konnte, er nicht verrathen durfte, daß ihn vor der Vollendung des angebotenen Stückes noch ein anderer dramatischer Plan beschäftige; denn wenn er äußert, beim nächsten Stücke, das er schreibe, könne er die ganze Rechnung leicht aplaniren, so liegt darin eben nichts weiteres, als daß er fortfahren werde, für die Bühne zu schreiben, nicht daß er schon an einem neuen Stücke arbeite. Nachdem Schiller diesen Brief auf die Post gegeben und ein leichtes Abendessen eingenommen, verhielt er sich schweigend, wobei er seine Blicke aufwärts richtete, woraus Streicher schloß, daß er über etwas Ungewöhnlichem brüte. Er habe sich jetzt um so behaglicher seiner Einbildungskraft überlassen, bemerkt derselbe weiter, als diese durch nichts abgelenkt gewesen. „In solchen Stunden war er wie durch einen Krampf ganz in sich zurückgezogen und für die Außenwelt gar nicht vorhanden; daher auch sein Freund ihn durch nichts beunruhigte, sondern mit einer Art heiliger Scheu sich so still als möglich verhielt." Den folgenden Morgen besuchte er einen Buchhändler, bei dem er sich nach dem berüchtigten Schauspiel die Räuber erkundigte, wo er denn sich von der großen Wirkung seines Stückes und der Anerkennung seines Talentes überzeugen konnte. Den Nachmittag und Abend überließ er sich zu Hause seinen dichterischen Eingebungen; er ging dabei auf und ab oder schrieb einige Zeilen. Erst nach dem Abendessen erklärte er dem Freunde, welche Arbeit ihn jetzt beschäftige. „*Schiller ging* seit der Abreise von Mannheim mit der Idee um,

ein bürgerliches Trauerspiel zu dichten", berichtet Streicher, „und er war schon so weit im Plan desselben vorgerückt, daß die Hauptmomente hell und bestimmt vor seinem Geiste standen. Dieses Trauerspiel, das wir jetzt unter dem Namen Kabale und Liebe kennen, welches aber ursprünglich Luise Millerin hätte benannt werden sollen*), wollte er mehr als einen Versuch unternehmen, ob er sich auch in die bürgerliche Sphäre herablassen könne, als daß er sich öfters oder gar für immer dieser Gattung hätte widmen wollen.**) Er dachte so eifrig darüber nach, daß in den nächsten vierzehn Tagen ein bedeutender Theil der Auftritte niedergeschrieben war." Eckardt meinte, Streicher's Mittheilung schließe das Entstehen der ersten Idee von Kabale und Liebe in Stuttgart nicht aus; lange umsummten uns doch solche Gedanken, bis sie sich ausgestalten und geboren werden wollten. Aber er beachtet nur die letzte Aeußerung Streicher's, nicht den Bericht über die Reise zwischen Mannheim und Frankfurt, welcher sich mit der Annahme, Schiller habe die Idee schon vor längerer Zeit in Stuttgart gefaßt, nicht vereinigen läßt. Das hätte sein treuer Freund wissen müssen und er hätte es nicht unerwähnt lassen können. Auch mußte er zu der Zeit, wo es mit Fiesko noch so bedenklich stand, er aber allein in seinem Kopfe

*) Nach der Aeußerung Schillers an Streicher in einem Briefe vom 14. Januar des folgenden Jahres: „Mein neues Trauerspiel, Luise Millerin genannt, ist fertig", könnte man zweifeln, ob dieser Name des Stückes früher festgestanden, da in diesem Falle die Angabe des Titels unnöthig gewesen wäre, aber da dieser ganze Brief eigentlich nur geschrieben ist, um in Mannheim den Glauben zu verbreiten, er befinde sich nicht mehr in Bauerbach (vgl. Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen, S. 403 f.), er mehr andere täuschen als Streicher Mittheilungen machen sollte, so wird man aus dieser Bezeichnung keinen Schluß ziehen können.

**) Dieses scheint doch eher eine spätere Annahme Streichers, als daß es auf einer bestimmten Angabe Schillers beruhte.

die Mittel zur Fristung seines Lebens finden konnte, sich schon nach Stoff zu einem neuen Drama ernstlich umsehn. Mit Recht erklärt sich Palleske gegen die von Boas ausgeführte Ansicht, Schiller habe in der Aufregung wegen des Arrestes sich persönlich an dem Herzog rächen wollen; nichts konnte ihm als Dramatiker ferner liegen, und hätte der Haß seine Muse getrieben, so würde das Stück als dessen glühe Frucht sofort gediehen und ein ganz anderes geworden sein. Auch wäre die Aufregung über den Arrest einem Drama am wenigsten günstig gewesen, wie Palleske bemerkt. Wie Schiller sich nach den Räubern zu einem historischen Stoffe getrieben fühlte, so hatten die hier entgegenstehenden Schwierigkeiten ihm einen solchen ernstlich verleidet, und so war es nicht zu verwundern, daß er, wie später, gleich nach dem Wallenstein, sich entschieden solcher enthalten wollte, und nach einem Stoff suchte, mit welchem er auf der Bühne lebendiger zu wirken hoffen durfte, zu dem es keiner besondern Freiheit bedurfte, der sich in die gangbare Bühnenzeit fügte und den die Schauspieler leichter zur Darstellung bringen konnten als bedeutende geschichtliche Charaktere und Handlungen, bei denen eine überaus große Zahl von Personen nothwendig war, Schwierigkeiten, die bei Fiesko sich ihm unangenehm genug aufdrangen.*) So war es nicht zu verwundern, daß er den von Dalberg ihm empfohlenen Stoff des Karlos fallen ließ und nun sein Glück in einer leichtern und wirk-

*) Gervinus legt viel zu viel Gewicht auf eine nach Vollendung des Stückes (am 24. August 1784) gegen Dalberg gemachte Aeußerung, er sei so eigensinnig, vielleicht so eitel gewesen, in einer entgegengesetzten Sphäre wirken, seine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäunen zu wollen, da doch die hohe Tragödie für ihn da sei, in welcher er am größten und glänzendsten erscheinen könne, in welcher er vielleicht nicht erreicht werden könnte. Der Eigensinn, die Eitelkeit, welcher er sich hier etwas sonderbar schuld gibt, kann ja nur darin bestehn, daß er, weil es ihm im historischen Trauerspiel nicht hatte gelingen wollen, im bürgerlichen eher auf Bühnenerfolg hoffen durfte.

samern Art des Dramas versuchen wollte, in einem Stoffe, zu dem ihm das damalige Hof- und Regierungstreiben Züge in Menge darbot und in dessen Darstellung sich seine bittere Verstimmung gefiel. So wurde er denn zu seinem bürgerlichen Drama getrieben.

Des Namens eines bürgerlichen Trauerspiels bediente sich wohl zuerst Gottsched, der 1751 in seiner kritischen Dichtkunst meinte, die 1735 auf Veranlassung der Schauspielerin Quinault durch Nivelle de la Chaussée aufgebrachte sogenannte Comédie larmoyante sei keine Komödie, solche Stücke sollten eher bürgerliche oder adelige Trauerspiele heißen, insofern Bürger oder Personen aus dem niedern Adel darin aufträten, oder sie seien ein Mittelding zwischen beiden, Tragikomödien. Lessing brachte 1751 in seiner Theatralischen Bibliothek unter der Aufschrift: Von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele Uebersetzungen der 1749 erschienenen Schrift eines Mitgliedes der Akademie von Rochelle: Réflexions sur le Comique-larmoyant und der Abhandlung: Pro comoedia commovente, mit welcher Gellert eben zu Leipzig seine außerordentliche Professur der Philosophie angetreten hatte, und versah sie mit einer Einleitung und einem Nachworte. Von den in letzter Zeit gemachten Neuerungen in der dramatischen Dichtkunst, bemerkte Lessing hier, sei weder das Lustspiel noch das Trauerspiel verschont geblieben; das erstere habe man um einige Staffeln erhöht, das andere um einige herabgesetzt; die Franzosen hätten das rührende Lustspiel, das seine Widersacher das weinerliche nennten, die Engländer das bürgerliche Trauerspiel geschaffen. Die Beurtheilung des zweiten sparte er für einen andern Ort auf; doch, statt dieses Versprechen zu erfüllen, gab er im nächsten Jahre ein Musterstück dieser Art in seiner Miß Sara Sampson. Lessing griff zu der von Lillo 1731 in seinem mit ungeheurem Beifall aufgenommenen Stücke The mercator

of London zuerst versuchten Form, da er überzeugt war, die sittliche Wirkung, welche die Komödie übe, werde auch im bürgerlichen Trauerspiele erreicht, das allgemeiner das Volk treffe als die hohe Tragödie mit ihren schrecklichen Leidenschaften, um so eindringlicher rühre und belehre, als es gerade die ihm am nächsten stehenden Verhältnisse darstelle, ja diese Art des Trauerspiels müsse an Wirkung noch den damals beliebten Familienroman bei seiner anschaulichern und in sich geschlossenern Darstellung weit übertreffen. Zu seinem Stücke wählte er einen Richardsons Clarissa ähnlichen Stoff, die Geschichte eines von einem elenden Verführer betrogenen Mädchens, bei welcher ihm zum Theil die traurige Liebesverirrung Swifts vorschwebte. Das in England spielende Stück ist ganz in englischem Tone gehalten, die Darstellung die breite des englischen Familienromans. Der Kreis, in welchen wir eingeführt werden, ist der des vornehmen bürgerlichen Lebens, die Geschichte eines edlen Mädchens, das durch die Liebe eines mit vollem Liebreiz ausgestatteten charakterlosen Wüstlings verführt und zu Grunde gerichtet wird.*) Sara Sampson hatte sich auf der Bühne, für die sie ganz eigentlich geschrieben war, eines ungemeinen Beifalls zu erfreuen. Dem deutschen Schauspiel öffnete sie eine ganz neue Bahn, indem sie den ausgetretenen französischen Weg verließ und den Schauspielern die ganz neue Aufgabe der Darstellung voller Persönlichkeiten statt der französischen Schemen gab. Eine Anzahl Nachahmungen gingen in ihren Fußtapfen. Zwei Jahre später fällt Lessings Plan einer „bürgerlichen Virginia", die, abgesondert von jeder Beziehung auf den Staat, nur das Schicksal einer Tochter schildern sollte, welche von ihrem Vater, dem ihre Tugend höher steht als ihr Leben, umgebracht wird. Dabei wollte er sich wieder aller Freiheiten der englischen Bühne be-

*) Vgl. unsere Erläuterungen zu Lessings Dramen I, 29—37.

dienen, doch kam es zunächst dazu so wenig, wie zu seinem Faust, nur gelang ihm 1759 in seinem einaktigen Trauerspiel Philotas die höchste Einfachheit einer aus dem Hauptcharakter in geradem Gange sich entwickelnden Handlung in knapper, prunkloser, nerviger Sprache. Im folgenden Jahre gab er eine Uebersetzung von Diderots Théâtre, das nach den Lustspielen Le fils naturel und Le père de famille (1757) Unterredungen brachte, in welchen der französische Dichter sich über diese neue Gattung des Dramas und die Bühne überhaupt aussprach. Diderot stellte hier fünf besondere Arten der dramatischen Gattung auf, die burleske, die komische, die ernste, die tragische und die wunderbare. Seine beiden Stücke gehörten der ernsten an, deren Gegenstand die Pflichten und Tugenden der Menschen; diese könne gemäß ihrer Stellung zwischen der komischen und tragischen Gattung bald von dieser, bald von jener eine stärkere Beimischung empfangen. Mit dieser theoretischen Vereinigung des bürgerlichen Trauerspiels und des rührenden Lustspiels zu einer Gattung konnte Lessing nicht einverstanden sein, wie hoch er auch Diderots philosophischen Geist schätzte und wie wohl es ihm auch auch that, von einem so bedeutenden Franzosen aussprechen zu hören, daß die Bühne weit stärkerer Eindrücke fähig sei, als man von dem sogenannten klassischen französischen Theater rühmen könne. Diderot selbst lieferte später eine anerkennende Anzeige von Lessings Miß Sara Sampson, die er nach einer handschriftlichen Uebersetzung in einem vornehmen Kreise hatte aufführen sehen. Aber Lessing trieb es zur Gründung einer nationalen Bühne, wie sie jedes gesittete Volk haben müsse — und so dichtete er das erste echt deutsche Drama, Minna von Barnhelm, ein aus der Zeit selbst und aus dem deutschen Gemüthe geschöpftes rührendes Lustspiel. Leider sollten sich des Dichters auf die hamburger Bühne gesetzte Hoffnungen nicht erfüllen, aber in seiner hamburgischen Dramaturgie ging er

dem noch immer als Höchstes geltenden und in schlechten Uebersetzungen auf unsern Bühnen bewunderten klassischen französischen Drama mit Gewalt zu Leibe und kämpfte für die freiere englische Richtung. Gegen Ende der Dramaturgie kommt er auf Diderots Hausvater, der mit Noth und Mühe kaum zweimal auf der pariser Bühne habe erscheinen können, aber allem Anschein nach lange, lange, und warum nicht immer? auf der deutschen sich erhalten werde, auch in Hamburg nicht oft genug gespielt werden könne. Erst mehrere Jahre nach der Dramaturgie vollendete Lessing die erste eigentlich deutsche, wenn auch in Italien spielende Tragödie in seiner Emilia Galotti, der endlichen Ausgestaltung seiner „bürgerlichen Virginia", die als ein Muster des bürgerlichen Trauerspieles gelten kann, obgleich die Familie Galotti den vornehmern Kreisen angehört und vom prinzlichen Hofe die Anschläge auf Emiliens Ehre ausgehen, die als einzigen Weg, sich den Nachstellungen des Prinzen zu entziehen, das Opfer ihres Lebens erkennt. Die Versuche des wiener Staatsrathes von Gebler im ernsthaften und rührenden Lustspiel, von denen der Minister und Clementine schon 1771 erschienen, folgten ganz Diderot; sie suchten durch Darstellung der leidenden und geprüften Tugend in möglichst getreuer Abschilderung der Sitten der mittlern und höhern Stände zu rühren und sittlich zu belehren. An rührenden bürgerlichen Schau- und Trauerspielen fehlte es nicht. Aus der Masse ragte Goethes Clavigo (1774) hervor, in welchem der treulose Verlobte, nachdem die Geliebte aus Gram gestorben, sich selbst den Tod gibt. Im folgenden Jahre wagte H. L. Wagner eine in Wien vorgekommene Geschichte in dem sechsaktigen Trauerspiel die Reue nach der That darzustellen. Die Heirat des Assessor Langen mit Friederiken, der Tochter eines Kutschers Walz, wird durch dessen Mutter, eine rangstolze Justizräthin, gehindert. Dieser will trotz des Fluches der Mutter nicht von der Geliebten

lassen, die aber den Fluch nicht auf sich nehmen mag. Die Justizräthin bewirkt durch einen Fußfall bei der Kaiserin, daß diese ihrem Sohne die Heirat und das Betreten des Hauses des Kutschers verbietet, Friederiken in ein Kloster sperren, den Bräutigam, als er das Haus betreten will, verhaften läßt. Dieser wird in zeitweiligen Irrsinn gestürzt, in welchem Walz und sein Freund Werner ihn pflegen. Als dieser geschwunden, meldet der Staatsrath Dowell brieflich, die Kaiserin habe auf seinen Bericht die Heirat erlaubt und Langen zum Rath befördert. Auch die Mutter hat jetzt ihren Widerstand aufgegeben und bittet den Sohn um Verzeihung. Doch diesen ergreift ein neuer Anfall von Raserei, in welchem er die Geliebte sterben sieht; er verlangt nach einem Dolche. Friederike, die man aus dem Kloster entlassen hat, erscheint; man theilt ihr die frohe Botschaft mit, aber sie hat schon gestern Gift genommen. Langen stürzt nach einer innigen Umarmung der Geliebten ab und tödtet sich selbst. So hat also der Rangstolz der Mutter den Sohn und dessen Geliebte in den Tod getrieben. Der Kutscher Walz ist ein treuherziger, gutmüthiger, derber Mann des Bürgerstandes. Friederike hat im Gegensatze zu ihrer Schwester Lenchen einen Anflug von Sentimentalität, ist aber nicht durch Romanlesen verdorben. Langen erscheint als schwärmerischer Liebhaber. Die Justizräthin geräth in Raserei, in der sie sich erschießen will. Das Stück wurde in Hamburg und sonst in den siebziger Jahren gespielt. Zu Mannheim gab man noch im Juli 1780 eine Bearbeitung des Stückes in fünf Akten von dem Schauspieldirektor Großmann. Walz war eine Lieblingsrolle von Schröder. Auch Schiller kannte das Stück.*) Er nahm

*) In dem Aufsatze „über das gegenwärtige deutsche Theater" aus der ersten Hälfte des Jahres 1782 heißt es: „Tyrannisirt etwa die Konvenienz die Natur darum weniger, weil jene unnatürliche Mutter, nach der That reuig, vor euren Ohren das rasende Gelächter trillert?" .

aus ihm den die Liebenden zu Grunde richtenden Standesstolz, wandte aber die Sache ganz anders.

Auch Wagners 1776 erschienene Kindermörderin hatte Schiller in ihrer spätern Umarbeitung gelesen. Als er Ende Mai 1782 in Mannheim war, hatte ihm Dalberg die ihm vor drei Jahren gewidmeten Theaterstücke des noch vor ihrem Erscheinen gestorbenen Wagner mitgetheilt; sie enthielten die Umarbeitung der Kindesmörderin unter dem Titel Evchen Humbrecht und die Uebersetzung von Shakespeares Macbeth. Der junge Dramatiker sollte ihm sein Urtheil darüber geben, da Dalberg wahrscheinlich mit dem Gedanken umging, beide auf die Bühne zu bringen. Bei der Rücksendung am 15. Juli 1782, nach seinem vierzehntägigen Arrest, schreibt Schiller an Dalberg: „Wagners Kindsmörderin hat rührende Situationen und interessante Züge, doch erhebt sie sich über den Grad der Mittelmäßigkeit nicht; sie wirkt nicht sehr auf meine Empfindung und hat zu viel Wasser. Um den Macbeth hat er gar nicht das geringste Verdienst. Beide Bücher (Stücke?) sende ich Eure Excellenz mit dem unterthänigsten Dank zurück. Ich würde den Namen Dalbergs niemalen an die Spitze einer solchen Arbeit zu setzen wagen." Schiller nennt das Stück noch mit dem frühern Namen, unter welchem es ihm wenigstens dem Namen nach bekannt gewesen sein muß, vielleicht in der Bearbeitung von Lessings Bruder, der es, wie es bei Schiller heißt, die Kindsmörderin nannte, während bei Wagner Kindermörderin steht, was aber nichts beweisen kann, da Kindsmörderin die Schiller geläufige Form war. Betrachten wir Wagners eigene Bearbeitung unter dem Titel: Evchen Humbrecht oder ihr Mütter, merkts euch Der im Hause des straßburger Metzgers Martin Humbrecht wohnende Lieutenant von Gröningseck hat dessen hübsche Tochter Eva überredet, ihm in Begleitung ihrer Mutter im Domino auf den Fastnachtsball zu folgen, da der Vater

gerade abwesend ist. Nach dem Balle führt er beide „zum Frühstück", ohne daß diese ahnen, daß er sie in ein schlechtes Haus bringt. In den für die Mutter bestimmten Punsch mischt er ein Schlafpulver und thut während ihres Schlafes in einem anstoßenden Zimmer der Tochter, deren Schreien niemand hört, Gewalt an. Eva ruht nicht, bis er ihr feierlich die Ehe verspricht, und sie verbietet ihm bis dahin jede Annäherung. Das ist die Vorgeschichte des Stückes. Im ersten Akte erscheint Meister Martin höchst erbittert über seine etwas alberne Frau, da er hört, daß diese mit der Tochter auf dem Balle gewesen. Ein Verwandter, Magister Humbrecht, Evchens Klavierlehrer, sucht vergebens den derben, ehrlichen Metzgermeister zu begütigen. Gröningseck kommt und schließt Freundschaft mit dem Magister, gegen den er anfangs sehr unfreundlich sich gezeigt. Evchen ist verlegen und verweint. Als die Mutter mit ihr allein ist, redet sie Evchen zu, doch das Kopfhängen zu lassen, das den Aerger des Vaters nur steigere. Dieser aber kommt in höchster Wuth, da er erfahren, daß ein in seinem Hinterhause mit ihrer Mutter wohnendes Mädchen durch einen Sergeanten sich hat verführen lassen. Evchen, im Glauben, der Vater habe von ihrer Schuld vernommen, fällt ihm zu Füßen, erfährt aber bald, wovon es sich handle. Des Vaters Wort, er würde seine eigene Tochter, wenn sie sich so weit verginge, keine Stunde im Hause dulden, trifft sie gewaltig. Erst mehrere Monate später spielt der zweite Akt. Gröningseck gedenkt die schwangere Eva, an welcher er sich so schmählich vergangen, bald zu heiraten; doch sein Freund, der Lieutenant von Hasenpoth, spottet über eine solche Donquixoterie; er solle nur die Närrin und auch den Schwarzkittel, den Magister, laufen lassen; solche tugendhafte Liebe sei „wider allen **esprit de corps**". Der nun bei Gröningseck eintretende Magister erzählt, wie die Schwermüthigkeit seiner Base, die immer in Young lese, stets [illegible] und die böse Laune ihres Vaters sich immer ver-

schlimmere. Nach seiner Entfernung besteht Gröningseck darauf, den eben erhaltenen Urlaub zur Ordnung seiner Sachen und zur Beschleunigung seiner Heirat zu verwenden. Hasenpoth aber ruft dem Abgehenden nach, nie werde Evchen seine Frau werden; er müsse erst selbst Nachlese halten, und da ihr Geheimniß in seinen Händen sei, solle ihm der Sieg nicht schwer werden. Im vierten Akte, in welchem die zärtliche Liebe des Metzgers zu seiner Tochter sich bezeichnend ausspricht, fällt Gröningseck Evchen zu Füßen; er meldet ihr seine zweimonatliche Reise, worüber sie in höchste Aufregung geräth; sie entläßt ihn mit einem Kusse. Im fünften Akte, der an einem nebligen Herbstmorgen beginnt, hat Evchen einen von Gröningseck unterzeichneten Brief erhalten, welcher bittersten Spott über den Ort ihrer Verführung und den Vorschlag enthält, sich seinem Freunde von Hasenpoth hinzugeben. Voll Verzweiflung verläßt sie das Haus. Der Magister kommt mit einem gleichfalls mit Gröningsecks Namen unterzeichneten gestern Abend erhaltenen Brief, worin dieser schreibt, die Humbrechts möchten nur nicht an eine Heirat denken; hundert Thaler, um Evchens Kind ins Findelhaus zu bringen, wollte er wohl geben. Meister Martin bricht in fürchterliche Drohungen gegen Evchen aus; als man ihr Zimmer leer findet, läuft er bei allen Bekannten herum. Der letzte Aufzug spielt in der Wohnung der Wäscherin Marthan, wo wir Evchen mit ihrem Kinde auf dem Arm wiederfinden. Sie soll später als Säugamme eintreten, einstweilen aber fleißig im Gebetbuch lesen. Da sie auf Marthans Frage erwiedert, sie sei bei Metzger Humbrecht in Dienst gewesen, muß sie von dieser alles hören, was man von Evchen Humbrecht erzähle; sie habe sich selbst ertränkt, ihre Mutter sei vor Gram gestorben. Endlich gibt sie sich als Humbrechts Tochter zu erkennen und sie schickt Marthan ab, um die für Nachricht von ihr ausgesetzten hundert Thaler sich zu verdienen. Wenn in der ersten Fassung des Stückes

der Vater erst erscheint, als Evchen schon mit einer Nadel ihr Kind getödtet hat, so erscheint er jetzt noch zeitig genug; bei seinem Erscheinen läßt sie das erhobene Messer fallen. Gröningseck kommt; der Heirat, die Hasenpoth so schmählich hat hintertreiben wollen, steht nichts mehr im Wege. Das Ganze schließt mit der Warnung Martins: „So stehts mit der Tugend jedes Mädels, das mit Vornehmern, als es ist, parties de plaisir macht." Was Schiller aus Wagners Stück nahm, war die Liebe eines Mannes aus dem höhern Stande zu einem Mädchen des niedern Bürgerstandes, die in Folge äußerer Einwirkung zu unseligem Ende führt oder nach der spätern Fassung fast geführt hätte. Bei Wagner ist es eine Art Carlos, wie ihn Goethe im Clavigo gedichtet, der die Heirat hintertreibt und das Mädchen der Verzweiflung anheimgibt; Schiller setzte an dessen Stelle den Einfluß des hochstehenden Vaters, der, um zu seinem Zwecke zu gelangen, vor keinem noch so schändlichen Mittel zurückschreckt. Bei Wagner geht die Störung von der Vorstellung aus, daß die Soldatenehre eine solche Verbindung nicht dulde; in seinem frühern Stücke war es die Standesehre gewesen, welche der Mutter die Verbindung mit dem „Kutschermädchen" unmöglich zu machen schien. Schillers Ferdinand ist freilich Major, aber darauf wird kein Gewicht gelegt, sondern auf seinen Adel und die ihm geöffnete Laufbahn am Hofe. Lenz hatte in seinen Soldaten den ehelosen Offizierstand als Krebsschaden des bürgerlichen Lebens hingestellt und eine Abhülfe dagegen in einem ganz abenteuerlichen Mittel angedeutet. Die aus dem Bürgerstande genommenen Charaktere des Vaters, der Mutter und Tochter hat Schiller sich auf freie Weise ausgebildet, wenn sich auch manche Aehnlichkeiten mit Wagners entsprechenden Personen finden; den Liebhaber führte er ganz eigenthümlich aus, wie auch die Handlung eine durchaus andere werden mußte. Auch sollte seine Luise keine Verführte sein, der Geliebte keiner Verführung fähig.

Neben Wagners Stücke fand Schiller eine ähnliche Darstellung, wie der Standesunterschied eine Kluft zwischen den Herzen bilde, in dem nach Diderots Le père de famille gebildeten deutschen Hausvater des Freiherrn Otto von Gemmingen, in welchem das Standesvorurtheil, aber nur für den einzelnen Fall, glücklich überwunden wird. Schiller schrieb den 12. Dezember 1781 an Dalberg: „Herr (Buchhändler) Schwan schreibt mir, daß ein Baron von Gemmingen sich die Mühe genommen und meinem Stück (den Räubern) die Ehre gegeben hätte, es vorzulesen. Ich höre auch, daß dieser Herr von Gemmingen Verfasser des deutschen Hausvaters sei. Ich wünschte die Ehre zu haben, diesen Mann zu versichern, daß ich eben diesen Hausvater ungemein gut gefunden und einen vortrefflichen Mann und einen sehr schönen Geist darin bewundert habe." Der Hausvater, ein Graf Wodmar, „sieht es für ein wahres Unglück an, wenn man in ein Mädchen verliebt wird, die von einem Stande ist, daß man sich nicht mit ihr verbinden kann". Seine Tochter Sophie, die selbst unglücklich genug an einen Grafen verheiratet ist, warnt ihren Bruder Karl, welcher Lottchen, die Tochter eines Malers Wermann, verführt und sie, die bald Mutter werden soll, auf die Rückkunft seines Vaters vertröstet hat, nur keine bürgerliche Ehe zu schließen, in welcher dem ersten Jahre der Liebe immer ein Leben voll Vorwürfe folge; besser sei es, dem Mädchen den ersten augenblicklichen Schmerz zu machen, sie anständig zu versorgen und sich mit so vielen trösten zu lassen, die gleiches Schicksal gehabt. Die verwittwete Gräfin Amalie deutet Karl bei dessen Besuch unverkennbar ihre Liebe an. Alle ihre Liebhaber seien durch den Gedanken bestimmt worden, daß sie eine reiche Wittwe sei und ihrem Manne eine ansehnliche Stelle bei Hofe verschaffen könne; um wirklich das Vergnügen der Liebe zu genießen, müßte man keinen Rang, keine Reichthümer haben, sollte man wahrlich, spottet sie, eine arme Ma-

lerstochter sein; doch hoffe sie, daß er nicht so schwach sein werde, diese zu heiraten, da ja solche Kreaturen nur zum Zeitvertreib dienten. Seiner Schwester gegenüber, die ihn fragt, ob er bei seinem Mädchen gewesen, bezeichnet er sich im Gefühle seiner Schuld als den „schwankendsten, unbestimmtesten Buben"; statt ihrer habe er die Amaldi besucht, die ein großes, herrliches Weib, eine männliche Seele sei, und von ihm allein hänge es ab, wenn er ihre Hand wolle. Schon habe er seinem Vater alles gestehn und um die Amaldi anhalten wollen, als er einen jammervollen Brief von Lottchen erhalten. Als Karl sich dem Vater entdeckt, will dieser für Lottchens Unterhalt und Aussteuer sorgen; doch soll dieser sie noch einmal sprechen, nicht wie ein Meineidiger sie verlassen. Karl kommt zum Maler, bei dem er Zeichenstunden genommen hat, und gesteht Lottchen, daß er die Amaldi heiraten müsse. Der Vater, der von dem Liebesverhältniß nichts ahnt, zeigt ihm einige neue Bilder, eine verlassene Stella und eine Kindesmörderin. Da Karl ihn bittet, der Tochter zu schonen, erwiedert er: „Wohl ihr, daß sie gegen solche Sachen empfindsam ist, wohl ihr, daß sie's fühlt; kein glattzüngiger Bube wird sie verführen, niemand wird diese einzige von meinem Herzen reißen." Lottchen fällt bei diesen Worten ohnmächtig zusammen; später eilt sie davon. Als Graf Wodmar ihn besucht, schlägt er dessen Einladung zu Tische aus. Auf die Frage, was er thun würde, wenn ein vornehmer Mann seine Tochter zur Ehe verlangte, erklärt er, daß er sie ihm abschlagen würde, nicht als ob er seine Tochter nicht eines Königs würdig halte, sondern weil Ungleichheit der Stände fast immer unglückliche Folgen habe. Als er aber nun die Lage der Sache vernimmt, fährt er entsetzt auf, und völlig geräth er außer sich bei der Nachricht, daß die Tochter nicht, wie er gemeint, nach der Franziskanerkirche gegangen. Sie war zur Amaldi geeilt, vor ihr niedergefallen und wollte zu ihren Füßen liegen bleiben, bis sie Erhörung

gefunden. „Sie haben mir ihn geraubt; geben Sie mir ihn wieder", fleht sie. „Lassen Sie doch sehn, was Sie für Ansprüche auf Karl haben können; ob Sie etwas vermögen gegen seine Schwüre, die der Himmel aufnahm, gegen das Klagen einer Verlassenen, gegen das Wimmern eines Geschöpfs, das ich hier unterm Herzen trage." Die Gräfin entflieht vor ihr; Graf Wodmar findet die am Boden Liegende. Erschüttert durch ihren Schmerz und das Bekenntniß, daß sie Mutter sei, will er sie mit sich nach Hause nehmen, als Sophie, die ihren Mann verlassen, Wermann, der seine Tochter sucht, und ein Freund des Wodmarschen Hauses hereinstürzen, letzterer mit der Nachricht, daß Karls Bruder verhaftet sei. Das Ganze schließt mit Lottchens und Karls Verbindung, da die Amaldi selbst für das bürgerliche Mädchen bittet, aber Karl muß doch mit seiner Frau aufs Land ziehen; denn der Hausvater, der sich wünscht, daß jeder an seinem Grabe sagen möge, er sei werth, ein Deutscher zu sein, meint schließlich, es sei ihm lieb, daß ein Beispiel wie dieses aus den Augen der Welt komme, da es doch immer Zerrüttung bürgerlicher Ordnung, und so lange das Vorurtheil daure, gefährlich sei, wenn es zur Nachahmung reize. Schiller wird durch Gemmingens Gräfin Amaldi auf seine Lady Milford gekommen sein, die auf gleiche Weise der Verbindung mit dem armen Bürgermädchen entgegentritt, da sie den Geliebten derselben für sich in Anspruch nimmt. Sonst ist die Handlung freilich durchaus verschieden

Wir verließen Schiller am zweiten Tage nach der Absendung des Briefes an Dalberg, wo er eifrig mit seiner Luise Millerin beschäftigt war. Den folgenden Tag frug er zweimal vergeblich nach Briefen, doch war er so guter Hoffnung, daß er Abends während er im Zimmer auf und abging, sich mehrere Stunden ganz ruhig seiner Einbildungskraft überließ. Der am nächsten Tage endlich eintreffende Brief des befreundeten Schauspielers Meier, wonach Dalberg

erst nach Umarbeitung des Fiesko, der in der jetzigen Gestalt für das Theater nicht brauchbar sei, sich wegen des Vorschusses erklären könne, schlug den Dichter freilich augenblicklich nieder, aber bald gefaßt beschloß er baldmöglichst in die Gegend von Mannheim zurückzukehren, um in der Nähe seiner Freunde den Fiesko umzuarbeiten. Doch hielt ihn die Erwartung des von Streicher von Hause verschriebenen Geldes noch einige Tage in Frankfurt zurück. Streicher gedenkt während dieser Tage der Dichtung an dem neuen Stücke nicht, obgleich wir ihn früher vom Fortarbeiten daran während der nächsten Tage nach dem Briefe an Dalberg reden hörten. In Frankfurt wird Schiller, wie er pflegte, bloß einzelne ihn besonders anziehende Stellen in Gedanken sich ausgebildet, nur sehr weniges, was ihm gelungen schien, aufgeschrieben haben. Auch auf der Rückreise von Frankfurt nach Worms findet sich keine Erwähnung weder des Fiesko noch des neuen Dramas. Zu Oggersheim in der Nähe von Mannheim wollte Schiller zunächst den erstern umarbeiten, aber obgleich die Vollendung dieser für die Bühne bestimmten Bearbeitung äußerst dringend war, da die Baarschaft der beiden unzertrennlichen Freunde nur für höchstens drei Wochen ausreichte und vor Vollendung derselben an keinen Vorschuß von Dalbergs Seite zu denken war, so vernachlässigte er diese doch über dem neuen Trauerspiele. „Schon am ersten Abend in Oggersheim fing er an, den Plan desselben aufzuzeichnen", berichtet Streicher.*) „Gleich bei dem Entwurf desselben

*) Streicher bemerkt später (S. 144), nicht allein die früher geschriebenen Szenen des Fiesko, sondern auch die „Entwürfe zu Luise Millerin" habe Schiller in seinem Zimmer zerstreut umher liegen lassen, wo denn die Wirthin sie gesammelt habe. Man hat hier außer einzelnen Blättern, auf welche Schiller in Sachsenhausen seine Gedanken geschrieben, an den oggersheimer Entwurf des Plans oder an mehrere zu denken, die er, nachdem das Ganze fast beendet vorlag, keiner weitern Beachtung werth hielt.

hatte er sich vorgenommen, die vorkommenden Charaktere den eigensten Persönlichkeiten der Mitglieder von der mannheimer Bühne so anzupassen, daß jedes nicht nur in seinem gewöhnlichen Rollenfache sich bewegen, sondern auch ganz so wie im wirklichen Leben zeigen könne. Im voraus schon ergetzte er sich oft daran, wie Herr Beil den Musikus Miller so recht naiv drollig darstellen werde und welche Wirkung solche komische Auftritte gegen die darauf folgenden tragischen auf den Zuschauer machen müßten." Bei letzterm schwebte ihm Shakespeares Beispiel vor, von dessen Stücken er aber noch keines hatte aufführen sehn. Wenn Palleske aus Streichers Bemerkung, er habe noch nicht aus Erfahrung (aus der Vorstellung eines shakespeareschen Stückes) gewußt, wie viel Kunst von Seiten des Darstellers dazu gehöre, um solchen Kontrasten das Scharfe, das Grelle zu benehmen, den Schluß ziehen will, die Vermischung von Tragischem und Komischem müsse im ersten Entwurf noch stärker als in dem jetzigen Stücke gewesen sein, so dürfte dieser Schluß doch kaum zu Recht bestehn, wenn wir auch wohl annehmen können, daß manches Scharfe dieser Art später gemildert, einzelnes ausgefallen sein werde; aus Streichers Worten folgt dies mit nichten, der sich eben nur an das ihm vorliegende Stück hielt. Ferdinand sollte Beck, den Präsidenten Bök, den Sekretär Wurm Iffland, den Hofmarschall Kalb Rennschüh, die Lady dessen Frau und Luise Fräulein Baumann geben. Wenn Luise damals bestimmte Züge von des Dichters weiblichen Bekanntschaften erhielt, so konnte er sie nur von dieser hernehmen, nicht von der ihm damals noch fern stehenden Margareta Schwan, auch nicht von der noch nicht zur Bühne gehörenden Caroline Ziegler. „Er war so eifrig beschäftigt", fährt Streicher fort, „alles das niederzuschreiben, was er bis jetzt darüber in Gedanken entworfen hatte, daß er während ganzer acht Tage nur auf Minuten das Zimmer verließ. Die langen Herbstabende wußte er für sein Nachdenken auf

eine Art zu benützen, die demselben eben so förderlich als für ihn angenehm war. Denn schon in Stuttgart ließ sich immer wahrnehmen, daß er durch Anhören trauriger oder lebhafter Musik außer sich selbst versetzt wurde, und daß es nichts weniger als viele Kunst erforderte, durch passendes Spiel auf dem Klavier alle Affekte in ihm aufzureizen. Nun, mit einer Arbeit beschäftigt, welche das Gefühl auf die schmerzhafteste Art erschüttern sollte, konnte ihm nichts erwünschter sein, als in seiner Wohnung das Mittel zu besitzen, das seine Begeisterung unterhalten oder das Zuströmen von Gedanken erleichtern könne. Er machte daher meistens schon bei dem Mittagstische mit der bescheidensten Zutraulichkeit die Frage an Streicher: „Werden Sie nicht heute Abend wieder Klavier spielen?“ Wenn nun die Dämmerung eintrat, wurde sein Wunsch erfüllt, während dem er im Zimmer, das oft bloß durch das Mondlicht beleuchtet war, mehrere Stunden auf- und abging und nicht selten in unvernehmliche, begeisterte Laute ausbrach. Auf diese Art verflossen einige Wochen, bis er dazu gelangte, über die bei Fiesko vorzunehmenden Veränderungen mit einigem Ernste nachzudenken; denn so lang er sich von den Hauptsachen seiner neuen Arbeit nicht loswinden konnte, so lange diese nicht entschieden vor ihm lagen, so lang er die Anzahl der vorkommenden Personen, und wie sie verwendet werden sollten, nicht bestimmt hatte, war auch keine innere Ruhe möglich. — Beinahe ein Monat war verflossen und Fiesko noch immer nicht vollendet; ja wäre der Dichter nicht gezwungen gewesen, alles zu versuchen, um sich aus seiner Verlegenheit zu retten, so wäre dieses Stück sicher erst dann umgearbeitet worden, wenn er das bürgerliche Trauerspiel ganz fertig vor sich gesehen hätte.“

Streichers Bericht über das Entstehen der Luise Millerin ist trotz seiner Ausführlichkeit doch nicht ganz klar. Daß Streicher irrt, wenn er die Flucht von Stuttgart auf den Abend des 18.

setzt, statt auf den 22., ist jetzt erwiesen (vgl. das Archiv für Literaturgeschichte V, 264 f.), damit aber auch der Angabe, der Brief an den Herzog von Sachsenhausen falle auf den 29. oder 30. jeder Boden genommen. Streicher sagt, nach einem Aufenthalte von sechs oder sieben Tagen hätten sie Stuttgart verlassen, wofür Palleske, ich weiß nicht woher, zehn bis zwölf Tage setzt. Am Morgen des 24. war Schiller in Stuttgart angekommen. Die Reise von Mannheim nach Frankfurt fällt demnach frühestens den 30. September und den 1. Oktober, und somit auch das ernste Nachdenken über den Plan des neuen Stückes, zu dem er die Idee schon in Mannheim gefaßt haben wird, da sein rastlos thätiger Geist jetzt, wo er ganz auf sein Talent gewiesen war, nach Vollendung des Fiesko mit neuen Plänen sich getragen haben muß. In Sachsenhausen entwickelte sich der Plan im Kopfe des Dichters immer mehr, und er führte in Gedanken einzelne Stellen aus. Die niederschlagende Nachricht von der Ablehnung des Vorschlags und die Nothwendigkeit einer neuen Bearbeitung des Fiesko erhielt Schiller am 6. oder 7. Oktober, die Abreise von Frankfurt erfolgte gegen den 9., die Ankunft in Oggersheim gegen den 11.*), und an demselben Abend begann Schiller schon den Plan des neuen Stückes niederzuschreiben. Wäre ein bedeutender Theil desselben schon in den nächsten vierzehn Tagen nach der Ankunft in Frankfurt niedergeschrieben worden, so würden wir damit auf den Schluß der ersten Woche in Oggersheim treffen, wogegen uns Streicher selbst erzählt, er habe dort „einige Wochen" an der Luise Millerin fortgearbeitet, ehe er an die Umarbeitung

*) Dazu stimmt es, wenn Schiller am 11. August 1783 an Frau von Wolzogen schreibt, er habe im vorigen Jahre dort sieben Wochen gewohnt, da Streicher die Abreise von Oggersheim auf den 30. November setzt, freilich abweichend von Schillers Bestimmung im Briefe an seine Eltern vom 19., wonach er schon am 25. abzureisen gedachte.

des Fiesko gegangen, die nicht vor den ersten Tagen des Novembers fertig geworden. Der Widerspruch dürfte sich dadurch ausgleichen, daß wir an die Stelle der einigen Wochen vierzehn Tage setzen, in welchen, wie wir Streicher früher äußern hörten, „ein bedeutender Theil der Auftritte niedergeschrieben war", wenn er auch dort freilich von den „nächsten vierzehn Tagen" nach dem 29. oder 30. September spricht. Jedenfalls begann die eigentliche Niederschrift erst in Oggersheim, wo der Dichter am Abende sich auf das Pensum des morgigen Tages vorbereitete, oft auch schon spätere Szenen sich ausbildete; auch dürfte er damals einzelne Nebenszenen nach seiner Weise ganz übersprungen haben. Daß sich bei der Weiterdichtung hier und da eine Aenderung des ursprünglichen Plans ergab, ist wohl möglich, kaum aber ist es denkbar, daß er erst nach und nach, wie Streicher angibt, die Anzahl der vorkommenden Personen und ihre Verwendung bestimmt habe. Als er endlich, wohl gegen den 20., an Fiesko ging, lag der größte Theil des neuen Dramas vollendet vor, es fehlten wohl nur noch einige Zwischenszenen und der bedenkliche Schluß. Ob in der Zeit zwischen der Ablieferung der neuen Bearbeitung des Fiesko und der gegen Ende Novembers fallenden wiederholten Ablehnung desselben Schiller Ruhe genug gefunden, an seiner Luise Millerin fortzuarbeiten, wissen wir nicht. Streicher gedenkt des Stückes nicht weiter. Schiller gab den zweimal gestrandeten Fiesko dem Buchhändler Schwan in Verlag, bezahlte mit dem Honorar seine Schulden und bereitete sich zur Reise nach Bauerbach, die er am 30. November antrat.

In Bauerbach, wo er recht fleißig sein wollte, um seinen bedrängten Verhältnissen möglichst bald aufzuhelfen, ging er zunächst an die Vollendung seiner Luise Millerin, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß ihn auch schon neue dramatische Pläne beschäftigten. Die von Palleske und Eckardt dem Aufenthalte in Bauerbach für die Dichtung

unseres Dramas zugeschriebene Bedeutung kann ich unmöglich zugeben. Schon die Behauptung, Schiller habe damals Eleonore und Charlotte von Ostheim in Gesellschaft von Lotte von Wolzogen gesehen, ist nicht richtig; er hatte von diesen nur gehört.*) Ganz haltlos scheint uns die Vermuthung, daß, wenn der Präsident seinem Sohne „die beste Frau im Herzogthum", Friederike von Ostheim, als Braut vorschlägt, hierbei Eleonore von Ostheim vorschwebe, die kurz vorher gegen ihren Willen an den Kammerpräsidenten von Kalb vermählt worden sei, und der Dichter habe, wie sonst überall die leidende Menschheit, so hier diese bestimmte Person gerochen. Dazu ist doch die Erwähnung derselben viel zu allgemein, und wenn Schiller diese wunderliche Absicht hätte erreichen wollen, so hätte er ihr wenigstens auch denselben Vornamen geben müssen. Etwas anderes ist es, wenn dieser dem in den Räubern auftretenden und bezeichnend ausgeführten Pastor den Namen des von ihm verehrten Pfarrers Moser gibt, wie Goethe in seinem Götz den tapfern Knappen seines Helden nach seinem Jugendfreunde Lerse benennt. Für eine so sonderbare Rache halten wir Schiller doch zu gut. Daß der Name Ostheim sehr verbreitet gewesen, gesteht Palleske selbst. Ebensowenig kann man annehmen, bei Luisen habe dem Dichter „das Porträt der sechzehnjährigen Blondine" Lotte von Wolzogen vor Augen gestanden. Mochte er auch von der Neigung Lottens, die er in Stuttgart gesehen, sich überzeugt halten, mochte er auch durch die Darstellung des ehelichen Glückes im Hochzeitliede auf die Pflegetochter der Frau von Wolzogen auf Lotten zu wirken suchen, daß auf die Schilderung der bürgerlichen Luise, die er in Oggersheim entworfen hatte, die adlige Lotte, die er wenige Tage in Bauerbach, dann in Waldorf und Meiningen in Begleitung ihrer Mutter gesehen, wesentlichen

*) Vgl. die Erläuterungen zu den lyrischen Gedichten I, 53.

Einfluß gewonnen, ist nichts weniger als glaubhaft. Das Bild Luisens war aus der Dichtung selbst hervorgewachsen, wenn auch Schiller einzelne Züge der Wirklichkeit entnahm, aus welcher der Dichter ja immer mehr oder weniger schöpft; ob er einen oder den andern Zug zu seiner Luise von Charlotten geliehen habe, bleibt sehr fraglich und ist im Grunde auch unerheblich, da eine tiefer gehende Beziehung der Dichtung auf diese durchaus fehlt. Nicht die Leidenschaft der Liebe, nicht der Gedanke, daß von Charlotten ihn der Unterschied der Stände trenne, hatten ihm sein bürgerliches Drama eingegeben, sondern die Absicht, einen tragischen Konflikt auf die Bühne zu bringen, und zwar zu einer Zeit, wo seine Gedanken auf nichts weniger als auf Lotten von Wolzogen gerichtet waren. Daß der Name des Hofmarschall von Kalb von dem Gemahle Eleonorens von Ostheim genommen sei, kann ich für nichts weniger als für eine sinnige Vermuthung halten, wie sie Palleske nennt, der selbst erkennt, daß der Name auf derselben Stufe steht mit dem Oberschenk von Bock (III, 2) und dem Sekretär Wurm, der mit dem in Meiningen gewonnenen Freunde von Wurmb nichts zu thun habe. Einige Züge zu seiner Luise dürfte der Dichter später von der Darstellerin derselben, Caroline Ziegler, hergenommen haben. Die jüngere Tochter Schwans, deren Bericht freilich nicht den Thatsachen entspricht, berichtet, er habe dieses schöne und blonde Mädchen sammt seinen Vergißmeinnichtaugen in Luisen kopirt.*)

Schon am 7. Dezember lernte Schiller den Bibliothekssekretär W. F. H. Reinwald in Meiningen kennen, der ihm Bücher nach Bauerbach zu leihen versprach. Unter den am 9. als erwünscht bezeichneten Büchern befinden sich auch Shakespeares Othello und Romeo und Julie, die er für den Schluß des Stückes zu benutzen gedachte,

*) Briefe an Schiller herausgegeben von Urlichs S. 32.

Robertsons Geschichte von Schottland und St. Réals Dom Carlos nouvelle historique, die auf seine Beschäftigung mit Maria Stuart und Karlos deuten. Acht Tage später verkündigt er Reinwald: „Nach Verfluß von 12 oder 14 Tagen bringe ich ein neues Trauerspiel zu Stande, davon ich Sie zum geheimen Richter ernennen will." Aber mit der Vollendung ging es nicht so rasch, als er dachte. Er kam darauf persönlich mit Reinwald zusammen. Da dieser ihm Romeo und Julie nicht geschickt hatte, so bat er am 23., diese ihm doch baldmöglichst zu verschaffen, weil er „etwas daraus zu seinem Stücke zu schlagen gedenke". Wenn er am 24. Januar an Freund Streicher schrieb, Luise Millerin sei fertig, so ist darauf nichts zu geben, da dieser ganze Brief, wie schon oben S. 3* bemerkt, auf Täuschung der Mannheimer berechnet war. Als er in der Nacht des 29. Januar Reinwald den gewünschten Prolog zur Wiedergenesung des Herzogs Georg von Meiningen schickt, bemerkt er: „Meine Luise Millerin geht mir im Kopf herum. Sie glauben nicht, wie es mich Zwang kostet, mich in eine andere Dichtart hineinzuarbeiten. — Ich bin wirklich sehr arbeitsam." Wahrscheinlich traten die neuen Pläne der Vollendung des ältern Stückes hindernd entgegen, über dessen Schluß er noch immer nicht mit sich einig werden konnte. Auch hatte er das satirische Gedicht Wunderseltsame Historia wahrscheinlich auf Reinwalds Antrieb geschrieben. Endlich in der ersten Hälfte des Februar (Frau von Wolzogen war bereits gegen den 24. Januar nach Stuttgart gereist, wo sie mehrere Monate zu weilen gedachte) vollendete er das ältere Stück. Am 14. Februar bittet er Reinwald um ein Buch recht gut Schreibpapier, seine Luise Millerin darauf abzuschreiben, da das holländische ihm die Federn so abstumpfe, und um etwas gute Dinte. Zugleich scheint er sich an den Buchhändler Weygand in Leipzig wegen Uebernahme des Verlages gewandt zu haben. Den

21. schreibt er an Reinwald: „Wenn ich nicht vortheilhaft mit Weygand fahren sollte, so habe ich ziemlich Lust, es mit der dessauischen Kasse (der Verlagskasse für Gelehrte und Künstler) zu probiren. Schreiben Sie mir nur das einzige, ob es bald gedruckt würde, wenn ich mich mit dieser einließe. Daß es nicht gleich bezahlt wird, weiß ich.“ Eine Woche später meldet er, Weygand habe sein Anerbieten mit offenen Armen umfaßt und sich zum Verlag aller seiner Schriften bereit erklärt; den Druck könne er aber nicht vor Ostern anfangen, Zahlung werde er gleich nach der Einsendung der Handschrift leisten. Aber Weygand verlangte auch eine in demselben Bande mit der Luise Millerin erscheinende prosaische Erzählung. Schiller konnte darauf nicht eingehn, versprach ihm aber dafür seine Maria Stuart.

Im März ward Schiller durch einen Brief Dalbergs überrascht. Dieser war durch die Mitglieder des Theaterausschusses oft an Schiller und dessen genialen Fiesko gemahnt worden; auch war des neuen bürgerlichen jetzt vollendeten Dramas gedacht worden, von dem Streicher den Schauspielern oft gesprochen, da er den ganzen Plan kannte und ihn so umständlich wie lebhaft entwickelte. Auch fühlte Dalberg das Bedürfniß, einen Dichter zur Seite zu haben, der ihn bei der Leitung der Bühne und den für diese zu machenden Bühnenbearbeitungen vorhandener Stücke unterstützte, und schon durch seinen Namen dem mannheimer Theater Glanz verleihe. So wandte er sich denn in einem freundlichen, die unterbrochene Verbindung erneuernden Briefe an den so schmählich aufgegebenen Dichter. Bald darauf traf ein Brief der Frau von Wolzogen ein, welcher die alle seine Hoffnung auf Lotten vernichtende, seine tiefste Eifersucht erregende Mittheilung enthielt, daß ein ihr verwandter Offizier und Hofjunker, ein Herr von Winckelmann, sich nicht abhalten lasse, nach Meiningen und Bauerbach zu kommen, was Schiller so unerträglich schien, daß er vor dessen Ankunft sich von Bauerbach zu entfernen beschloß. Sofort,

am 27. März, theilt er der Freundin seinen Entschluß mit, in diesem Falle Bauerbach zu verlassen, indem er sie zugleich seinetwegen beruhigt; nur wünschte er bald zu wissen, ob die Ankunft Winckelmanns unvermeidlich sei, um sich in diesem Falle wegen seiner Baarschaft darnach richten zu können, doch möge sie deshalb unbesorgt sein. „Die Mannheimer (die Schauspieler und etwa Schwan) verfolgen mich mit Anträgen um mein neues ungedrucktes Stück, und Dalberg hat auf eine verbindliche Art über seine Untreue Entschuldigung gethan. Ich kann also zu Ausgang des Mais so viel baar Geld zusammenbringen, daß ich nach Berlin reisen und einiges Geräthe anschaffen kann." Wie wenig er im Grunde darüber beruhigt war, zeigt seine Aeußerung von demselben Tage an Reinhard: „Mit Weygand bin ich fertig *), wie Sie aus dem Einschluß abnehmen werden. Ob ich mit Dalberg zu Stande kommen kann, zweifle ich. Ich kenne ihn ziemlich, und meine Luise Millerin hat verschiedene Eigenschaften an sich, welche auf dem Theater nicht wohl passiren; z. E. die gothische Vermischung von Komischem und Tragischem, die allzufreie Darstellung einiger mächtigen Narrenarten und die zerstreuende Mannigfaltigkeit des Details. Eröffnen Sie mir Ihre Meinung darüber. Eh' ich mich in einen weygandartigen (ihn hinhaltenden) Handel mit Dalbergen einlasse, will ich die Sache lieber gar nicht in Bewegung bringen." Er hatte sich unterdessen entschlossen, zunächst an Don Karlos zu gehn, auf dessen Bearbeitung Dalberg ihn schon im vorigen Sommer hingewiesen hatte. Erst nach einiger Zeit, am 3. April, antwortete er diesem in kühler, zurückhaltender, sein Selbstbewußtsein in höflicher Form bezeichnender Weise. Die Verspätung seiner Antwort schiebt er auf seine Verhandlnng mit

*) Ueber den Preis des Bogens waren sie nicht einig geworden; auch hatte wohl Weygand darauf bestanden, das Stück nicht allein zu geben.

Weygand über sein neues Stück, vor deren Beendigung er ihm nichts Entscheidendes habe schreiben können. Da es jetzt scheine, daß sie über den Preis desselben nicht einig werden könnten, so gebe er es ihm nicht. „Ew. Excellenz scheinen ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Versuchs, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatischen Feder zu haben", fährt er fort. „Ich wünschte nichts als solches zu verdienen; weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehn, nicht neuerdings aussetzen möchte, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen einiges von dem Stücke vorauszusagen. Außer der Vielfältigkeit der Charaktere und der Verwicklung der Handlung, der vielleicht allzu freien Satire und Verspottung einer vornehmen Narren- und Schurkenart hat dieses Trauerspiel auch diesen Mangel, daß Komisches mit Tragischem, Laune mit Schrecken wechselt und, obschon die Entwicklung tragisch genug ist, doch einige lustige Charaktere und Situationen hervorragen. Wenn diese Fehler, die ich Ew. Excellenz mit Absicht vorhersage, für die Bühne nichts Anstößiges haben, so glaube ich, daß Sie mit dem übrigen zufrieden sein werden. Fallen sie aber bei der Vorstellung zu sehr auf, so wird alles übrige, wenn es auch noch so vortrefflich wäre, für Ihren Endzweck unbrauchbar sein, und ich werde es besser zurückbehalten. Dieses überlasse ich nun dem Urtheil Ew. Excellenz. Meine Kritik würde zu viel von meiner Laune und Eigenliebe partizipiren." Daß er mit dem Stücke noch gar nicht fertig werden kann, verschweigt er. Dalberg, dem er aber zugleich mittheilt, daß er nun einen Don Karlos wirklich begonnen. Etwa eine Woche später*) berichtet er an Reinwald, der ihn um einen Epilog ersucht hatte: „Dalberg schreibt mir, ich möcht' ihm mein Stück ohne Verzug schicken. Ich hab' ihm viele

*) Maltzahn setzt den undatirten Brief wider alle Möglichkeit zwischen den 29. Januar und den 12. Februar.

Fehler davon geschrieben, damit er sehn sollte, wie wenig ich mich ihm aufdringen will. Er schreibt, daß es Tugenden für die Bühne wären. Karlos bleibt also liegen, bis Luise Millerin fertig ist.“ So hielt er sich jetzt an das ältere Stück, dessen Schluß ihm noch immer viele Noth machte, und ihn wohl nöthigte, auch im frühern manches zu verändern. Zum Unglück ergriff ihn aber bald wieder Karlos, dessen ersten Akt er am 12. April in acht bis zehn Tagen dem Freunde vorzulesen versprach. Mit schwärmerischer Liebe redet er zwei Tage später von diesem, der sein bestes Stück werden könne, den er gewissermaßen als sein Mädchen habe. Endlich aber fühlte er sich doch gedrungen, das ältere Trauerspiel zu beendigen. Auf einen vorwurfsvollen Brief über sein längeres Schweigen erwiedert er dem meininger Freunde: „Der Grund, warum wir uns schon so lange vermißten, ist in Wahrheit kein anderer als meine Eilfertigkeit in der Luise Millerin.*) Ich hätte sie endlich gerne aus dem Kopf, um mich gänzlich in meinen Karlos versenken zu können, Herrn von Dalberg, der mich pressirt, zu befriedigen und zugleich Ihnen solche kommuniziren zu können. In ohngefähr acht Tagen wird sie großentheils fertig sein; dann hätte ich eine Bitte an Sie, Freund, und den Hofprediger (J. G. Pfranger, der gegen Lessing und Goethe aufgetreten war), welche ist, daß Sie mir einen Tag schenken und zu mir hieher kommen. Ich muß die Minuten zählen, um fertig zu werden; sonst würd' ich Sie der Mühe überheben. — Wir essen in Bauerbach zu Mittag, ich traktire Sie mit Hühnern, und daß Sie sich verwundern sollen. Also ich rechne darauf, in höchstens acht Tagen seh' ich Sie beide hier. Meine Luise Millerin

*) Irrig ist Maltzahns Behauptung, Dalberg habe das Stück jetzt angenommen, aber Veränderungen für das Theater verlangt. Dies widerspricht allem, was wir wissen. Dalberg hatte die Einsendung des Stückes verlangt.

wird dann fertig sein, und Sie lesen sie uns vor. — Meine Luise Millerin hab' ich sehr verändert. Das ist etwas Verhaßtes, schon gemachte Sachen zernichten zu müssen." Die Sache ging nicht so rasch, wie er sich gedacht, und so verschob sich auch der Besuch. „Meine Luise Millerin jagt mich schon um 5 Uhr aus dem Bette", schreibt er am 3. Mai. „Da sitz' ich, spitze Federn und käue Gedanken. Es ist gewiß und wahrhaftig, daß der Zwang dem Geist alle Flügel abschneidet. So ängstlich für das Theater*), so hastig, weil ich pressirt bin, und doch ohne Tadel zu schreiben ist eine Kunst. Doch gewinnt meine Millerin, das fühl' ich. Vor Veränderung beben Sie nicht mehr zurück. Meine Lady interessirt mich fast so sehr als meine Dulzinea in Stuttgart."**) Den 9. war Reinwald mit Pfranger bei ihm zu Besuch, wo wohl das vom Stücke Vollendete vorgelesen ward. Am 17. befand sich Schiller wohl in Meiningen, von wo er am andern Morgen, ohne den Freund noch einmal zu sehn, nach Bauerbach eilte. Abends verspricht er ihm mit nächstem über Luise Millerin zu schreiben, und er bittet, seine Zweifel und Anfragen darüber mit kritischer Schärfe zu entscheiden. Ueber den Veranstaltungen zum festlichen Empfang der Frau von Wolzogen und diesem selbst blieb das Stück wieder liegen. „Wärmer kehre ich zu Ihnen wie zu dieser zurück", äußerte er am 22. gegen Reinwald. Aber er konnte noch immer nicht über den Schluß mit sich einig werden. An Reinwald, der nach Pfingsten eine Reise nach Gotha und Weimar vorhatte, schreibt er den 14. Juni: „Meine Luise Millerin muß ich Ihnen im Original mittheilen; denn

*) Er ist ängstlich besorgt, daß alles auf der Bühne mit Erfolg dargestellt werden könne.

**) Die als Laura gefeierte Frau Hauptmann Vischer. Schiller war damals mit dem Schlusse des vierten Aufzugs beschäftigt. Der Vergleich scheint darauf zu deuten, daß die Lady nur seine Phantasieliebe sei.

schwerlich wird so viel Zeit übrig sein, daß man sie abschreiben lassen kann. Mehr als zwei oder drei Akte bekommen Sie schwerlich mit, aber ich will Ihnen die übrigen nach Gotha nachschicken, wenn ich erst einen Brief von Ihnen werde bekommen haben, ob die erstern Appetit werden gemacht haben. Gott dem Allmächtigen will ich danken, wenn ich fertig bin. Ganze vierzehn Tage ist kaum was daran gethan worden, weil ich immer schwankte und meine streitenden Gefühle nicht zu vereinigen wußte. Sondiren Sie doch Wielanden wegen dem bestmöglichsten Verkauf von dergleichen Schriften. Sehr gerne möcht' ich sie bald drucken lassen; denn ich brauche Geld und wünschte zugleich meinen Namen dadurch etwas mehr auszubreiten." Die leidenschaftliche Neigung zu Lotten quälte den Dichter, der keine Aussicht sah, dieser ein entsprechendes Auskommen anbieten zu können. Seine Hoffnung war zunächst auf Mannheim gerichtet, wo er mit Dalberg wegen seiner Luise Millerin und weiterer Stücke abzuschließen gedachte. Frau von Wolzogen bot ihm an, ihn zu dieser Reise auszustatten, von der niemand wissen durfte; vorher aber mußte er seine Luise Millerin zum Abschlusse bringen, was ihm erst im Juli gelang. Am 10. schrieb er Reinwald, er werde ihm sein Stück nicht schicken können, weil er in längstens 12 Tagen seinem Onkel aus London an die schwäbische Grenze entgegenreisen werde, durch den er in England bekannt werden könnte und dem er sein Stück zeigen müsse. Auch dem Freunde verrieth er der Zweck seiner Reise nicht.

Als Schiller am Abend des 27. Juli in Mannheim ankam, waren Dalberg und Iffland gerade abwesend. Sein neues Stück las er Schwan vor, der damit äußerst zufrieden war. Erst am 10. August traf Dalberg ein. Drei Tage später fand unter dessen Vorsitz eine Vorlesung der Luise Millerin statt, deren Erfolg nicht ungünstig gewesen zu sein scheint. Er ward auf ein Jahr mit

einem Gehalt von 300 Gulden angestellt, wofür er sich verpflichtete, Fiesko, Luise Millerin und noch ein drittes Stück auf die Bühne zu bringen; von jedem Stücke sollte er die ganze Einnahme einer von ihm selbst zu bestimmenden Vorstellung erhalten. Nach einem Fieberanfalle, von dem er nur langsam genas, fragt er Ende September brieflich den auf dem Lande weilenden Dalberg, ob er zuerst den Fiesko oder Luise Millerin endigen soll. Der Ausdruck deutet auf eine Theaterbearbeitung der beiden Stücke; vollendet waren sie beide. Das „Endigen" der beiden Stücke sei zusammen ein Geschäft für vier Wochen. Wahrscheinlich werde Dalbergs Wahl auf Fiesko fallen, da dieses gegen das andere kleinere und einfachere Stück für die Karnevalszeit bestimmt werden dürfte. Die Verschwörung des Fiesko ward am 11. Januar 1784 auf das prächtigste aufgeführt. Luise Millerin wurde vor der Aufführung gedruckt. Offenbar gehört es zu den manchen irrigen Behauptungen von Schwans jüngerer Tochter, sie hätten das Stück nach und nach entstehn sehn, als ob dasselbe erst während des Druckes entstanden wäre. Sie erzählt nämlich: „Schiller hatte damals das dreitägige Fieber, kam aber immer zwei Abende dazwischen zu meinem Vater und las ihm vor, was wieder entstanden war, oder ließ es meine Schwester vorlesen; den dritten Abend, wo das Fieber kam, schickte er den Aushängebogen. — Mein Vater bekam oft Händel mit Schillern und nannte ihn einen Schinder, einen Folterknecht ꝛc." Ja, sie will uns sogar glauben machen, Luisens Erwähnung der Brieftasche, die sie Ferdinand versprochen und angefangen (V, 7), habe ihrer Schwester gegolten, die sich dadurch getroffen gefühlt und sich beeilt habe. Möglich wäre es, daß er damals einige Züge von Karoline Ziegler genommen, welche Luisen darstellen sollte. Daß Schiller die Rolle ganz nach ihr und für sie geschrieben, ist eine arge Uebertreibung, ja Entstellung.

Schon im Januar ward der Druck begonnen, der sich aber länger verzogen zu haben scheint, als Schiller dachte.*) Streicher berichtet, Schiller habe nur wenig hinzugefügt, aber manches dagegen weglassen müssen. „Schien ihm auch dieses ganze bürgerliche Trauerspiel ziemlich mangelhaft angelegt, so ließ sich doch an den Szenen, die den meisten Antheil zu erregen versprachen, nichts mehr ändern, sondern er mußte sich begnügen, die hohe Sprache herabzustimmen, hier einige Züge zu mildern und wieder andere ganz zu verwischen. Manche Auftritte, und zwar nicht die unbedeutendsten, gründen sich auf Sagen**), die damals verbreitet waren und deren Anführung viele Seiten ausfüllen würde. Der Dichter glaubte solche hier an den schicklichen Platz stellen zu sollen, und gab sich nur Mühe, alles so einzukleiden, daß weder Ort noch Person leicht zu errathen waren, damit nicht üble Folgen für ihn daraus entstünden.***) Während dieser Umarbeitung brachte Iffland sein Verbrechen aus Ehrsucht auf die Bühne. Er war so artig, es Schillern vor der Aufführung einzuhändigen und ihm zu überlassen, welche Benennung dieses Familienstück führen solle, und dem der bezeichnende Name, den es noch heute führt, ertheilt wurde. Der außerordentliche Bei-

*) An Wilhelm von Wolzogen schreibt Schiller den 18. Januar: „Wirklich druckt man an meiner Luise Millerin, welche in höchstens vier Wochen zu haben sein wird.“ Aber am 8. Februar meldet er Großmann, Kabale und Liebe könne in vier bis fünf Wochen die Presse verlassen. In der Zwischenzeit hatte das Stück den neuen Namen erhalten; der Druck wurde, vielleicht in Folge mancher Veränderungen, nicht so rasch gefördert, als Schiller geglaubt hatte. Wenn es im Briefe an Zumsteeg vom 19. Januar heißt: „In nächster Woche kannst Du mein neues Stück Luise Millerin gedruckt haben“, so ist in nächster Woche ohne Zweifel verlesen, wohl statt „in vier Wochen“.

**) Dies dürfte kaum in strengem Sinne zu nehmen sein.

***) Als ob nicht die dichterische Komposition an sich manche Umgestaltungen bedingt hätte.

fall, den dieſes Stück erhielt, machte die Freunde Schillers nicht wenig beſorgt, daß dadurch ſeine Luiſe Millerin in den Schatten geſtellt werde; denn niemand erinnerte ſich, daß ein bürgerliches Schauſpiel jemals ſo vielen Eindruck hervorgebracht hatte. Letzteres durfte jedoch meiſtens der Darſtellung beigemeſſen werden, die ſo lebendig, der ganzen Handlung ſo angemeſſen war und in allen Theilen ſo rund von ſtatten ging, daß man den innern Gehalt ganz vergaß und, von der Begeiſterung des Publikums mit fortgeriſſen, ſich willig täuſchen ließ. Nicht lange nachher kam die Vorſtellung des neuen Trauerſpiels unſeres Dichters an die Reihe, welchem Iffland, dem es vorher übergeben wurde, die Aufſchrift Kabale und Liebe ertheilte." Unter dieſem Titel erſchien es in der Schwanſchen Hofbuchhandlung in Mannheim mit einer Vignette, einem Silhouettenkopf in einem Medaillon, und einer Widmung an Dalberg, auch mit den Räubern und Fieſko verbunden unter dem Titel: „Trauerſpiele zum erſtenmal aufgeführt auf der mannheimer Nationalſchaubühne"; ausgegeben ward es aber wohl erſt nach der erſten Aufführung."*) Der Druck iſt ſehr genau, hat nur wenige, leicht zu verbeſſernde Fehler, die aber zum Theil bis heute ſich erhalten haben.

Zur Aufführung kam das Stück erſt am 9. März. Streicher berichtet: „Um der Aufführung recht ungeſtört beiwohnen zu können, hatte Schiller eine Loge beſtanden und ſeinen Freund Streicher zu

*) Gegen Reinwald äußert Schiller, am 1. Mai, er ſei feſt entſchloſſen geweſen, ihm perſönlich das Stück nach der erſten Vorſtellung zu bringen, aber durch eine traurige Nothwendigkeit davon abgehalten worden. Aus einem undatirten Briefe ſehen wir, daß Schiller ein Exemplar ſeinem Vater geſchickt hatte, der aber niemand etwas davon ſagte, weil er gewiſſer Stellen wegen (ſolcher, die man auf ſtuttgarter Verhältniſſe deuten könnte) nicht merken laſſen dürfe, daß das Stück ihm gefallen habe.

sich dahin eingeladen. Ruhig, heiter, aber in sich gekehrt und nur wenige Worte wechselnd, erwartete er das Aufrauschen des Vorhanges. Aber als man die Handlung begann, wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der untern gegen die Oberlippe, das Zusammenziehen der Augenbraunen, wenn etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten — wer könnte dies beschreiben! Während des ganzen ersten Aufzuges entschlüpfte ihm kein Wort, und nur bei dem Schlusse desselben wurde ein: „Es geht gut" gehört. Der zweite Akt wurde sehr lebhaft, und vorzüglich der Schluß desselben mit so vielem Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in stürmisches, einmüthiges Beifallrufen und Klatschen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publikum verbeugte. In seinen Mienen, der edlen, stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug gethan zu haben, sowie die Zufriedenheit darüber, daß seine Verdienste anerkannt und mit Auszeichnung beehrt würden." Schiller selbst schrieb an Reinwald, das Stück sei mit aller Vollkommenheit, deren die Schauspieler fähig gewesen, unter lautem Beifall und den heftigsten Bewegungen der Zuschauer gegeben worden. Luise ward von Madame Beck, Ferdinand von ihrem erst vor kurzem ihr angetrauten Gatten gegeben; denn erst nach einiger Zeit war es diesen gelungen, die wegen Religionsverschiedenheit ihrer Vermälung entgegentretenden Kabalen der Geistlichkeit zu überwinden. Iffland hatte sich die Rolle Wurms gewählt; den Präsidenten spielte Bök, den Musikus Miller Beil, die Milford Frau Rennschüb. Die Rolle des Kammerdieners war, um die Beziehung auf den schmählichen Soldatenverkauf nach Amerika zu vermeiden, gestrichen, so daß II, 2 bis zu dem zweiten Auftreten

des Bedienten wegfiel. Am 15. April und am 9. Mai*) wurde das Stück wiederholt. Eine Woche später gingen Beil und Iffland in Schillers Begleitung nach Frankfurt, um dort bei der großmannschen Truppe Gastrollen zu geben. Am 30. April kam Ifflands Verbrechen aus Ehrsucht zur Aufführung, das mit außerordentlichem Beifall gegeben wurde, am 1. Mai Schröders Väterliche Rache. Zwei Tage später folgte Kabale und Liebe, womit Großmann schon am 13. die Vorstellungen eröffnet hatte.**) Schiller hätte die Aufführung gern hintertrieben. „Ich gestehe", schreibt er an Dalberg, „daß mir bei den schrecklichen Aussichten auf meine Lady und dergleichen bange ist konvulsivische Bewegungen auszustehn wie ein Verurtheilter. — Indessen hoffe ich, daß meine Gegenwart, verbunden mit Ifflands und Beils Spiel, mehr bewirken soll, als Frankfurt von Großmanns Gesellschaft erwartet. Iffland wird den Kammerdiener spielen, den ich mit Weglassung aller amerikanischer Beziehungen***) wieder ins Stück hineingeschoben habe."†) Es folgten weitere Aufführungen in Göttingen am 3. August, in Leipzig am 17. September.

*) An diesem Abend war Schiller mit Charlotte von Kalb und deren Gatten im Theater. Erstere berichtet, Schiller habe Abends die Schauspieler gebeten, nicht den Namen von Kalb, den er dem lächerlichen Hofmarschall gegeben, auszusprechen. Dagegen erzählt Streicher, dieser habe ihnen seine Absicht mitgetheilt, dem Hofmarschall einen andern Namen geben zu lassen, wovon sie ihn aber aus dem sehr richtigen Grunde abgehalten, eine solche Aenderung müsse die Vermuthung veranlassen, es sei wirklich auf einen aus ihrer Familie abgesehen gewesen.

**) Goethes Mutter schreibt den 12. April an Fritz von Stein: „Uebermorgen geht unser Schauspiel wieder an, und zwar wird ein ganz neues Stück gegeben, Kabale und Liebe, von Schiller, dem Verfasser der Räuber. Alles verlangt darauf und es wird sehr voll werden."

***) Fielen bei der frankfurter Vorstellung bloß die zweimal vorkommenden Worte nach Amerika weg oder fand eine weitere Aenderung statt?

†) Reinwald bedauerte, daß die frankfurter Zeitung „beinah aus Ifflands Stück mehr Rühmens gemacht als aus Schillers herrlichem letzten Trauerspiel".

Die gothaer gelehrte Zeitung brachte eine der ersten Anzeigen des neuen Stückes. Schiller fand hier, wie er am 7. Juni an Dalberg schreibt, sein Stück „so obenein rezensirt, gut gemeint, aber ohne alle Befriedigung für den nach der Sache begierigen Leser". Der Beurtheiler, wahrscheinlich Reinwald, meinte, wenn auch einige Leser die beiden vorigen Stücken Schillers dem neuen vorziehen sollten, so habe doch auch dieses wirklich herrliche Szenen und die Charaktere seien vortrefflich durchgeführt. Die berliner Literatur- und Theaterzeitung wies auf Gemmingens deutschen Hausvater hin, aus dem die Hauptcharaktere genommen seien, ohne irgend die tragische Spannung der Handlung und den scharf gezeichneten Hintergrund des allgemeinen Verderbnisses des Hofes hervorzuheben. Eine sehr scharfe Beurtheilung lieferte K. Ph. Moritz am 20. Juli in der von ihm redigirten Vossischen Zeitung in Berlin. Noch bitterer und wegwerfender äußerte er sich, als er vernommen, man sei hin und wieder mit seinem Urtheil nicht zufrieden gewesen, in dem eingehenden Aufsatze: „Noch etwas über das Schillerische Trauerspiel Kabale und Liebe" am 4. September. Den Präsidenten erklärt er für ein Ungeheuer, wie sie nicht auf der Bühne erscheinen sollten, da man gar nicht erfahre, wie er so geworden; mit solchen Bildern werde weder der Verstand noch das Herz gebessert. Miller sei der Maler des Hausvaters, aber in schillerscher Manier dargestellt; es sei ekelhaft in solchem schillerschen Wust zu wühlen. Millers Frau erscheine als ein äußerst niederträchtiges, pöbelhaftes Weib, er selbst sei ein durchaus pöbelhafter, ungezogener Kerl. Die Widersprüche und der Unsinn in den schillerschen Charakteren schwämmen schon auf der Oberfläche. Luise, die Heldin, mache einen sonderbaren Kontrast mit den Reden ihrer Eltern; sie sei eine affektirte Zierpuppe. Schiller möge erst die Sprache der Natur von elenden, zusammengestoppelten Phrasen und auswendig gelernter Bühnensprache

unterscheiden lernen. Ferdinand vollends war ihm ein unausstehlicher Mensch, der immer das Maul erschrecklich voll nehme und am Ende doch wie ein Geck handle. Wenn Schiller meine, die Sprache, die er ihn im letzten Aufzuge führen lasse, sei stark und erschüttere Mark und Bein, so irre er sich gar sehr; es sei fader Unsinn, der ein mitleidiges Achselzucken über dergleichen Ausdrücke verursache, die einen Bruch der Vernunft beim Verfasser befürchten ließen. „Sobald der Ferdinand anfängt, vernünftiger zu reden, schmückt sich auch der Verfasser mit fremden Federn und schreibt die ganze letzte schaudervolle Szene zwischen dem Othello und der Desdemona aus dem Shakespeare aus, aber freilich auch in der schillerschen Manier. „Sie soll daran!“ drückt sich z. B. Ferdinand auf gut henkermäßig aus. Das übrige alles, mit der Lüge, womit sie nicht aus der Welt fahren solle, und daß er noch für ihre Seele Sorge trägt u. s. w., ist fast wörtlich aus dem Shakespeare.“ Wenn letzterer sich sein ganzes Stück hindurch Mühe gebe, Othellos Eifersucht zu begründen, so wisse Schiller dies durch ein paar Szenen zu bewirken. Erst gegen das Ende des Stücks fange Ferdinands Eifersucht aus einer höchst unwahrscheinlichen Ursache an, und er sei so einfältig, sich einer Metze wegen, wofür er Luisen halte, mit zu vergiften, was er vielmehr bei Entdeckung ihrer Unschuld hätte thun sollen, wie Shakespeares Othello sich erst dann ersteche. Lady Milford spreche für eine Mätresse in einem viel zu preziösen Tone und deklamire viel zu viel von Tugend; sonst hätte aus den Szenen, worin sie erscheine, gewiß etwas werden können, würde nicht unter Schillers Händen alles zu Schaum und Blase. Auch der Hofmarschall eines deutschen Fürsten verdiene noch eine dramatische Behandlung, aber hier sei er viel zu kraß gezeichnet, da man nur den Verfasser zu hören glaube, der sich über ihn lustig mache. Die Geschichte der Milford hätte allein Stoff genug zu einem sehr interessanten Drama gegeben, aber freilich sei es leichter,

viele sonderbare, fürchterliche Geschichten zusammenzuhäufen als eine einzige mühsam auszuarbeiten. Das Rechten mit der Gottheit, das im Augenblick des höchsten Schmerzes etwas Fürchterliches und Erhabenes habe, werde durch die öftere Wiederholung unsinnig und abgeschmackt, und sei nur eine elende Zuflucht des Verfassers, der, da es ihm an der Kunst, das Herz zu rühren, gänzlich fehle, wenigstens durch das Gräßliche das Gemüth betäuben wolle. Bloß der Unwille darüber, daß ein Mensch das Publikum durch falschen Schimmer blende, ihm Staub in die Augen streue und auf solche Weise den Beifall zu erschleichen suche, den sich ein Lessing und andere mit allen ihren Talenten und dem eifrigsten Kunstfleiß kaum zu erwerben vermocht, hätten ihn zu dieser ekelhaften Beschäftigung mit dem schillerschen Schmutz anspornen können. Die Beurtheilung erregte besonders unter der berliner Jugend den bittersten Aerger. Der damals sechsundzwanzigjährige Zelter war so erzürnt darüber, daß er den Verfasser der Kritik hätte todtschlagen können, und sich kaum durch den Zuspruch seines Vaters beruhigen ließ.

Die Zeit hat über diese berüchtigte, den Dichter wie einen leibigen Schmierer behandelnde Kritik, die man noch nicht vergessen hatte, als Moritz vier Jahre später nach Weimar kam, ihr Urtheil gesprochen, Berlin selbst that es durch den ungeheuern Beifall, den das Stück auf der Bühne fand, auf der es vom 22. November bis zum 23. Dezember sechsmal aufgeführt wurde. Fleck gab den Ferdinand, Withöft den Miller, Mademoiselle Withöft Luise, Mademoiselle Döbbelin die Milford. Bis zum Ende des Jahres 1875 wurde das Stück 197 mal in Berlin gegeben, also 12 mal mehr als die schon früher auf die Bühne gekommenen Räuber. „Was dieses Stück vor fünfzig Jahren auf mich und sämmtliche Sprudeljugend für elektrische Macht ausgeübt hat, magst Du Dir denken", schreibt Zelter

am 6. Mai 1830 an Goethe. „Es gehört in jene Zeit und ist insofern ein geschichtliches Stück, voll Kraft und Geist, trotz der niederträchtigen Gesellschaft, die sich darin befehdet.“ Einen Bericht über die Vorstellungen zu Berlin lieferte Engel in seinem Magazin der Philosophie und schönen Literatur, wobei er Gemmingens deutschen Hausvater als Quelle des Stückes hervorhob. Goethe selbst hörte unzweifelhaft von dem Eindrucke, den das Stück auch in Weimar machte, wo es zweimal, während er gerade abwesend war, am 28. Mai und am 12. November 1785, von der bellomoschen Truppe aufgeführt wurde. Schröder gab es zum Schlusse seiner Vorstellungen in Altona am 12. und 15. August 1785; er spielte den Miller, seine Frau die Milford. Obgleich er Schiller für das größte lebende dramatische Talent hielt, haßte er ihn doch, wie er zwei Monate vorher schrieb, weil er den regellosen Schauspielen, die Kunst und Geschmack zu Grunde richteten, wieder eine Bahn eröffnete und nur die Kasse verleite ihn, Stücke von ihm zu geben, was freilich nicht durchaus strenge zu nehmen ist, da manche von Schillers Charakteren dem Schauspieler eine hohe, sehr dankbare Aufgabe stellten. Auch zu Stuttgart gab der Oberst von Seeger die Erlaubniß zur Aufführung des Stückes, der zwei Schwestern Schillers unentgeldlich beiwohnten, aber die vornehme Welt fühlte sich durch die schonungslose Aufdeckung ihrer das Volk ausbeutenden und verpestenden Unsittlichkeit so getroffen, daß der Herzog, bei dem man sich darüber beschwerte, dem Obersten einen Verweis ertheilte und die Wiederholung des Stückes verbot.

Schiller, der unterdessen an seinen Karlos gegangen war, mit dem er schnellern und größern Ruhm zu erwerben gedachte als durch noch so herrlich ausgeführte bürgerliche Sujets, sollte sich bald durch die Aufführung von Kabale und Liebe auf der mannheimer

Bühne selbst bitter verletzt fühlen.*) Am 19. Januar 1785 beklo
er sich bei Dalberg, daß sein Stück bei der gestrigen Aufführu
durch das nachlässige Einstudiren der meisten Schauspieler „ganz
Lumpen zerrissen worden". „Ich habe statt meines Textes ni
selten Unsinn anhören müssen. Wenn unsere Herren Schauspiel
einmal die Sprache in der Gewalt haben werden, dann ist es alle
falls auch Zeit, daß sie ihrer Bequemlichkeit mit Extemporiren
Hülfe kommen." Leider könne er dies nur auf Rechnung des gut
Willens der Schauspieler setzen, die in den mittelmäßigsten Stück
vortrefflich, ja groß gewesen, in den seinigen gewöhnlich unter s
selbst sänken. „Die Frauenzimmerrollen und Herrn Beck ausgenor
men, dem ich es gerne vergebe, daß ihm die Rolle etwas fremd
geworden ist, und der die Lücken seines Spiels durch einige meiste
hafte Pinselstriche wieder gut machte, sind die mehresten andern Roll
unerhört vernachlässigt worden." Er sei entschlossen sich in sein
rheinischen Thalia darüber weitläufiger auszulassen. Ein Dichte
der drei Stücke auf die Schaubühne gebracht, worunter die Räub
seien, habe, wie er glaube und hoffe, einiges Recht, Mangel an Ac
tung zu rügen. In dem Tagebuch der Vorstellungen des mannheim
Nationaltheaters, das er im Märzheft der Thalia gab, äußerte

*) Schon vorher hatte er sich durch die Aufführung von Gotters Posse d
schwarze Mann, die für Goethe in anderer Weise eine so leidige Wirku
haben sollte (vgl. den Brief an Frau von Stein vom 20. Februar 1789), l
leidigt fühlen müssen, da man den in derselben auftretenden schlechten Bühnendich
auf Schiller deutete, weshalb Iffland am 19. September 1784 Dalberg bringe
ersuchte, das Stück nicht wiederholen zu lassen. „Ich habe ängstlich (bei der D
stellung) jede Analogie vermieden, dennoch hat man gierig Schiller zu dem Gemäl
sitzen lassen. Schon damit ist die Unfehlbarkeit von Schiller genommen, die U
verletzbarkeit des großen Mannes. Wie soll er nun mit seinen Werken auftrete
Je mehr Erhabenheit und Plattheit sich nahe grenzen, wie soll der Pöbel ihn je
distinguiren, da die Bahn geöffnet scheint, ihn zu persifliren!"

sich über die Aufführung vom 18. Januar (bis zum 3. März kam kein weiteres Stück Schillers vor) weniger unwillig. Er bemerkte: „Herr Beck als Major überraschte einigemal durch Größe seines tragischen Spiels selbst den Verfasser. Demoiselle Baumann spielte die Luise Millerin ganz vortrefflich und in den letzten Akten vorzüglich mit sehr viel Empfindung. Madame Rennschüb spielte in der Rolle der Engländerin manches vortrefflich, aber sie ist ihr nicht ganz gewachsen. Dennoch würde Madame Rennschüb eine der ersten Schauspielerinnen sein, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in Acht nehmen wollte.*) Herr Beil erfüllte die launigte Rolle des Musikus, so viel er wenigstens davon auswendig wußte. Den Hofmarschall spielt Herr Rennschüb ganz vortrefflich. Auch Herr Pöschel gefiel in dem fürstlichen Kammerdiener.“ Des Präsidenten (Bök) und Wurms (Iffland) wird hier nicht gedacht. Schiller verlor bei solcher Behandlung alle Lust an der Bühne. Voll Unmuth riß er sich von Mannheim los und eilte zu den neugewonnenen sächsischen Freunden. Sein Karlos sollte gar kein Bühnenstück werden; erst Schröders Theilnahme gewann ihn wieder dem Theater. Er kenne nunmehr, schrieb er diesem am 12. September 1786, die Grenzen recht gut, welche bretterne Wände und alle nothwendigen Umstände des Theatergesetzes dem Dichter vorschrieben, aber von den engern Grenzen, die der große Schauspieler und Denker leicht überspringe, wünschte er von Schröder befreit zu werden; dann sollten alle seine weitern Stücke für seine Bühne bestimmt sein. Für die frühern Dramen, von denen er die Räuber am höchsten stellte, that er nichts. Daß Schwan, der früher bedauert hatte, des Nachdruckes wegen ihm für Fiesko nur

*) Von Frankfurt aus hatte er im vorigen Jahre an Rennschüb geschrieben: „Mir ist Angst für die hiesige Lady; Ihre Frau hat mich genug (ganz?) verwöhnt.“

ein so geringes Honorar geben zu können, als eine zweite Auflage sich nöthig gemacht hatte, dieses that, ohne nur ihm ein Wort zu sagen und neues Honorar anzubieten, empörte ihn, und er beschloß eine neue Ausgabe seiner beiden ersten Stücke in einer „durchgängig korrektern Behandlung" herauszugeben, wozu es indessen nicht kam. Auch von Kabale und Liebe lieferte der Verleger in den Jahren 1785 und 1786 zwei neue Auflagen, die manche später fortgepflanzte Druckfehler brachten. In der in zwei Abdrücken erschienenen von 1786 wurde in der Rechtschreibung und den Sprachformen manches nach neuern Grundsätzen, zuweilen ganz ungehörig, geändert. Nachdrücke liefen nebenher. Die neuen Drucke wurden auch, wie schon die erste, mit frühern, 1788 mit der in diesem Jahre gedruckten Ausgabe der beiden andern Dramen zu einem Bande unter dem Gesammttitel Trauerspiele von Friedrich Schiller verbunden. Schiller trat dem gewissenlosen Treiben des Verlegers, der sich durch das einmalige knappe Honorar zum Herrn des Stückes gemacht, nicht entgegen. 1787 brachte das Tagebuch der mannheimer Hofbühne auch über unser Drama und dessen Aufführung eine scharfe Kritik, die aber den Dichter ruhig lassen konnte, der sich seines Stückes nicht zu schämen brauchte und von der Gewalt überzeugt war, die es auf den Zuschauer üben mußte, da es aus seinem Herzen geflossen war und die Schäden des Hoftreibens scharf traf.

Von der unter Goethe stehenden weimarer Truppe wurde von Schillers Stücken zuerst Karlos auf den Wunsch des Koadjutors in Erfurt mit einigen von Schiller gemachten Aenderungen, dann auch am 28. Februar 1792 in Weimar gegeben.*) Da Schiller geäußert hatte, er wolle nächstens eine neue verbesserte Auflage der Räuber und des Fiesko veranstalten, so wünschte das weimarer Theater

*) Vgl. Briefe an Schiller S. 118 f.

auch diese zu haben. Die Räuber wurden wirklich am 9 Juni, wohl nach Schillers Aenderungen, gegeben und im November wiederholt. Die beiden andern Stücke aber blieben zurück. Goethe bat gleich in den ersten Monaten seiner Verbindung mit Schiller, im September 1794, dieser möge Fiesko und Kabale und Liebe „etwas für die Bühne retouchiren", damit sie ein bleibendes Eigenthum des Theaters würden. Und so betraten denn beide, wenn auch mit wenigen Aenderungen, die weimarer Bühne, die ja selbst Kotzebues Menschenhaß und Reue den Zutritt nicht hatte verweigern können. Eine wirklich von Schiller gemachte Durchsicht für die Bühne ist bis jetzt nicht nachgewiesen. J. Meyer erwähnt eine Handschrift im hamburger Theaterarchiv mit dem vielfach gekürzten Texte der ersten Ausgabe. Da die historisch-kritische Ausgabe derselben gar nicht gedenkt, muß sie wohl ohne alle Bedeutung sein. Der leipziger Schillerverein besitzt ein Exemplar der ersten Ausgabe, das offenbar bei einer Bühne benutzt worden ist; denn einzelne anstößige Ausdrücke sind hier verändert, andere gestrichen, dagegen oft durch aufgeklebte Zettel das Gestrichene wiederhergestellt. Meyer hat mit vollem Rechte Eckardts Annahme, es liege hier eine begonnene Umarbeitung Schillers selbst vor, als irrig bezeichnet. Die historisch-kritische Ausgabe gibt die Aenderung dieses Exemplars nach Meyer und Eckardt, ohne sich irgend über die Bedeutung derselben zu erklären. Wenn Eckardt daraus, daß der Schluß von IV, 8 von den Worten „nicht fähig, ein Geschöpf" (nicht, wie er angibt, von „Eine Seligkeit") an gestrichen ist, den Schluß zieht, Schiller habe diese Stelle umarbeiten wollen, so ist vielmehr anzunehmen, daß hier ein aufgeklebter Zettel verloren gegangen, der eine verkürzte Gestalt derselben gab. Daraus, daß im Stücke immer Herzog, Herzogin, Herzogthum in Fürst, Fürstin, Fürstenthum oder in das unbestimmte man, er geändert ist, kann man keinen Schluß auf die Gegend des Theaters

machen, dem unser Exemplar angehört hat; denn der Korrektor folgte hier nicht nur dem Personenverzeichnisse, das dreimal Fürst hat, sondern auch dem häufigern Gebrauch im Stücke selbst, und Herzog ist auch mehrmal stehen geblieben, wie einmal II, 3, zweimal IV, 9, mehrmal III, 6, wenn anders die historisch-kritische Ausgabe hier genau ist. Auch ist immer in diesem Exemplar Kunstpfeifer statt Geiger gesetzt und im Personenverzeichniß bei der Bezeichnung Millers als „Stadtmusikant oder, wie man sie an einigen Orten nennt, Kunstpfeifer" sind die Worte „wie man sie an einigen Orten nennt" gestrichen.

In England erschien 1795 eine Uebersetzung des Stückes von J. J. K. Timäus, von der im Jahre darauf eine neue Auflage für England und Deutschland in Leipzig veranstaltet wurde; zwei Jahre später folgte eine andere unter dem Titel The Minister von M. G. Lewis. In Frankreich erschien damals von Kabale und Liebe so wenig wie von den Räubern eine Uebersetzung.

Die neuen Ausgaben des Stückes von 1796 und 1802 (letztere ein Doppeldruck) erschienen ohne Schillers Zuthun, mit einzelnen zum Theil ungehörigen Abweichungen. Die letztere wurde nach Schillers Tod bei dem Abdruck im Theater zu Grunde gelegt, da Schiller selbst kein Exemplar mehr besaß.*) Goedekes Vermuthung einer gemeinsamen Quelle der Ausgabe von 1802 und des Abdrucks im Theater ist gar zu wunderlich. Der Korrektor der Ausgabe im Theater, aus welcher die gleichzeitige „neue verbesserte Ausgabe" des einzelnen Stückes nur ein besonderer Abdruck ist, hat, wie Meyer bemerkt, kein anderes Verdienst um den Text, als daß er ihn mit ungefähr 400 neuen Ausrufungszeichen und einigen schwachen Konjekturen ausgestattet hat. Körner folgte dem Abdruck des Theaters,

*) Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 560.

erlaubte sich aber manche Milderungen des Ausdrucks. Alle folgenden Ausgaben blieben ohne wesentliche Verbesserungen auf Grund einer Vergleichung des ersten Druckes, wie sie erst 1844 J. Meyer zur entschiedenen Verbesserung des Textes anstellte. Ueber einzelnes hat dieser sich in seinen „Neuen Beiträgen zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des schillerschen Textes" (1860) S. 72 ff. ausgesprochen.

Auf der deutschen Bühne hat sich Kabale und Liebe mit ungeschwächter Kraft neben den Räubern erhalten, mit denen das Stück im ganzen das gleiche Schicksal theilte. Vgl. die Erläuterungen zu diesen S. 81 f. 88 ff. Zur Aufführung des Stückes bedurfte es bei seinem einfachen Gange viel weniger Aenderungen als in den beiden ersten Dramen, die dazu in doppelter Gestalt vom Dichter selbst vorlagen, weshalb sich denn auch kein Plümicke an ihm vergriff; man brauchte nur hier und da etwas zu kürzen, den derben Ausdruck abzuschwächen und, wenn man es für nöthig fand, den überspannten auf den gewohnten Theaterton zu stimmen. Was Kabale und Liebe über die gewöhnlichen bürgerlichen Schauspiele hob, in denen Iffland vor allen glänzte und durch die wirklich edle Gesinnung, die aus seinen psychologisch fein durchgeführten Familiengemälden sprach, nachhaltig anzog, war der höhere Schwung des Dichters und die scharfe Verdammung der gemeinen, Sitte und Recht verhönenden, das Volk nur zum edlen Spiel der Verschwendung, der Wollust, des Ehrgeizes und der Habsucht mißbrauchenden Wirthschaft an kleinern deutschen Höfen. Dieses vom glühenden Gefühle der Verletzung der heiligsten Menschenrechte eingegebene, wie ein vernichtender Blitzstrahl wirkende Gericht über Fürstenschwindel, Maitressenwirthschaft und Sittenverderbniß in den höhern, um die Hofsonne kreisenden Ständen gibt noch heute dem Stücke neben Lessings das Bürgerleben ausschließender Emilia Galotti eine mächtige Anziehungskraft.

So ist es auch nicht zu verwundern, daß man in Frankreich und Italien, wo das Stück lange unbeachtet blieb, besonders seit dem Anbruch der mit der Zerstörung der napoleonischen Weltherrschaft beginnenden neuern Zeit, mit entschiedener Vorliebe sich demselben zugewandt hat. Schon J. H. F. Lamartelière gab 1799 in seinem 1806 neu aufgelegten Theâtre de Schiller auch Kabale und Liebe unter dem Titel L'amour et l'intrigue. 1821 und 1822 folgten zwei neue Uebersetzungen von Schillers Theater, von denen die von de Barante drei Auflagen (1821, 1835, 1847) erlebte. Drei Jahre später erschien die erste Nachahmung des Stückes unter dem Titel La fille du Musicien in drei Aufzügen von Crosnier und de Ferrière. Am 21. Februar 1826 betrat das von de Wailly unserm Stücke nachgebildete fünfaktige Drama in Versen Amour et intrigue das königliche Theater des Odeons und fünf Wochen später am 1. April wurde eine Uebertragung des schillerschen Stückes in Versen, welche Delaville de Mirmont versucht hatte, von den ordentlichen Schauspielern des Königs aufgeführt. Die Uebersetzung des schillerschen Theaters von Horace Meyer erschien in zwei (1834, 1837), die von Xavier Marmier in drei Auflagen (1841, 1849, 1850). Ein Jahr vor der Februarrevolution gab A. Dumas eine neue Uebertragung unseres Dramas (Intrigue et amour, en cinq actes et neuf tableaux), der zehn Jahre später Raoul Bravard eine andere in Versen unter dem Titel Louise Miller folgen ließ. In Italien ging der ersten Uebersetzung von Schiller ausgewähltem Theater (1819, 1820), welche die Räuber, Kabal und Liebe und Wallenstein ausschloß, zwei Jahre vorh Amore et Raggiro, dramma recato in Italiano di M chele Leoni. A. Maffeis Teatro completo di Federi Schiller brachte das Stück (Cabala ed Amore) im vier Bande nach Maria Stuart. Ein Lieblingsstück wurde die N

bildung von Kabale und Liebe unter dem Titel Il Ragiro zu Verona. San Camarana bearbeitete das deutsche Drama als Operntext für Verdi. Auch ins Schwedische, Russische und Ungarische wurde das Stück übersetzt.

Die Kritik, die sich noch in den neunziger Jahren mit Kabale und Liebe beschäftigt hatte*), ließ seit dem Erscheinen des Wallenstein und der ihm folgenden Dramen die Jugendstücke, die Schiller selbst nicht mehr als kunstvollendete Schöpfungen betrachtete, ohne aber ihren dichterischen und dramatischen Gehalt gering zu schätzen, unbeachtet ruhen. Drei Jahre nach Schillers Tod hielt A. W. Schlegel zu Wien seine berühmten, ein Jahr später erschienenen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, welche seiner Verstimmung gegen den allbewunderten Schiller Ausdruck liehen. Kabale und Liebe kommt hier sehr schlecht weg; das Stück könne, heißt es, durch den Ton der Empfindsamkeit schwer rühren, aber wohl durch peinliche Eindrücke foltern. Das Urtheil ist von vielen nachgesprochen worden, ohne daß man eine nähere Begründung desselben versucht hätte. Frau von Staël ließ den Fiesko und Kabale und Liebe auf sich beruhen, widmete von den drei Jugenddramen nur den Räubern eine nähere Betrachtung. Später ward unseres Stückes nur bei Gelegenheit von Aufführungen weiter gedacht, wie z. B. auf Veranlassung der Darstellungen auf der dresdener Bühne von Tieck in den dramaturgischen Blättern (Nr. 14) und von Spazier in Philippis Merkur 1827, Nr. 121. Schillers begeisterter Verehrer, der Schotte Carlyle (1823) fand die Ausführung größer als die Idee, die auch nicht neu sei. Als ob diese nicht in der Zeit gelegen und bei einer

*) Vgl. Schmieder „Annalen des Theaters" Heft 15 (1794) Nr. 2 und „Streifereien im Gebiete der Dramaturgie" (1796) S. 23—37.

Idee überhaupt von einer Neuheit die Rede sein dürfte. Aber in Bezug auf den Charakter des Helden und der Heldin behaupte das Stück den ersten Rang in seiner Art. Besonders sei der Schluß, wo Ferdinand verzweifelnd, aber nicht überwältigt, sich selbst und der Geliebten den Giftbecher reiche, von der hinreißendsten Gewalt. Ferdinand reiße wie ein Simson sein Gefängniß ein, Luise verwelke wie eine Rose der Wildniß. Der berühmte Geschichtschreiber der deutschen Nationalliteratur erklärte (1838) das Stück für mißglückt; Schiller habe in ihm das meiste Verhältniß zu Klinger und Wagner, den untergeordneten Schreibern jener Tage, wie ihm bei den Räubern neben Shakespeare Götz und Julius von Tarent, bei Fiesko außer Shakespeare Emilia Galotti nahe gelegen; in allen drei Stücken habe er wie alle Richtungen seines titanischen Strebens, so auch alle Schattirungen und Manieren des Vortrags jener Zeit niedergelegt. Als ob Schiller nicht in Kabale und Liebe die ausgetretenen Spuren des bürgerlichen Trauerspiels zu verlassen und seinen eigenen Weg zu gehn sich bestrebt hätte, wenn er auch freilich den Ton des Lebens, das er schilderte, ebenso wenig wie seine Vorgänger verlassen durfte. Das Stück, meint Gervinus, werde dadurch zu einer Karikatur, daß es einer übertriebenen Seelenkleinheit eine phantastische Seelengröße entgegensetze, wodurch es eben die abgöttische Verehrung der Jugend hervorgerufen habe. Freilich der Kritiker, der gegen die mächtig packende Gewalt gewappnet ist, und mit nüchtern kaltem Blicke in das Getriebe der Leidenschaft schaut, mag darüber lächeln, aber es fehlt ihm eben die wahre Weihe des Urtheils. Kurz vorher war Hoffmeister mit „Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang" hervorgetreten. Dieser sah in dem Helden Ferdinand den leibhaftigen Schiller, nur habe der Plan des Stückes gezwungen, ihn zuletzt unter sich herabsinken zu lassen, aber alle Kunst und Rhetorik des Dichters vermög

nicht die in dem Plane liegende Ueberhülpfung der Wahrheit und Natur zu verhüllen. Statt daß der Charakter Ferdinands den Ausgang bestimme, ändere sich nach dem Plane des Stückes der Charakter. Die Katastrophe sei nach allen Seiten hin erzwungen. Luise, die ein reines Naturkind hätte sein sollen, sei statt dessen bei dem Denker Schiller in die Schule gegangen. Man zürne ordentlich dem wackern Ferdinand, daß er nicht diese seine Tugendsame verabschiede und dem hochherzigen, ihm geistesverwandten unglücklichen Weibe, der Lady Milford, seine Hand reiche. Diese sei ein höchst bedeutsamer Charakter, der dem Dichter deshalb so gut gelungen, weil er auf Ideen beruhe, die damals in unserm Dichter ihre volle Ausbildung erlangt gehabt; nur ihr schließlicher Aufbruch von Hof und Land sei phantastisch und zu wenig motivirt. Der sittliche Eindruck des Stückes wirke ebenso wenig beruhigend als der ästhetische ganz befriedigend; besonders werde unsere Empfindung durch die ganze zweite Hälfte hindurch wahrhaft gequält. Einzelne treffliche Stellen und Szenen, eine höchst überdachte Anlage des Ganzen, überraschend wahre Ideen, tiefe Griffe in die menschliche Natur, eine gewaltige Kraft, eine großartige Lebensansicht und andere Tugenden könnten jene allgemeine Unvollkommenheit nicht vergüten. Das Stück vermöge nur das unkultivirte Publikum hinzureißen.

Hinrichs, dessen Darstellung von Schillers Dichtungen Hoffmeister auf dem Fuße folgte, warf diesem mit Recht vor, daß er das Wesen der Leidenschaft übersehe. Das Schöne und charakteristisch Wahre des Stückes liege gerade darin, daß Leidenschaft ohne Reflektion zur That und Handlung treibe, sie sich selbst durch ihre Sucht zerstöre. Luise sei eine Heldin der Resignation und Geduld. Ferdinand, der Held der Liebe und Treue, hätte schon seines Ehrgefühls wegen sich gegen eine Verbindung mit Lady Milford sträuben müssen. Manche von Seiten des Verstandes gemachte Bedenken Hoffmeisters, zu denen

man noch andere hinzufügen könnte, träfen nicht den Dichter, sondern die Leidenschaft, die eben in ihrer Consequenz nicht verständig sei, aber vom Dichter in dieser dargestellt werden müsse. Freilich sei die Qual der Leidenschaft herzzerreißend und könne in ihrer Selbstzerstörungssucht Grauen erregen, aber sie sei darin schön, daß sie sich in ihrer ganzen Macht zeige und bewähre, sie concentrire in sich die ganze Energie einer Persönlichkeit, weil sie deren geistige Empfindung sei. Die eifersüchtige Liebe habe das Stück gedichtet, in welchem der schlechte Weltverstand an der Macht der Herzensliebe scheitere. Die Resignation, das Ideal Luisens, erhalte durch Ferdinands Eifersucht ihre Verwirklichung im Tode.

Sechs Jahre später bezeichnete Karl Grün das Drama als einen faux pas gegen die beiden frühern Stücke, ja es liege nicht weit von der Parodie. Kein einziger Charakter desselben sei im Stande, an seinem Theil zur Ausführung der hohen Idee und der unglücklichen Katastrophe vernünftiger Weise theilzunehmen. Ferdinand vergifte die noch immer Geliebte aus dem leichtsinnigsten Zweifel, Luise sterbe an ihrer Dummheit, der Präsident stehe im ungeschicktesten Verhältnisse zu Wurm, Lady Milford passe in das Ganze, wie die Faust auf das Auge; die einzig gut gezeichneten drei Charaktere, Miller, dessen Frau und Kalb, seien zu gut für die übrigen verschrobenen Personen und störten die Illusion, in die uns die Ueberspannung der übrigen Situationen etwa versetzen möchte. Die Verzerrung der Kritik konnte nicht weiter gehn als in diesem grünschen Hohlspiegel.

Einer solchen Verhöhnung der Dichtung gegenüber sprach sich Adolf Stahr in seiner „Oldenburgischen Theaterschau" (1845) I, 76 ff. mit voller Anerkennung des aus derselben uns entgegenwehenden frischen, echt dramatischen Lebens aus und Rötscher wies in seiner Entwicklung des Sekretärs Wurm in dem „Cyclus dramatischer Charaktere" (1846) II, 131 ff. gelegentlich auf einzelnes hin, was

dem Dichter in dem engern Kreise des bürgerlichen Trauerspieles vortrefflich gelungen, wie er elf Jahre später in seinen „Kritiken und Abhandlungen" (S. 104 ff. 125 ff.) die Charaktere Luisens und der Milford entwickelte. Dagegen stellte sich Vilmar (1845) wieder auf die Seite der Gegner; auch ihm ist das Stück eine widerliche Karikatur, die sittlichen Widerwillen gegen die Höfe erwecken wolle, wobei völlig übersehen ist, daß es ein nur zu wahres Zeitbild ist, das durch die Gewalt der zu Grunde richtenden Leidenschaft zur wahren Tragödie wird. Nicht günstiger urtheilte gleichzeitig Hildebrand.

Mit warmem Verständniß nahm sich Palleske (1858) auch unseres Stückes an, dessen Vorzüge von bindender Gewalt, wie seine Fehler zum Theil von der Art seien, wie man sie nicht wegwünsche; in der Ausführung fänden sich Lücken, wie das Genie sie stehn lasse. Das Ganze sei ein in sich enge zusammenhängender Organismus, in welchem die herrschenden Vorurtheile nur die nothwendigen Glieder seien, durch welche auch die bessern Charaktere so gebunden seien, daß sie gar nicht anders handeln könnten. Schillers geniale That sei es, daß er den Nerv des dritten Standes getroffen, daß er, wie in den Räubern das, was an Gefühl und Wollen in der deutschen Jugend tobte, so in Kabale und Liebe dargestellt, was in den kleinen Vaterländern unter dem Druck einer brutalen Minister- und Mätressenwirthschaft litt; das Stück sei das erste soziale Drama. Palleske wendet sich auch gegen Hettner, welcher in der Schrift „Das moderne Drama" S. 127 ff. ausgeführt hatte, daß aus den Charakteren des Helden oder aus den Prinzipien (der Idee) mit Nothwendigkeit die tragische Entwicklung folgen, die Intrigue als leitendes Motiv einer wahren Tragödie fern bleiben müsse. Die Intrigue sei eine charakteristische Macht der Zeit gewesen, bemerkt er dagegen, und hätte deshalb in ihrem Spiegelbilde nicht fehlen dürfen, aber sie sei weit entfernt, in Kabale und Liebe den Nerv des Stücks zu bilden.

Auch Hettners Behauptung, im sozialen Drama müßten die Widersprüche nothwendig in der menschlichen Natur begründet sein, bekämpft er. In einem bürgerlichen Drama komme es nur darauf an, daß ein organisches Weltbild gegeben werde, aus welchem von selbst die Nothwendigkeit herausspringe. Hettner aber besteht auch neuerdings (1869) in seiner Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert (Kap. 9) darauf, daß die Intriguenkomödie eine untergeordnete Art der Tragik oder vielmehr eine Abart derselben, und die Räuber und Kabale und Liebe Intriguenkomödien, und zwar von äußerst ungeschickter und plumper Intriguenführung seien, wie die Bösewichter gar roh und ungeschlacht. Auch in den andern Charakteren sei viel Krankhaftigkeit und Gespreiztheit, Schwulst und Roheit in den männlichen, schmachtende Empfindelei in den weiblichen; in der Motivirung der einzelnen Szenen finde sich viel Unwahrscheinlichkeit und Gewaltsamkeit, auch viel Lust am Grellen und Grausamen. Dabei gesteht er aber diesen Jugenddramen eine stattliche Reihe Gestalten von Derbheit und strotzender Lebenskraft, von festem, realistischem Sinne für das Individuelle und Charakteristische und mit Tieck eine Fülle echt dramatischen Lebens zu, das man nirgends vermisse, auch wo die Handlung an zerstreuender Ueberladung, an Unbeholfenheiten und Unmotivirtheiten leide. Was unser Stück nicht bloß für die Zeitgenossen so wirksam gemacht, sondern ihr für immer unvergänglichen Werth gebe, sei die erschütternde Kraft und der brennende Zorn der politischen Satire, nur wirke die hier gebotene nackte Photographirung krankhafter Wirklichkeit nichts weniger als künstlerisch, zumal die Schurken triumphirten, und der Sturz derselben nur sehr äußerlich und, fast möchte man sagen, nur nachträglich erfolge. Als ob nicht das tragische Schicksal die Bösewichter zermalmte und von einer Photographirung bei meist so geschlossenen Charakteren die Rede sein könnte.

Das größte Verdienst um das Verständniß und die daraus allein sich ergebende richtige Würdigung unseres Dramas hat sich L. Eckardt in der ersten Ausgabe dieser Erläuterungen erworben, der mit Palleske, unabhängig von diesem, vielfach übereinstimmt. In warmer, liebevoller, feiner, zum Theil schwungvoller Weise hat er das von den meisten Kritikern mit stolzer Vornehmheit oder der Bitterkeit eines Kriminalrichters behandelte größte bürgerliche Trauerspiel seiner Zeit, das eine echte Volkstragödie anbahne, erläutert, zergliedert und allseitig gewürdigt, ohne sich gegen die wirklichen Schwächen desselben zu verblenden, wenn ihn auch das warme Blut zuweilen hinreißt. Stimmen wir ihm auch in sehr vielen Punkten bei, so konnten wir doch, abgesehen von manchen Abweichungen, nach dem bei diesen Erläuterungen vorschwebenden Plane seinem Gange nicht folgen und mußten auf manches eingehn, was nicht auf den von ihm eingeschlagenen Wege lag, besonders in der Einzelerklärung. Gegen Hettners Verwerfung der Intrigue bemerkt er, Tragödien, in welchen alles aus den Charakteren der Helden oder aus den Prinzipien der Idee fließe, erschöpften so wenig den Stoffkreis des Tragischen wie die Fülle des Lebens; der Stoff unserer Tragödie sei wirklich tragisch. Man könne einmal die Intrigue nicht aus der Weltgeschichte streichen; auch hänge sie mit den Charakteren, selbst mit Prinzipien zusammen. Wenn Hettner den Stoff des Stückes deshalb angreife, weil er nicht einen in der menschlichen Natur begründeten bleibenden Widerspruch, sondern ein vergängliches Vorurtheil behandle, so werde jedes wahre Kunstwerk als solches immer ein rein menschliches und weltgeschichtliches Interesse wecken, das hier bekämpfte Vorurtheil aber kehre unter wechselnden Formen immer wieder. In Bezug auf die dramatische Entwicklung gibt er zu, der Held werde von den Ereignissen mehr fortgestoßen als daß er sie beherrsche, aber den Mangel an selbständigem Handeln der

Hauptperſon maskire die ſtets rege Kabale der Gegner mit den dem Liebespaare dadurch abgezwungenen Gegenſchritten, und die geſpannte Handlung mache auf der Bühne immer Glück. Gegen Ulricis Vorwurf, die neben dem Haupthelden und ſeinen unmittelbaren Gegnern ſtehenden Perſonen blieben von der Grundidee des Stückes unberührt und ſtünden ſo außerhalb des künſtleriſchen Organismus, vertheidigt er den Dichter durch den entgegengeſetzten Nachweis. Wenn derſelbe bemerke, die Liebe ſei hier mehr negativ, in ihrem Kampfe mit den verdorbenen ſozialen Zuſtänden dargeſtellt, ſo könne dies kein Tadel ſein, da der Held ja ebenſowohl mit der Außenwelt als mit ſich ringen könne. Finde man die Handlung überſpannt, ſo kenne man theils die Leidenſchaft ſelbſt nicht, theils könne (wir möchten ſagen wolle) man ſich nicht in jene Zeiten zurückverſetzen. Der von Goethe bemerkte Hang Schillers zum Grauſamen hänge mit dem Ausgange des Dichters aus dem Volke und dem volksthümlichen Charakter ſeiner Jugendwerke zuſammen; das Volk wolle energiſch gepackt ſein und habe Nerven dazu. Die dramatiſche Gliederung des Stoffes ſei bühnengerecht; freilich hätte die Verwicklung manchmal beſſer motivirt und kleine Widerſprüche vermieden ſein können. Die Charaktere ſeien mit plaſtiſcher Kraft geſtaltet, Miller die gediegenſte komiſche Figur der ganzen deutſchen Bühne, der Präſident, Wurm, Kalb fertige Geſtalten; dagegen müßten Luiſe, Ferdinand und die Milford mit ihrem Schwärmen und Schwanken als Kinder der Zeit beurtheilt werden. In Bezug auf den ſprachlichen Ausdruck ſeien Miller und ſeine Frau ein Meiſterſtück volksthümlicher, ihrem Charakter gemäßer Sprache; ihnen zunächſt ſtehe Kalb, dann folge Wurm, darauf der Präſident; dagegen ſei die Sprache der drei Liebeshelden bei allem Schwunge oft unſicher, widerſpreche ſich und decke nicht den Charakter, da der Dichter ihnen zu ſehr ſeine Gedanken leihe, zu lebhaft mitempfinde und mit ihnen ſchwanke. Seien auch

die Charaktere alle richtig gedacht, so habe Schiller doch nur den ihm fernstehenden die scharf individualisirende Sprache zu leihen vermocht. Wenn man unserm Drama einen peinlichen Eindruck vorgeworfen, so liege dies im Wesen jedes bürgerlichen Trauerspiels, treffe Shakespeares Othello so gut wie unser Stück: das Unterliegen in kleinen, uns nahe liegenden Verhältnissen erschrecke, während ein großer Untergang erhebe, doch hebe uns bald der Gedanke, wie machtlos die Konvenienz gegen die Natur sei, und in unserm Stücke auch die gewaltsame Läuterung des Fürstenhofes und der freudige Blick auf Miller, der uns zeige, daß das Volk noch gesund sei.

Auch Julian Schmidt (Schiller und seine Zeit, 1859) erkennt Kabale und Liebe hohe Vorzüge zu. Die Charakteristik sei viel bedeutender als in den beiden vorigen Stücken, die bürgerliche Welt, von einzelnen Roheiten und Excentritäten abgesehen, trefflich porträtirt, aber freilich nicht poetisch. In Miller, dessen Frau, auch in der empfindsamen Luise und Wurm sei eine so tiefe, bittere Wahrheit, ja die Züge seien so fein erfunden, daß sich nichts ähnliches von der deutschen Bühne ihnen zur Seite stellen lasse. Dagegen sei der Präsident mißlungen, Ferdinand kein glücklicher Held, sein Betragen gegen den Vater und die Milford durchweg kindisch, die unglückseligste Erfindung aber die Lady und ihre Entpuppung aus der fürstlichen Mätresse in eine stolze und tugendhafte Johanna Norfolk. Die Technik des Stückes sei im ganzen vortrefflich, einheitlicher als in einem andern schillerschen Stücke, einzelne Szenen glänzend ausgeführt. Das trotzdem durch das Stück erregte peinliche Gefühl (?) habe dem Dichter zeigen müssen, daß er mit seinem Realismus auf der Grenze der Kunst angekommen sei.

So weit gehen noch heute die Urtheile unserer Kritiker auseinander, da die wenigsten sich die Mühe geben, den Spuren einer Dichtung zu folgen, sie aus sich selbst, aus ihrer Entstehung, der Stim-

mung des Dichters und der Zeitlage zu begreifen, ehe sie ihre Stimme darüber zu erheben wagen. Eindringendes Studium thut vor allem Noth; durch bloßes Wiedergeben eines allgemeinen flüchtigen Eindrucks wird das Urtheil auch der Einsichtigsten nur zu sehr irregeführt.

II. Stoff, Entwicklung und Ausführung.

Wenn Gemmingen die Heirat eines Adligen in eine Bürgerfamilie als eine nur ausnahmsweise mögliche, die man dazu möglichst vor den Augen der Welt verbergen müsse, geschehn läßt, so griff Schiller mit der vollen Energie seines Wesens das Hinderniß, welches Geburts- und Standesunterschied der Stimme des Herzens, der Verbindung zweier für einander geschaffenen Seelen entgegensetzt, als eine Verhöhnung der Stimme der Natur, der ewigen Menschenrechte auf, und heiligte das unverbrüchliche Recht der Herzen dadurch, daß er die beiden Liebenden durch den Tod vereinigt, aber zugleich diejenigen, welche den Bund hinterlistig gesprengt, trostlosem Verderben anheimfallen läßt. Auch in Romeo und Julie, diesem unsterblichen Gesange der Liebe, gehen die Liebenden zu Grunde, aber sie fallen dem Parteihasse der beiden Geschlechter, die erst über ihrem Grabe sich die Hand zum Frieden reichen, so daß die durch den Tod verklärte Liebe den ihr feindlich entgegenstehenden Haß überwindet und noch über das Grab hinaus segensvoll wirkt. Bei Schiller sollte das Vorurtheil, daß Verschiedenheit des Standes und der Geburt die Erfüllung des Dranges liebender Herzen in unzertrennlicher Verbindung aufs Leben unmöglich mache, durch den schmachvollen Untergang derjenigen gesühnt werden, welche die Stimme der Liebe ver-

höhnt haben; sie sollten, mit dem Verluste des Liebsten, was die Erde für sie hat, gestraft, in der Verzweiflung eines von der Rache ereilten Verbrechers enden. Der Kreis, der sich dem Liebesbunde widersetzt, mußte, der größern tragischen Wirkung wegen, im schlimmsten Lichte sich zeigen, als Verächter aller edlen, reinen menschlichen Gefühle, als schnöder, kein Unrecht scheuender Selbstsucht verfallen, wogegen in dem entgegenstehenden niedern Kreise bei aller Derbheit, ja Roheit der gesunde, auf Recht und bürgerliche Ehre, den ewigen Grundstein alles gesellschaftlichen Lebens, haltende Volkssinn sich bewährte. Hiermit war von selbst der Gegensatz des sittenlosen, von Genuß- und Herrschsucht getriebenen Hoflebens und des niedern, mit Mühe sich und die Seinen nährenden Bürgerstandes gegeben. Wagner hatte die Familie eines Kutschers und eines Metzgers auf die Bühne gebracht, Gemmingen ließ den Sohn des Grafen Wodmar die Tochter eines armen Malers heiraten: Schillers Wahl fiel auf einen Musikus, einen „Stadtmusikanten oder wie man sie an einigen Orten nennt, Kunstpfeifer". *) Schon Hinrichs hat darauf hingewiesen, daß die Wahl des Musikers sehr glücklich sei, um eine Verbindung mit dem vornehmen Kreise zu bewirken, da er kein Gewerbe treibe, das der Adel verpönen, vielmehr dieser unbedenklich an der Musik sich betheilige und des Musiklehrers nicht entbehren könne. Aber der junge Adlige muß in das Haus des Musikers kommen und dort das Mädchen kennen und lieben lernen; und so läßt der Dichter ihn Miller aufsuchen, um bei ihm die Flöte zu erlernen. Daß er in das Haus des Musikers kommt, nicht den Unterricht in seinem Hause

*) Stadtmusikant nennt sich Miller selbst (II, 6), auch Geiger (I, 1); heißt er im Szenarium von I, 1, Musikant in dem von II, 4. Miller steht III, 4. Als Musikmeister bezeichnet ihn Wurm (I, 5), nachdem der Präsident ihn Musikus genannt. Die Lady braucht verächtlich die arme Geigerstochter (IV, 7).

empfängt, ist freilich auffallend, aber Schiller bedurfte dies zu seinem Zwecke und es fällt bei der leidenschaftlichen Spannung, in welcher das Stück uns gleich am Anfang versetzt, kaum auf. Wenn Miller als eine durchaus edle, auf Recht, Wahrheit und Bürgerehre geltende Natur erscheint, so muß dagegen der ihm entgegenstehende Präsident in das sittenlose Getriebe des Hofes verschlungen, ein Sklave ärgster Ehrsucht sein, die ihn zu den verbrecherischsten Mitteln treibt und die Stimme der reinen Menschheit, des Gewissens und der Natur in ihm übertäubt. Schon mit Lessings Emilia Galotti war das Sittenverderbniß des Hofes auf der deutschen Bühne dargestellt worden, und zwar in einer Weise, daß der braunschweiger Hof sich verletzt fühlte (Erläuterungen S. 10. 20), und man scheute sich seit seinem Marinelli nicht mehr die theatralischen Bösewichter in den höchsten Beamtenkreisen zu suchen. Schillers Präsident durfte sich mit der Herrschaft über den Fürsten nicht begnügen, er mußte die weitgehendsten Pläne hegen, den Weg des Verbrechens zu wandeln gelernt haben, vor den schändlichsten Mitteln, wo es galt, seine Macht zu vergrößern, nicht zurückschrecken. Mit diesem Streben seine und seines Hauses Macht zum höchsten Gipfel zu erheben, muß sein eigener Sohn in scharfen Widerstreit gerathen und dadurch sein Gegenwirken hervorrufen, das zuletzt dem liebenden Paare nicht weniger als ihm selbst und seinen Helfershelfern den Untergang bereitet.

Wie aber konnte der Präsident einer Liebe mit Erfolg entgegentreten, die so tief in der Seele des Sohnes gewurzelt war, daß sie nur mit seinem Leben selbst enden zu können schien? Zunächst sucht er mit brutaler Gewalt einzuschreiten, nicht gegen den Sohn, sondern gegen die Eltern und besonders die Geliebte, die er, da seine Verachtung und Drohung ihres Zweckes verfehlen, an den Pranger stellen lassen will, aber der in seinen heiligsten Gefühlen verletzte Sohn hat in der Kenntniß der unvorsichtig ihm mitgetheilten Ver-

brechen des Vaters ein verzweifeltes Mittel, ihn zu bannen, und so endet dieser Versuch erfolglos. Boxberger bemerkt (Archiv IV, 496 f.), das gewaltsame Eindringen des Vaters in die Wohnung der Geliebten habe ein Gegenstück in Millers Siegwart, den Schiller in seiner Jugend so schwärmerisch geliebt hatte. Siegwarts Schwester Therese, die Tochter des Amtmanns, berichtet hier ihrem Geliebten, dem Junker Veit, wie dessen Vater mit dem Edelmann Jobst in ihr Haus eingedrungen und die Treppe heraufgelaufen sei. „Ist Er der Amtmann Siegwart? fragte er. Ja, mein Herr! antwortete mein Vater; was befehlen Sie? — Nichts befehlen! rief Ihr Vater und kam die Treppe vollends herauf. — Er ist ein Schurke, daß Ers weiß! Er will meinen Sohn verführen! — Das ist wohl das saubre Mensch da (indem er sich zu mir wandte), an der er den Narren gefressen hat? Ein saubres Thierchen! Mein Seel'! — Und so fuhr er fort und gab mir und meinem Vater Reden, die ich mich schämen würde niederzuschreiben. Kurz, er begegnete uns auf die gröbste, beleidigendste Weise; sprach von Hurenpack und drohte mit Mord und Todschlag, wenn ich mir einfallen lassen wollte, seinen Sohn ferner zu infamiren, wie ers nannte. Ich stand da, und dachte, ich müßte in die Erde sinken. Einigemal konnte ich mich nicht enthalten, ihm grobe Reden zu geben, als er meine Unschuld, das einzige, worauf ich stolz bin, angriff. Der Junker, der mit Ihrem Vater kam, ist der niederträchtigste Mensch, der mir auf die schimpflichste Art begegnete und mich immer nur Kanaille, bürgerliche Gassenhure nannte. Mein Vater, der auch hitzig sein kann, wenn man ihn erst aufbringt, sagte Ihrem Vater, er möchte sich in Acht nehmen und mit solchen Beschimpfungen einhalten. Er sei ein ehrlicher Mann und ich ein ehrlich Mädchen; ich korrespondire zwar mit seinem Sohn, aber auf die erlaubteste Weise u. s. w. Ihr Vater wollte von dem allen nichts hören, schimpfte unaufhörlich fort

und drohte, Sie und mich und meinen Vater zu erschießen, wenn wir nur noch eine Zeile aneinander schreiben oder einen Gedanken aufeinander haben wollten. Mein Vater sagte, das woll' er wohl versprechen, daß ich nicht mehr an Sie schreiben und weiter keine Gemeinschaft mit Ihnen haben soll; aber die übrigen Beleidigungen wolle er sich auch ins Künftige verbitten. Der andere Junker schlug ein lauter Gelächter aus. Ihr Vater aber sagte: „Na, Jobst, laß uns weiter. Vorjetzt hab' ich gnug: aber noch ein Brief und — hier zog er die Pistole — die erste Kugel gehört dir, Mädel! und die zweite ihm, Monsieur Amtmann. Merk Er sichs." Mochte Schiller dieser Stelle auch nur im allgemeinen sich erinnern, sie schwebte ihm doch bei dem gewaltsamen Ueberfalle in Millers Wohnung vor, und er benutzte sie auf freie entsprechende Weise. Was er auf der Bühne wagte, findet in dieser Szene eines von Jünglingen und Jungfrauen mit heiliger Scheu gelesenen Familienromans seine Beleuchtung. Uebrigens endet die Geschichte bei Miller ohne Gewaltsamkeit. Thereſe entsagt ihrem Geliebten, obgleich sie fühlt, ihr Herz müsse darunter brechen; sie verweist ihn auf den Himmel, wo sie sich wiedersehn und sich freuen würden, daß sie geduldet hätten. Aber glücklicherweise stirbt der grimmige Vater bald, und so werden die Geliebten ein glücklich Paar.

Da die brutale Gewalt nichts vermocht hat, bleiben nur List und Intrigue dem Präsidenten übrig. Man hat den Einfluß der Intrigue als untragisch verworfen, aber mit entschiedenem Unrecht; denn wenn auch aus dem Charakter des Helden sich alle Ereignisse entwickeln müssen, so steht dieser doch der Außenwelt gegenüber, und seine Thatkraft kann sich ebensowohl in dem Kampfe mit den äußern Verhältnissen als in dem mit sich selbst bewähren, ja der letztere kann nie ohne Beziehung auf die bedingenden äußern Verhältnisse erfolgen, und in dem bürgerlichen Trauerspiele ist gerade die Intrigue

ein besonders mächtiges Element. Ist es etwa in Emilia Galotti nicht die Intrigue, welche das Glück der in Appianis Besitz ihre Seligkeit findenden Heldin zerstört und sie in den Tod treibt? Wo nicht Macht gegen Macht wirkt, da ist es immer mehr oder weniger das Gewebe der Intrigue, welche ihr Netz zieht. Erliegt etwa Othello weniger der Intrigue als Ferdinand? Nur unterliegt der eine so wenig als der andere nothwendig der Intrigue; die Leidenschaft ist es, die sie zu Grunde richtet. Ist es im Wallenstein nicht die Intrigue, welche den Dolch in des Helden Brust stößt? Die Intrigue kann so wenig als der Zufall aus der Geschichte und dem Drama ausgeschlossen werden, nur dürfen sie in der Tragödie nicht die ganze Breite der Handlung einnehmen und den Helden willenlos in den Abgrund stoßen. So wenig das Schicksal als blinde Macht in der Tragödie walten darf, so wenig dürfen Zufall und Intrigue allein herrschen; das Schicksal erfaßt den Helden an irgend einer Schwäche, wie den Oedipus an seinem Jähzorn, den Ajas an seinem Uebermuth, und so muß auch die Intrigue durch irgend einen Zug des Helden erst volle Gewalt über ihn gewinnen, wenn der Untergang tragisch wirken soll. Ein Grund, sie auf das Lustspiel zu beschränken, sie von der tragischen Bühne ganz auszuschließen, ist durchaus nicht gegeben; nur darf der Held nicht von ihr allein erdrückt werden.

Was konnte der Präsident, da der Gewaltstreich an des Sohnes Drohung gescheitert war, mit Aussicht auf Erfolg gegen Ferdinand versuchen als die Intrigue, da der Liebende jeder offenbaren Einwirkung unzugänglich war, jeder gegen ihn angewandten Gewalt sich hätte entziehen und, dadurch zur Verzweiflung gebracht, durch Mittheilung der Verbrechen seines Vaters diesen hätte zu Grunde richten können? Es galt, Ferdinand von der entwürdigenden Verbindung mit dem gemeinen Mädchen abzubringen, ohne ihn selbst zu treffen, da ja die glänzende Zukunft des Sohnes das höchste Ideal des Präsidenten

war, deſſen Macht in ihm fortleben, ja der zur höchſten Stufe ſich aufſchwingen ſollte. Das einzige Mittel war die Geliebte ihm zu verdächtigen, die Liebe durch ſcheinbare Entwürdigung des geliebten Gegenſtandes in Verachtung und Haß zu verwandeln, wobei auf die Gewalt der Eiferſucht beſonders gerechnet werden mußte. Und ein ſolches Mittel wird auf die pfiffigſte Weiſe ins Werk geſetzt, aber die Pfiffigen fangen ſich in ihrem eigenen Netze, da ſie verkennen, wie weit Liebe und Eiferſucht treiben, daß dieſe nicht ruhen, bis die Treuloſe ſelbſt vernichtet iſt, welche die höchſte Herzensſeligkeit ſchnöde zerſtört hat, ja daß die Verzweiflung über den Treubruch in den Tod treibt. Vortrefflich iſt es, wie nach Schillers Plan nicht allein der, welcher im eigenen Intereſſe die Intrigue eingefädelt, und der, welcher den Sohn damit zu umſpinnen ſich nicht ſcheute, durch den Verluſt deſſen, was ſie dadurch zu gewinnen trachteten, beſtraft werden, ſondern auch der Fluch des Vaters über den, deſſen teufliſcher Plan den Sohn und deſſen Geliebte gemordet, den Verrath ihrer gemeinſamen Schandthaten zur Folge hat und ſo beide dem Arm der Gerechtigkeit überliefert.

Eine ungemeine Schwierigkeit aber lag in der Weiſe, wie ein Verdacht der Untreue des ſchwärmeriſch geliebten und von jedem Hauch unreiner Gedanken freien Mädchens in Ferdinands Seele geworfen werden und ſo unerſchütterlich ſich feſtſetzen, ja durch ſie ſelbſt beſtätigt werden konnte, daß dieſer zum Aeußerſten getrieben ward. Moritz hat Schiller verſpottet, weil er Ferdinands Eiferſucht ſo leichter Hand herbeiführe, auf deren Erregung Shakeſpeare im Othello faſt das ganze Stück verwende, aber er hat nicht bedacht, wie ſchwierig im vorliegenden Falle die Aufgabe war, und er überſah, daß Schiller wirklich auf ſeine Weiſe alles benutzt hat, was in dem engen Kreiſe, in welchem er das Stück halten mußte, ſich irgend darbot. Von allem, was ſonſt zur Eiferſucht treibt, Verdächtigung

anderer durch gleißnerische Verleumdung, Entwendung eines heiligen Liebespfandes, Belauschung einer verdächtigen Zusammenkunft, Ueberraschung der Geliebten bei einer solchen, Umstände, von denen oft mehrere sich vereinigen, konnte hier kaum die Rede sein, da theils der enge Kreis der Familie der Geliebten dazu keine Handhabe bot, theils solche Wirkungen von Ferdinands tiefgewurzelter Liebe abprallen und durch die persönliche Befragung der Geliebten der Trug zerstört werden mußte. Da ergab sich Schiller von selbst die Erfindung eines der Geliebten abgezwungenen Briefes und, zur Verhütung der Entdeckung dieses Bubenstückes, eines ihr abgenommenen Eides, daß sie gegen Niemand des auf sie geübten Druckes gedenken wolle. Aber auch die Möglichkeit, daß Ferdinand zum Glauben an eine solche Treulosigkeit gebracht werde, mußte begründet werden. Dazu bot sich zunächst die Stimmung dar, in welche die schreckliche Beschimpfung und Bedrohung die Tochter des armen Musikus versetzt hatte. Das in Glauben an Gott und in Ehrfurcht gegen seine Eltern erzogene Bürgermädchen ist durch die fürchterliche Szene, in welcher ihr und ihren Eltern das Aergste geboten und gedroht worden, aus allen seinen Träumen herausgerissen; hat auch ein Wort Ferdinands die Vollziehung der Drohung plötzlich gehindert, die Hoffnung auf ein glückliches Leben an der Seite des Sohnes des Präsidenten ist auf immer geschwunden, auf ewig sieht sie sich von ihm getrennt, da sie nicht den Fluch des Vaters auf sich nehmen will. In Wagners Reue nach der That weigert sich Friederike, als ihr Geliebter, da alle Bande für ihn zerrissen seien, trotz seiner Mutter sie heiraten will, den drohenden Fluch derselben auf sich zu laden, ja dieser selbst wird nachdenklich durch die Erzählung eines hereingelassenen Juden, wie ein solcher Fluch ihm unheilvoll geworden. So machen denn Ferdinands glühendste Liebesversicherungen, seine glänzende Ausmalung des ihrer wartenden Glückes keinen Eindruck auf die Geliebte, die ihn an den

Fluch seines Vaters erinnert; sie fühlt sich diesem Fluche gegenüber stark genug, ihm zu entsagen, ja sie muß es jetzt als schwere Schuld erkennen, daß sie es gewagt, sich Wünschen hinzugeben, deren Erfüllung die Schranken der Stände brechen, die ewige Weltordnung stören würden. Je tiefer sie durch die schreckliche Beschimpfung und Drohung des Präsidenten gebeugt ist, um so entschiedener fühlt sie sich zur Entsagung getrieben; das schwärmerische Mädchen ist aus allen seinen Himmeln gestürzt, es sieht sich tief gedemüthigt und erkennt sich einer solchen Verbindung unwürdig, ja es fühlt sich gedrungen, ihn zum Abschied zu treiben. Ferdinands leidenschaftlicher Schwung kann eine solche kalte Entsagung, die ihm das Herz zerreißt, nicht verstehen; als sie entschieden es für ihre Pflicht erklärt, ihm nicht zu folgen, erfaßt ihn der Verdacht, etwas anderes müsse ihrer kalten Entsagung zu Grunde liegen, ein Nebenbuhler sein Bild aus ihrem Herzen verdrängt haben, und so ist seine ganze Eifersucht auf die Entdeckung desselben gespannt, der wie die Treulose seine Rache fühlen soll. So ist er denn in der geeignetsten Stimmung, an der Wahrheit des ihm in die Hand gespielten von Luisen selbst geschriebenen Briefes zu glauben. Und als er nun nicht mehr zweifeln kann, daß die Geliebte ihn schmählich betrogen, daß sie in dem Augenblicke, wo sie die Beschimpfung seines Vaters mit der ganzen Macht der Unschuld Lügen zu strafen schien, seiner Liebe und Ehre freventlich gespottet, da ist die Welt für ihn zerfallen, der in ihr und ihrer Liebe den ganzen Himmel besessen. Verzweifelnd entsagt er dem Leben, das ihm zur Qual geworden, aber auch die Treulose muß ihm folgen und sein fürchterlich erbitterter Haß fühlt die entsetzlichste Schadenfreude in dem Gedanken, Luisen, die sein Leben vergiftet, das Jenseits zur ewigen Qual zu machen. Man begreift kaum, wie es bei Schillers deutlich genug hervortretender Darstellung dieser Stimmung möglich war, daß Moritz über die Einfältigkeit

Ferdinands spottete, sich selbst mitzuvergiften, obgleich er Luisen für eine Metze halte, daß Hoffmeister behauptete, durch keine Uebereilung, keine Leidenschaft, keine Wuth lasse es sich entschuldigen oder erklären, daß dieser wegen der vermeintlichen schändlichen Betrügerin sich selbst ermorde, daß Grün schreiben konnte, Ferdinand vergesse sich so weit, die ehemals und noch immer Geliebte vergiften zu wollen, ohne ein anderes Motiv für sich zu haben als den leichtsinnigsten Zweifel. Und ich wüßte nicht, daß irgend einer der Kritiker, selbst Eckardt nicht ausgenommen, den so einfachen Thatbestand gefaßt hätte.

Freilich müßte sich das schmähliche Spiel, das man mit Luisen getrieben, bei Ferdinands Frage an diese, ob sie selbst den Brief geschrieben, enthüllen, aber die Unglückliche ist durch einen fürchterlichen Eid gebunden und das schlichte Bürgermädchen steht so fest in seinem alten Glauben, daß es vor dem Gedanken zurückschaudert, diesen zu brechen. Die Kritiker, die sich etwas damit wissen, daß sie Luisen deshalb dumm wie eine Gans finden, geben damit eben keinen glänzenden Beweis ihres Scharfsinnes und ihrer Gewissenhaftigkeit; vergebens hat Schiller den christlich-gläubigen Standpunkt der einfachen Bürgerfamilie zur Anschauung gebracht, vergebens Wurm des Präsidenten Zweifel über die Wirksamkeit eines Eides dadurch niedergeschlagen, daß ein Eid bei dieser Menschenart alles gelte. In seiner Leidenschaft fragt Ferdinand Luisen nur, ob sie den Brief geschrieben, da er von der Möglichkeit des schändlichen Bubenstückes, daß man ihr den Brief abgezwungen, keine Ahnung hat. Freilich hätte die Frage, ob derselbe Wahrheit enthalte, trotz Luisens Zurückhaltung auf die Entdeckung der Wahrheit führen können, wenn sie auch durch ihren Eid sich gebunden hält, jede darauf führende Spur in ihren Antworten zu vermeiden, aber nach Schillers jetziger Ausführung thut sie es nicht, da Luise auf diese Frage verstummt. Diese, die schon vor dem verhängnißvollen Briefe zur Entsagung entschlossen

war, die eben vor Ferdinands Eintritt die Gegend zu verlassen ihren Vater gedrängt hatte, ersucht mit erzwungener Ruhe den Geliebten, nun, wo sie ihm nichts weiter zu sagen habe, sie zu verlassen, bei ihm aber steht die Ausführung seines Entschlusses fest, wobei ihm Luise selbst zur Hand gehn soll. Tritt ihm auch das arge Unrecht, das er durch Luisens Mord an dem unglücklichen Vater begeht, lebhaft vor die Seele, die grimmige Leidenschaft, die ihn sein eigenes Leben verzweifelnd hinwerfen läßt, spiegelt ihm vor, daß Luise am Ende auch dem eigenen Vater Gram bereiten werde, dieser im Grunde nichts an einer solchen heuchlerischen Verrätherin der heiligsten Gefühle verliere, und so setzt er sich auch darüber hinweg. Geschickt weiß er den Alten, nachdem er ihn für den Verlust, den er ihm bereiten will, durch eine Geldsumme, die er ihm schenkt, in irgend einer Weise zu entschädigen gesucht, und auch auf einen Augenblick Luisen zu entfernen, worin seine Leidenschaft einen Wink des Himmels erkennt, daß dieser die Schuld an der Verrätherin gerächt haben wolle, wie die Leidenschaft schmeichlerisch alles zu ihren Gunsten deutet. Als er sich nun mit der für ihn Verlorenen allein findet, muß er seinem tiefen Grimme über den schändlichen Treubruch den schärfsten Ausdruck geben, der Luisen erschreckt und erschüttert. Die blinde Verzweiflung über den teuflischen Verrath derjenigen, die sein Alles gewesen, treibt ihn zum Doppelmorde. Aber noch vor ihrem Ende muß es zur Aufklärung und Aussöhnung kommen. Nichts vermag den in seiner Seele feststehenden grausen Verdacht zu entwurzeln. Luisens Andeutung, daß sie nicht das sagen dürfe, was ihm das Unrecht seiner herben Verachtung zeigen würde, hält er für eine Lüge, mit der er sie nicht in die Ewigkeit hinfahren lassen möchte. Und so beschwört er sie denn, ihm zu bekennen, daß sie den Marschall geliebt. Aber noch immer hält sie sich durch ihren Eid gebunden; erst seine Betheuerung, daß sie vergiftet sei, löst ihre Zunge, und so

erfährt der Unglückliche denn zu spät, welch ein Bubenstück der Vater gegen ihn angezettelt. Luise stirbt in echt christlichem Geiste, indem sie ihrem Mörder und selbst dem, welcher ihn zum Morde verleitet, ihren Segen hinterläßt. Auch Ferdinand wird, nachdem der Schmerz über sein Verbrechen und die Wuth wider den Vater, der ihn zum Mörder des heiligsten Lebens gemacht, in ihm ausgetobt und er entkräftet niedergefallen, zuletzt von Luisens versöhnlicher Stimmung ergriffen, und so reicht er dem verzweifelnd vor ihm niedergefallenen Vater die Hand zur Vergebung.

Schiller bedurfte zur Erfindung und Durchführung der Intrigue einer im Ränkespiel erfahrenen Person, die er in einem Hausseketär des Präsidenten, dem in dessen verbrecherisches Treiben eingeweihten Wurm, zu einer der lebendigsten Gestalten schuf. Daß Schiller in Kabale und Liebe drei Personen, außer Wurm, Kalb und dem als dessen Todfeind bloß genannten Bock, mit Namen von Thieren bezeichnete, paßte eher für eine Komödie als für ein bürgerliches Trauerspiel, dessen Würde die Bezeichnung von Thieren widerspricht. Freilich ist die Wahl eines Thiernamens, der auch wirklich als Personennamen gangbar ist, an sich nicht tadelhaft, nur darf er nicht das Bild der Person andeuten, und am wenigsten ist eine Reihe solcher Namen statthaft. Schiller verknüpfte seinen Wurm dadurch inniger mit der Handlung, daß er in Luisen verliebt ist, und so die Intrigue, durch welche er den Sohn des Präsidenten von der Liebe zur Musikantentochter zu befreien sucht, diese selbst in seine Arme führen soll. Sehr glücklich wird Wurms Eifersucht benutzt, diesen zu bestimmen, den Präsidenten von der Leidenschaft Ferdinands für das Bürgermädchen zu unterrichten, da Luisens Mutter zum Aerger des Vaters Wurms Bewerbung dummstolz mit Hindeutung auf die dieser bevorstehende Erhebung zur gnädigen Frau Majorin abweist und der in Aerger gerathene Vater selbst in derb offener Weise erklärt,

daß er seiner Tochter ihren freien Willen lasse, ihr am wenigsten seinen Vetter Sekretarius empfehlen würde, der keinen Muth habe, sich selbst um sie zu bewerben. So wird der häßliche Werber zu der Intrigue getrieben, von der er zugleich die Erfüllung seines Wunsches erwartet. Auf der andern Seite ist Wurm so sehr in alle Schurkereien des Präsidenten verflochten, daß dieser gern auf seinen pfiffigen Rath hört, wenn er auch am Anfange in dessen Mahnung nur eine Aufhetzerei sieht, durch welche Wurm eines so gefährlichen Nebenbuhlers, wie sein Sohn sei, sich zu entledigen hoffe, und später, von der ernsten Lage der Dinge unterrichtet, auf eigene Hand die Liebschaft seines Sohnes zu hintertreiben hofft. In seiner Noth, wo ihm Wurm noch dazu das Mißlingen seines wider seinen Rath unternommenen Streiches vorrücken kann, wie Marinelli dem Prinzen, daß er Emilia Galotti in der Kirche angeredet, greift er zu dem einzigen Mittel, das, von einem so durchtriebenen Helfershelfer, wenn auch nicht ohne Rücksicht auf eigenen Vortheil, ersonnen, die Erreichung seines Zieles in sichere Aussicht zu stellen scheint.

Der Fürst selbst erscheint nicht persönlich, aber die außerhalb des eigentlichen Rahmens der Handlung stehende fürstliche Mätresse. In Gemmingens Hausvater fanden wir eine Gräfin Amaldi, welcher der Gatte Sophiens, der Tochter des Grafen Wodmar, seine Huldigungen darbringt, aber Sophiens Bruder Karl fürchtet davon nichts für seine Schwester, da die Gräfin zwar kokett, aber eine große Seele sei. Die Amaldi weist wirklich Sophiens Gatten ab; denn ihr Herz hat sie Karl zugewandt, welcher Lottchen, einer armen Malerstochter, die Ehe versprochen; sie hofft diesen von seiner gemeinen Liebschaft abzubringen. Karl findet in der ihres Reichthums und ihres Ansehens wegen allumworbenen Gräfin „ein großes, herrliches Weib, eine männliche Seele"; sein Wunsch, sie zu heiraten, wird vom Vater gebilligt, aber Lottchen eilt, als sie seinen Entschluß vernommen, zu

der Gräfin, von der sie den Geliebten zurückfordert, auf den sie die heiligsten Ansprüche habe. „Lassen Sie doch sehn, was Sie für Ansprüche auf Karl haben können: ob Sie was vermögen gegen seine Schwüre, die der Himmel aufnahm, gegen das Klagen einer Verlassenen, gegen das Wimmern eines Geschöpfs, das ich hier unterm Herzen trage.“ Zuletzt macht die Gräfin selbst die großmüthige Fürbitterin für das Bürgermädchen. Schiller ward durch die Amaldi zu seiner Lady Milford veranlaßt, die er aber später, wohl erst bei der zweiten Bearbeitung, weit über den eigentlichen Zweck ausführte, da sie seine dichterische Neigung gewonnen hatte, ja sie sprengte den Zusammenhang der Dichtung.

Im dritten Aufzuge hat Luise Ferdinand ganz entsagt und in seiner Seele einen schrecklichen Verdacht erregt, der die Kluft zwischen ihnen immer mehr erweitern muß, darauf ist sie zu dem verhängnißvollen Brief an den Hofmarschall von Kalb gezwungen worden, der, wie ihr nicht entgehn kann, ihren Namen brandmarkt und sie auf ewig von Ferdinand reißt, sie, wie sie sich ausdrückt, zur Bettlerin macht, und sie hat das Sakrament darauf genommen, den Brief für freiwillig geschrieben zu erklären, wobei vorausgesetzt werden muß, Wurm glaube ihr aufs Wort, daß sie mit diesem festen Vorsatze das Abendmal nehme, da sie es nicht wohl öffentlich aussprechen konnte. Freilich hätte sich Wurm besser mit einem Eidschwur begnügt, umsomehr als III, 6 Abends spielt (wie sich aus Wurms „Guten Abend“ ergibt) und man Abends nicht das Abendmal in der Kirche nehmen kann. In welcher Lage müssen wir uns nun Luisen am andern Morgen denken, mit dem der vierte Akt beginnt? Offenbar ganz gebrochen und in sich gescheucht, verzweifelnd an jedem Glücke im Besitze Ferdinands, von dem sie jetzt eine doppelte Scheidewand trennt. Wie kann sie nun daran denken, der Einladung der Lady, bei der sie nichts zu thun hat, vor der sie sich schämen muß, Folge

zu leisten? Und wie erscheint sie bei ihr? Im vollen Bewußtsein ihrer Würde, in hohem Ton und mit sophistischer Schärfe tritt sie ihr entgegen. Sie weiß sie zu überführen, daß ihr Verlangen, sie solle bei ihr in Dienst treten, bloß ein leeres Vorgeben gewesen. Als diese erklärt, Luise sei ihrer Macht gegenüber verloren, erwiedert sie, ohne sich durch diese Drohung beirren zu lassen, freilich sei sie rettungslos verloren, wenn die Lady Ferdinand zwinge, sie zu lieben. Wie könnte eine solche Aeußerung dem ganz in sich gebrochenen, aus allen ihren Himmeln gerissenen Mädchen einfallen? Auf das Anerbieten der Lady, ihr alles, was sie habe, zu schenken, wenn sie Ferdinand entsage, tritt sie freilich befremdet zurück, da sie erkennt, die Gegnerin könne an dem gegen sie geschmiedeten Komplott nicht betheiligt sein, weil sie noch nicht ahne, daß Ferdinand für sie verloren, ja sie wagt den Gedanken zu denken, worin wir nicht allein mit Eckardt eine Schwäche, sondern eine Abenteuerlichkeit erkennen: „Ha! So könnt' ich mir ja noch den Schein einer Heldin geben und meine Ohnmacht zu einem Verdienst aufputzen." Und nun stellt sie sich wirklich, als ob sie den Geliebten noch freiwillig abtreten könne, wobei sie doch andeutet, man habe ihn gewaltsam von ihrem Herzen gerissen, und behauptet, die Lady habe, vielleicht ohne es selbst zu wissen, ihren Himmel zerstört, sie zu Grunde gerichtet, weshalb sie die Rache des Allwissenden gegen sie aufruft, wobei man gar nicht sieht, worauf sie sich denn eigentlich bezieht. Zuletzt droht sie, wenn die Lady Ferdinand zum Altar führe, durch Selbstmord zu enden und als Gespenst sie zu verfolgen. Dies alles liegt so entschieden außerhalb des Kreises Luisens und ihrer jetzt ganz gebrochenen, an ihrem Glück verzweifelnden, keinen Anspruch mehr an Ferdinand erhebenden Seele, daß es nur ein späterer Zusatz sein kann, zu dem sich Schiller zuletzt in Bauerbach verleiten ließ, als er der Milford eine weitere Ausführung zu geben beabsichtigte.

Aber schon der ersten Bearbeitung gehört das Eingreifen der Lady in die Handlung an, wie sich aus dem einzig erhaltenen Blatte derselben ergibt, das eine größere Stelle von II, 3 enthält. Wir sehen daraus, daß die Zwischenworte Ferdinands: „Nichts mehr, Milady! Nicht weiter!“ und die darauf folgende Rede, worin die Lady ausführt, wie sie die das Land überschwemmenden Italienerinnen und Pariserinnen verscheucht und segensvoll für viele gewirkt habe, ein späterer Zusatz sind. Schon I, 5 hören wir vom Präsidenten, Lady Milford solle auf gute Weise öffentlich beseitigt werden, da der Herzog sich in allernächster Zeit zu vermählen gedenke (wie auch Lessings Prinz in Emilia Galotti eben im Begriff steht, sich mit der Tochter des Herzogs von Carassa zu verbinden), aber der Herzog denkt so wenig sein Verhältniß zu ihr aufzulösen, daß gerade ihre Verheiratung sie in der Residenz zurückhalten und nur den Deckmantel der fortgesetzten Liaison bilden soll. Der Präsident hat ihr seinen Sohn zum Gemahl bestimmt, weil sein Ansehen sich auf den Einfluß der Lady stützt und er deshalb, wenn ein anderer sich zum Eingehen dieser Verbindung meldete, das Vertrauen des Fürsten und seinen ganzen Einfluß einbüßen müßte. Es ist dies freilich einer der grellsten Züge zum Bilde des Präsidenten, der uns aber gleich seine sittliche Verdorbenheit in der gemeinsten Verachtung der ehelichen Reinheit zeigen soll, die der bürgerliche Wurm durch seinen Spott auf den zärtlichen Vater noch mehr ins Licht setzt. Daß der Präsident eine solche ehrlose Verbindung dem Sohne ernstlich befehlen kann, daß der Herzog mit der Entlassung und Verheiratung seiner „Favoritin“, wie das Personenverzeichniß die Lady nennt, nur einen „Betrug“ spielt, da er das Verhältniß trotz seiner Verheiratung fortsetzen will und den Gemahl derselben wie sie selbst zur Einwilligung fähig hält, erschließt uns mit einem male die in diesen Kreisen herrschende Verachtung der Ehe, die nur als ein bür-

gerlicher Vertrag gilt, während der freieste sinnliche Genuß ein Hauptelement des höhern Lebens bildet. Der Präsident weiß die Sache, wie er glaubt, dadurch gleich zu entscheiden, daß er dem Allerweltsschwätzer, dem Hofmarschall von Kalb, mittheilt, die Verbindung sei von dem Herzog bereits genehmigt, und durch denselben der Lady den Besuch seines Sohnes anmelden läßt. Die Lady aber ist noch klüger als der Präsident gewesen; sie selbst hat es einzuleiten gewußt, daß man gerade darauf gekommen, ihr Ferdinand zum Gemahl zu bestimmen. Wie sie dies gemacht, ergibt sich freilich nicht aus ihrer betreffenden Aeußerung am Ende von II, 1. Als ihr des Bräutigams Besuch angemeldet wird, geräth sie vor Freude ganz außer sich, da sie des wollüstigen Fürsten längst überdrüssig geworden, so daß, wenn wir ihr glauben wollen, nur der Ehrgeiz, ihren Einfluß keiner andern einzuräumen, sie das Verhältniß ertragen ließ, und ihr Herz ja gerade denjenigen gewählt hat, den die Kabale, ohne zu ahnen, daß sie selbst ihre Hand dabei im Spiele gehabt, ihr eben zum Gatten bestimmt hat, aber sie ist entschlossen, deren Netze zu durchbrechen und sich das selige Glück wahrer Liebe, nach der sie so lang geschmachtet, zu gründen. Ihre Lust, Gutes zu wirken, und ihren Haß harter Bedrückung bewährt sie sogleich, als sie vom Herzog zum Hochzeitsgeschenk soeben von Venedig angekommene Brillanten erhält, deren Pracht sie mit Schrecken erfüllt, da ihr jetzt die gewissenlose Verschwendung des Fürsten auffällt, obgleich dieser doch auch früher sich sehr freigebig gezeigt haben wird. In wahres Entsetzen geräth sie, als sie vom Verkaufe der Landeskinder zum amerikanischen Kriege und von der Verzweiflung der Armen hört, ja der alte Kammerdiener verächtlich die ihm zugeworfene Goldbörse zurückgibt, indem er auf die großen Summen deutet, welche die Favoritin das Land koste. Ihre erwachte Mildthätigkeit läßt sie wunderlich genug, wenn diese ein Zug ihres Herzens war, erst jetzt des vor kurzem erfolgten

Brandes gedenken*), welcher vierhundert Familien an den Bettelstab brachte, und sie befiehlt, daß der Schmuck zum Besten derselben verkauft werde, da sie den Fluch des Landes nicht in ihren Haaren tragen wolle. Möglich ist es, daß diese Szene mit dem Kammerdiener, die Dalberg bei der Aufführung wegließ, auch der ersten Fassung des Stückes fremd war und erst hereinkam, als der Dichter das Bild der Lady weiter ausführte. Ferdinands stolze Zurückweisung der Hand der Milford, die er nicht für eine Brittin, eine freigeborene Tochter des freiesten Volkes der Erde, halten könne, veranlaßt sie zur Schilderung des traurigen Schicksals, das sie in die Arme des Herzogs getrieben. Schiller macht es sich hier leicht, wenn er sie als Sprosse des Geschlechts jenes Thomas Howard Herzog von Norfolk darstellt, welcher sich um die Hand der gefangenen Königin Maria Stuart bewarb, deren Befreiung er durch auswärtige Hülfe bezweckte, aber wegen Hochverraths im Juni 1572 das Blutgerüst bestieg. Jedenfalls schon in Bauerbach trug sich Schiller mit einer Maria Stuart, wozu er dort geschichtliche Studien machte. Vgl. oben S. 24. Der Vater der Lady, der oberster Kämmerer des Königs war, wurde, hören wir weiter, wegen verrätherischen Einverständnisses mit Frankreich enthauptet.**) Nach der Geschichte

---

*) Hierbei schwebte etwa der schreckliche Brand von Gera im Herbst 1780 vor, der 1000 Menschen in jämmerlichste Noth stürzte. Wielands Merkur entwarf ein schreckliches Bild der Noth und rief zur Hülfe auf, die bald von allen Seiten kam. Goethe schrieb damals an Lavater: „Was thust Du für Gera, Du Treiber?"

*) Mit der Verurtheilung des Herzogs verlor das Geschlecht die herzogliche Würde, welche die Lady hier als fürstliche bezeichnet; ihr Vater war einfacher Adliger, den die Gunst des Königs, was sehr sonderbar, zum Lord Chamberlan of the Household ernannte. Es stimmt damit nicht, wenn sie weiter unten ihrer fürstlichen Geburt gedenkt. — In den Worten ein Opfer war ist war, wie das erhaltene Blatt der ersten Fassung zeigt, Druckfehler statt ward,

starb die gerade Linie Norfolk im Jahre 1777 mit Eduard Howard aus, worauf Titel und Würden an einen Nachkommen des vierten Sohnes von Henry Frederick übergingen, der 1786 starb. Seit Philipp Howard 1595 im Tower, wohin man ihn wegen katholischer Umtriebe gebracht hatte, gestorben war, wurde keiner der Norfolks unter Anklage gestellt, obgleich sie alle streng katholisch waren. Der Sohn des letztgenannten ward zum Grafen von Surrey und von Norfolk ernannt, auch zum Großmarschall. Dessen Enkel Thomas Howard erhielt die Herzogswürde zurück. Unsere Lady floh als vierzehnjähriges*) Mädchen nach Deutschland, wo sie der Herzog sechs Jahre später fand; ihre Herrschaft dauert nach ihrem Briefe IV, 9 nur drei Jahre. Da das Stück in der Gegenwart (gegen 1782) spielt, so würden wir uns die Hinrichtung der Vaters und ihre Flucht gegen 1773 denken müssen, unter der Regierung Georg III., der zehn Jahre früher Frieden mit Frankreich schloß. An ein verrätherisches Vernehmen mit Frankreich von Seiten einer streng katholischen Familie ist um diese Zeit gar nicht zu denken. So schwebt die ganze geschichtliche Anknüpfung der Lady Milford an den Herzog von Norfolk in der Luft. In der größten Noth, da ihr aller frühere Glanz des Lebens fehlte**) und sie nach dem Tode ihrer treuen Wärterin sich ganz

---

das erst 1806 hergestellt wurde. — Auffällt die Bezeichnung durch einen Spruch der Parlamente, da es wohl ein Ober- und Unterhaus, aber nur ein Parlament gab und hier nur an das Oberhaus gedacht werden kann.

*) Ursprünglich hatte Schiller „ein dreizehnjähriges Mädchen", wie bald darauf fünf (statt sechs) Jahre geschrieben, aber in der spätern Bearbeitung geändert.

**) Auch hier wird man an die Geschichte der Maria Stuart erinnert. Wenn die Norfolk von sich sagt, sie sei auf Gold und Silber zu speisen gewohnt gewesen, so erzählt Rapin von der schottischen Königin, sie habe ihrem Gatten das silberne Tafelgeschirr wegnehmen lassen, während sie selbst mit ihrem Buhler aus Gold getrunken. Um ihren Familiensinn ins Licht zu setzen, zeigt die Lady das von allem Reichthum ihr allein gebliebene, von der Mutter ererbte Kreuz, wie es auch Maria Stuart trug.

allein fand, ergab sie sich, um dem Elend zu entgehn und aus Sehnsucht nach einer liebenden Seele dem Herzog *); aber als sie demselben nun in seine Residenz folgen sollte, regte sich in ihr der Stolz auf ihre Abkunft. Dort fand sie zu ihrem Entsetzen das Volk durch die wollüstige Genußgier des Herzogs auf das tiefste entsittlicht, da seine Liederlichkeit nicht vor der Keuschheit der heranwachsenden Jugend, nicht vor der Heiligkeit der Ehe zurückschreckte. Da warf sie sich zur Vertheidigerin der Reinheit der Sitten auf, und sie nahm dem Herzog einen Eid ab, seiner eigenen Landeskinder zu schonen.**) Wie sonderbar dies auch ist, man kann doch unmöglich an die am ganzen Hofe herrschende Sittenlosigkeit denken. Der Satz: „Die Wollust der Großen — Opfer sucht" ist allgemein auf die Fürsten zu beziehen, die Schiller auch in dem Gedichte Die schlimmen Monarchen (Erläuterungen zu den lyr. Ged. I, 38 f.) traf.***) Da wurde denn†) der Hof zunächst von Italienerinnen, dann auch von Parise-

*) Sie beruft sich auf ihre wehrlose Jugend, aber Luisen gegenüber IV, 7 weiß sie wohl, daß „der ausgelassenste Bube zu verzagt sei, etwas Beschimpfendes dem Mädchen zuzumuthen, wenn es ihm nicht ermunternd entgegentritt". Das Bewußtsein wirklicher Entwürdigung spricht sich in ihrem Wegstürzen aus. Wenn sie vorher sagt, sie habe phantasirt, ob das Wasser der Elbe oder ihr Elend größer sei, so mag Schiller dieselbe Frage auf der Brücke zwischen Sachsenhausen und Frankfurt, auf welcher er nach Frau von Wolzogen sehr düstere Augenblicke zubrachte, an sich gestellt haben. — Ein sehr häßlicher Druckfehler war der 1812 eingeschlichene nach Herzen statt nach einem Herzen, der erst 1844 weggeschafft wurde.

**) Ueberspannt ist der Ausdruck, sterbende Schülerinnen hätten den Namen ihres Lehrers unter Flüchen und Zuckungen ausgeschäumt, was doch nur auf den Fluch der zur Wollust Verführten gehn kann. Auch beim Lamm und Tiger kann nur an die unerfahrene Unschuld und den vornehmen Verführer gedacht werden.

***) Das Bild von der Hyäne gehört zu den Lieblingsvergleichen des jungen Schiller. Vgl. a. a. O. 380.

†) Wenn die Lady fortfährt: „Diese traurige Periode hatte einer noch traurigern Platz gemacht", so dürfte hier bald vor einer ausgefallen sein.

rinnen überschwemmt*), die das Land aussogen.**) Scharf deutet die Lady durch die Verbindung „der Hof und der Serail" an, daß der Hof zu einem Serail geworden, wie Schiller in dem Gedichte Die schlimmen Monarchen ganz ähnlich sagt: „Decken euch Seraile dann und Schlösser!" Jede von ihnen hatte nur eine kurze Dauer, da sie selbst koketter als alle war. Endlich hatte sie eine solche Macht über den Herzog gewonnen, daß keine von allen diesen ausländischen Buhlerinnen etwas vermochte, sie räumten ihr sämmtlich den Platz. So erhalten wir hier ein gar seltsames Bild ihres steigenden Einflusses beim Herzoge, da sie zuerst sehn mußte, daß dieser trotz ihres Besitzes mit den Töchtern des Landes sich einließ, später fremde Dirnen sich bei ihm ablösten. Daß aber auch jetzt noch arge Sittenlosigkeit am Hofe herrscht, ergibt sich aus der Schilderung der gräßlichen Liederlichkeit, die der Präsident I, 5 macht. Wunderlich ist es auch, wenn die Lady sich rühmt, das Land habe in Folge ihrer milden Lenkung des Herzogs zuerst eine Menschenhand gefühlt und sei vertrauend an ihren Busen gesunken, was doch wohl heißen soll, es habe zutrauensvoll auf sie geschaut. Von einem solchen Wirken zum Besten des Landes findet sich sonst keine Spur: der alte Kammerdiener will von ihr, die das Land so viel gekostet, nichts wissen, Ferdinand hat hiervon nichts gehört, der Präsident redet von ihr nur als von einer Stütze für ihn, den herrsch- und genußsüchtigen,

---

*) In der „schlimmen Zeit" des Herzogs Karl von Würtemberg trieben die italienischen Tänzerinnen, die sich in Burgunder badeten, in Stuttgart ihr Wesen. Auch italienische und französische Sängerinnen und Schauspielerinnen herrschten hier vor der glücklichen Wendung, die zumeist durch des Herzogs Verbindung mit der geschiedenen Franziska von Leutrum bewirkt wurde, die er aber als Katholik vor dem Tode seiner von ihm getrennten Gattin sich nicht antrauen lassen durfte.

**) Ihren schrecklichen Einfluß bezeichnen das unter ihnen furchtbare Szepter und das blutende Volk.

kein Recht achtenden Unterdrücker, und wie schrecklich es mit dem Verkauf der Landeskinder geht, haben wir eben gehört, da doch, wenn das Land Vertrauen zu ihr gehabt, die Stimmen des gedrückten und gepreßten Volkes zu ihr gedrungen sein müßten. Wie wohlthätig sie für einzelne gewirkt, führt sie, um vor dem einzig geliebten Manne, den sie eine Zeit lang „schmelzend“*) angesehen, in ihrem wahren Lichte zu erscheinen, im einzelnen aus, nachdem sie betheuert, daß ihre im Stillen wirkende, das helle Licht des Tages meidende Tugend sich vor der Bewunderung scheue, welche dieser, die nur im eigenen Bewußtsein leben wolle, so wehe thue. Aber es wäre doch wunderbar, wenn davon, daß sie Kerker gesprengt, Todesurtheile zerrissen, Galeerenstrafen, die in einem kleinen deutschen Herzogthum auffallen, verkürzt, Wunden wenigstens gelindert, mächtige Frevler gestürzt, die verlorene Sache der Unschuld (durch eigenmächtige Vernichtung des Urtheils von Seiten des Herzogs?) gerettet, wenn von alle diesem gar keine Kunde in das Volk gedrungen wäre. Ihr Herz, fährt sie fort, habe sich bei jeder solchen That immer gefreut, stolz habe sie jede Anklage ihrer fürstlichen Geburt (soll doch heißen, daß sie, als geborene Fürstin, zur Mätresse eines Fürsten herabgesunken) durch die Hinweisung auf diesen ihren segensvollen Einfluß widerlegen können. Jetzt habe sie gehofft, das vom Schicksal ihr bestimmte Unglück sei erschöpft und ihre überstandenen Leiden (ihrer Schuld und Entehrung gedenkt sie hierbei gar nicht) würden ihr durch den Mann**), für den ihr Herz schlage, von dessen Besitz sie träume, vergolten werden. Wir haben bereits bemerkt, daß die in so mancher

*) Schmachtend, wie V, 7 „diese sanften, schmelzenden Augen“. Häufig braucht der junge Schiller schmelzen im Sinne von rühren.

**) Die Worte „der Mann — sollte“ waren durch Versehen 1812 ausgefallen, wurden erst 1844 wieder hergestellt.

Beziehung anstößige Aufführung alles dessen, was sie zum Besten des Landes gewirkt, in der ersten Bearbeitung fehlte. Nach den Worten Ferdinands „und machen mich zu einem Verbrecher" stand ursprünglich statt „Schonen — zerreißen" nur „Fluch über", womit er seiner eigenen leichtfertigen Beschimpfung der Lady fluchen zu wollen scheint.

Ferdinand ist nicht allein „durch und durch erschüttert", wie es in der szenarischen Bemerkung heißt, wenn er sie beschwört, seines von Beschämung und wüthender Reue zerrissenen Herzens zu schonen, sondern es schmerzt ihn auch tief, nach einem so großen Unrecht gegen sie ihre Liebe nicht erwiedern zu dürfen; sie aber will den günstigen Augenblick nicht vorübergehn lassen, da sie lange genug ihr Herz zurückgehalten hat, ihm ihre Neigung zu gestehn. Die Worte „Das Gewicht dieser Thränen mußt du noch fühlen" können nur auf die früher aus Sehnsucht nach ihm verlorenen Thränen gehn, die jetzt noch mit für sie sprechen sollen. Wenn sie früher ihn schmelzend angeblickt, eben seine Hand ergriffen hat (denn dies muß doch wohl „hält seine Hand fest" bezeichnen), so nimmt sie jetzt den „zärtlichsten Ton" an, als sie ihn beschwört, ihr, die voll glühender, unerschöpflicher Liebe (im Gegensatze zu ihrer bisherigen buhlerischen Liebe) sich an ihn „presse" (ein übertrieben leidenschaftlicher Ausdruck), nicht mehr das kalte Wort Ehre entgegenzuhalten, was freilich eine außerordentlich starke Zumuthung für einen auf reine Liebe und die Ehre seines Geschlechts haltenden Mann ist. Ihre gewaltige Erregung spricht sich auch in der Form der Rede aus, da hier und im folgenden die mit wenn beginnenden Sätze ohne Nachsatz stehen. Das erste „wenn eine Unglückliche" nimmt sie wieder auf („wenn diese Unglückliche"), stellt dann ihrem jetzigen dringenden Wunsche der Rettung das nach seiner Zurückstoßung folgende schreckliche Unglück einer noch tiefern Schmach entgegen, wobei sie durch Ferdinand

unterbrochen wird. Den Ausdruck ihrer innigsten Liebe bezeichnet auch das schmelzend gesprochene „Walter!", dann aber unterstützt sie das „sich so in deine Arme wirft" dadurch, daß sie sich ihm freilich nicht geradezu in die Arme wirft, aber ihn umfaßt, und dann das folgende „durch dich gerettet — durch dich dem Himmel wieder geschenkt sein will", wie die szenarische Bemerkung besagt, „beschwörend und feierlich" spricht, wogegen sie ihres noch tiefern Versinkens im Lasterschlamme*) mit abgewandtem Gesicht, „mit hohler, bebender Stimme" gedenkt. Das ist alles zu einem rechten Kunststück für die Schauspielerin gemacht, aber den eigentlichen Pulsschlag des Herzens vermißt man doch hier gar zu sehr. Die Lady sieht in dem Zufalle, der ihr Ferdinand zugeführt hat, einen Wink des Himmels, der sie aus ihrer Bahn auf wunderbare Weise erretten wolle, indem er ihr den schenke, dessen Herz sie voll beglücken werde. Ohne ihn fühlt sie nicht Kraft genug, sich aus dem Lasterleben zu erheben, weil der Ehrgeiz noch immer ihr Gefühl für Tugend überwiegt, sie ohne wahre Liebe nicht leben zu können glaubt und eben leidenschaftliche Liebe zu Ferdinand ihre ganze Seele erfüllt. Ferdinand wird dadurch in die schrecklichste Bedrängniß gesetzt, da er fühlt, wie bitter seine Zurückweisung ihrer Hand nach ihrem glühenden Liebesbekenntnisse und allem, was sie von ihrer Verbindung hofft, auf sie wirken muß, so daß er sich gezwungen fühlt, ihr sein Geheimniß zu gestehn.**) Sie aber, der seine Weigerung nur zu deutlich ist, flieht vor ihm und will in diesem schrecklichen Augenblicke nichts von ihm

*) Wenn sie seinem Bilde, das sie überall verfolgen wird, entsagen muß, so wird die Verzweiflung sie wieder dem Pfade des Lasters zutreiben und die Trost- und Hoffnungslose tiefer als je versinken lassen.

**) Himmel und Erde liegen auf mir. So beschwört Ferdinand seinen Vater I, 7 „bei Himmel und Erde", Luise stürzt II, 6 mit dem Rufe „Himmel und Erde!" nieder. Vgl. zu den Räubern S. 162, zu Fiesko S. 106.

hören. Ferdinand kann sich dadurch nicht abhalten lassen, da sein Bekenntniß eben die Schuld seines beleidigenden Auftretens mindern werde. Gern gesteht er, daß er sie verkannt habe und mit dem Entschlusse, sie zu beleidigen und sich ihr verhaßt zu machen, gekommen sei, aber leider sei das Gegentheil eingetreten. In dem Satze: „Glücklich wir beide, wenn mein Vorsatz gelungen", liegt nicht nothwendig ein Geständniß seiner Liebe, sondern seiner Schuld gegen die Lady und des tiefen Bedauerns, daß er ihre Liebe zurückweisen müsse. Leise und schüchtern, weil er weiß, wie tief das Bekenntniß sie verletzen wird, gesteht er seine Liebe zur Tochter eines Musikers. Die Lady wendet erbleichend ihr Gesicht von ihm ab; die Zurücksetzung gegen ein solches gemeines Mädchen trifft sie entsetzlich. Ihn aber, der diesen Eindruck erwarten mußte, drängt es nur, sich gegen die eigene Entwürdigung zu vertheidigen, die das Vorurtheil darin sehe. Einer Leidenschaft so vielen Hindernissen gegenüber zu entsagen, könnte ihn die Klugheit vielleicht bestimmen, aber ihn binde die Pflicht. Doch nicht bloß Pflicht ist es, die ihn allen Vorurtheilen und Hindernissen gegenüber an dem Mädchen festhalten läßt, sondern die Macht der Liebe, deren beseligendes Glück er nicht weiter ausführt, sondern er geht gleich zu der wiederholten Betheurung über, daß nichts ihn davon abbringen solle. Je mächtiger das Vorurtheil ist, um so höher steigt sein Muth. Das Vorurtheil bezeichnet er als einen Zerfall der Natur mit Konvenienzen; man erwartete eher: „je tiefer die Konvenienzen mit der Natur zerfallen sind". Sein Entschluß und das Vorurtheil treten in Kampf, und er will sehn, wer den Sieg davon trage, ob die Mode, die Konvenienz, welche die Verbindung der Stände verbietet, oder die Menschheit, die Liebe zweier von der Natur für einander bestimmter Seelen. Die Lady hat sich während seiner weitern Ausführung, daß er der Pflicht und Liebe folgen müsse, bis in das äußerste Ende des Zimmers zurückgezogen, wo sie zum Zeichen, daß

sie nichts weiter zu sagen vermag, wie ähnlich Luise III, 4 und Julia im Fiesko IV, 12 (Erläuterungen S. 199), das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, während Schiller beim Schmerze das Gesicht verhüllen oder in das Kissen des Sophas drücken läßt.*) Sie will von allen seinen Betheuerungen nichts wissen: jetzt, wo sie auf das Herz des Geliebten verzichten muß und die Berufung auf ihre Rettung für die Tugend zu Schanden geworden, hält sie sich an das, was sie eben, wo sie nur der Tugend und ihrem Herzen leben wollte, so kalt verworfen, an die Ehre, indem sie zunächst nur ihr Bedauern ausspricht, daß es so gekommen, daß ihre trotz allem unvermeidliche Verbindung mit ihm, den sie jetzt nicht mehr Walter, sondern mit dem die Kluft zwischen ihnen bezeichnenden Herr von Walter anredet, sein eigenes und ihr erträumtes Glück zerstöre, und auch das des Bürgermädchens, das sie verächtlich als eine Dritte bezeichnet. Erst der Zusatz „und noch eine Dritte" deutet ihm auf das, was sie zu meinen scheint, und erst gleich darauf bestimmter, wenn auch noch nicht geradezu, bezeichnet. Vergebens wirft er ihr vor, daß sie die Hand eines Mannes, dessen Herz ihr nicht gehöre, sich gewaltsam aneigne, zwei Herzen, die ihr Alles in einander finden, unglücklich machen könne, vergebens deutet er auf das Unehrenhafte eines solchen Entschlusses, der der freigeborenen Brittin, die sich noch eben so hochherzig gezeigt habe, unwürdig sei. Sie erklärt, daß sie so handeln müsse; könnte sie auch ihrer Leidenschaft aus Antheil an seinem Glück (aus „Zärtlichkeit" für ihn) entsagen, ihre Ehre stehe hier auf dem Spiele, sie sei beschimpft, wenn es heiße, ein Unterthan des Fürsten habe die Favoritin desselben ausgeschlagen. Die ganze

*) Vgl. zur Braut von Messina IV, 10, zu Tell S. 276. Sonderbar ist, wie Ferdinand die Milford mit den Worten: „Sie wollten mir etwas sagen, Milady?" zum Sprechen zu bringen sucht. Es soll dies doch wohl keine absichtliche Ungeschicklichkeit des in Verlegenheit Gerathenen sein.

Schuld schiebt sie seinem Vater zu; Ferdinand möge versuchen, was er gegen sie ausrichten könne, sie selbst werde alle Minen springen lassen, um ihm entgegenzuarbeiten. So also ist die Milford, die eben, wo das Glück inniger Herzensliebe ihr winkte, sich der Tugend und reinem Herzensgenusse fern von der Welt widmen wollte, wieder ganz ihrem Ehrgeize verfallen, der sie zwingt, alle Mittel in Bewegung zu setzen, um Ferdinand zu zwingen, ihr, wenn sie auch auf sein Herz verzichten muß, die Hand zu geben, wo sie denn dem Laster, dem sie eben entfliehen wollte, und dem traurigsten Gefühle der Leere ihres Herzens wieder verfallen wird. Ferdinand hat in ihr neben seinem Vater eine zweite verzweifelte Feindin seiner, trotz des großartigen Eindrucks, den die schöne Sünderin auf ihn geübt, männlich aufrecht gehaltenen Liebe zu Luise gefunden.

Wir müssen hiernach gespannt sein, was diese gegen ihn versuchen werde, um so mehr als wir nicht sehen, wie sie eigentlich etwas gegen ihn ausrichten, welche Minen sie springen lassen könne, wenn sie nicht etwa den Herzog selbst aufregen wollte*), Ferdinand unter der Hand zur Heirat zu zwingen, was sie diesem gegenüber doch nur lächerlich gemacht haben würde, oder wenn sie auf den Präsidenten wirken wollte, der sie ins Gespräch gebracht und der, wenn er nicht ihre Gunst und damit seine Stellung verlieren wollte, alles versuchen mußte, was er aber auch schon ohnedies zu thun entschlossen war. Vielleicht lag es ursprünglich im Plane, die Milford vor Ferdinands Enthüllungen fliehen zu lassen, wie es die Amaldi im Hausvater vor Lottchen thut. Es hätte dann etwa im vierten Aufzuge ihre Flucht aus dem Fürstenthume berichtet werden können, die einen um so bedeutendern Eindruck machen mußte, als nun, wo

*) Daran könnte man auch deshalb denken, weil sie selbst früher darauf hingedeutet, sie brauche nicht mehr als eine Nacht, ihn ganz zu verderben.

die fürſtliche Mätreſſe ſo hochherzig auf Ferdinand und das ganze wüſte Hofleben verzichtete, das Verhältniß Ferdinands zur Geliebten auf immer zerſtört war. Die Art, wie jetzt die Milford im vierten Aufzug erſcheint, iſt im Zuſammenhange des Stückes höchſt ſeltſam. Von allem, was ſie gegen Ferdinand thun wollte, iſt eben gar nichts geſchehen, nur hat ſie am zweiten Morgen (denn der vierte Aufzug ſpielt zwei Tage nach dem erſten) Luiſe zu ſich beſcheiden laſſen. Wie ſollte eine Frau, die, um der Beſchimpfung zu entgehn, alle Mittel in Bewegung ſetzen wollte, mehr als einen Tag ungenutzt verſtreichen laſſen, um dann einen Schritt zu thun, der ſie nichts fruchten konnte! Mag man immer ſagen, in der Leidenſchaft hat ſie gedroht, alle Mittel gegen Ferdinand anzuwenden, aber bei kühlerer Betrachtung keines gefunden, was irgend Erfolg verſpräche und ſie nicht herabſetzte, ſie durfte jedenfalls keinen Tag warten, und Schiller mußte ſie bei ihrem zweiten Auftreten wenigſtens andeuten laſſen, weshalb ſie bisher nichts gethan. Was ſie nach dem Dichter beabſichtigte, iſt unzweifelhaft nicht die Neugierde, Luiſen kennen zu lernen, ſondern die Hoffnung, ſie zur Entſagung zu beſtimmen; ſie hofft eben, was ſie wünſcht. Eckardt fragt: „Was will ſie von und mit Luiſe? Sie kennen lernen? ſich mit ihr meſſen? ſie demüthigen? Iſt der Plan, Luiſe in ihren Dienſt nehmen zu wollen, ein bloßer Vorwand, ſie zu ſprechen? oder eine damit beabſichtigte Beleidigung des Bürgermädchens, eine ſchroffe Zurückweiſung deſſelben in die Grenzen ihres Standes? Oder ſoll es Ernſt ſein? kann ſie wirklich daran denken, als Ferdinands Frau deſſen früheres Liebchen in der Nähe zu haben? ſollte die boshafte Abſicht dahinter liegen, Luiſen in Ferdinands Augen herabzuſetzen?" Aber ſolche Zweifel ſind hier nicht an der Stelle, da die Abſicht der Milford in dem deutlich vorliegt, was ſie wirklich thut, wenn die Einleitung dazu auch von Luiſen ausgeht; ſie ſcheut ſich eben, gleich mit dem herauszurücken, was ſie im Schilde

führt, und erſinnt deshalb einen Vorwand, ſo gut ſie ihn gerade findet. Daß ſie auf Luiſen als ihre Nebenbuhlerin geſpannt ſich gleich in dem Geſpräche mit Sophien (IV, 6) verräth, iſt ganz natürlich. Wenn das an Luiſen abgeordnete Kammermädchen berichtet, ihre Einladung habe dieſe zuerſt in Beſtürzung verſetzt, dann ſei ſie nachdenkend geworden und habe ſie mit Verwunderung (mit großen Augen) angeſehen, erſt nach längerm Schweigen mit einem ſie ganz überraſchenden (ihre wiedergewonnene Faſſung und feſte Entſchiedenheit verrathenden) Blicke erwiedert, morgen habe ſie ſich erbitten wollen, was ihre Dame befehle, ſo iſt freilich nicht wohl zu ſagen, was ſie eigentlich bei der Lady wollen konnte, da ſie Ferdinand ganz aufgegeben hatte, und nach dem ihren Ruf auf immer zerſtörenden Briefe ſich ſcheuen mußte, vor derjenigen zu erſcheinen, die ſie, wie wir bald darauf hören, im Bunde gegen ſich glaubt, und faſt noch weniger können wir uns vorſtellen, weshalb ſie erſt am folgenden Tage ſie beſuchen wollte, da das, was ſie trieb, keine Verzögerung litt. Daß die Lady Luiſen rufen läßt, widerſpricht ebenſo ſehr aller Wahrſcheinlichkeit, als daß dieſe ihrer Einladung folgt. Wenn die Milford ſehr unruhig darüber wird, daß Luiſe ſelbſt ſich die Erlaubniß eines Beſuches habe ausbitten wollen, ſo fürchtet ſie, dieſe werde Ferdinand von ihr fordern, und ſie will nichts weiter von ihr hören, doch kann ſie nicht umhin, ſich ſelbſt zu bedauern, daß ſie ſich ſchämen müſſe, wenn Ferdinands Wahl ſich zu einem gewöhnlichen Weibe verirrt habe, dagegen keine Hoffnung, über ſie den Sieg davon zu tragen, faſſen dürfe, wenn ſie durch beſondere Gaben, wie ſie wohl fürchtet, auch nach dem, was Sophie gemeldet, ihn angezogen habe. Gegen Eckardts Annahme, ſchon jetzt ſei die Brittin gebrochen, die ſtolze Heldin ſtehe ſchon vor dem Büßerpfade nach Jeruſalem, ſpricht entſchieden das ſtolze Selbſtvertrauen, womit ſie Luiſen entgegentritt und zuletzt Ferdinand von ihr fordert. Ihre augenblickliche Furcht erklärt ſich

aus der Angst vor der nahen Entscheidung. Sophiens Mahnung, doch stolzer aufzutreten, nicht bloß durch äußern Glanz das Bürgermädchen zu verschüchtern, ärgert die Lady, da sie es nicht verwinden kann, daß eine so tief unter ihr stehende Person ihr ins Herz sieht. Wenn sie selbst daraus schließt, daß sie tief gesunken sein müsse, so hatte sie bisher sich hoch über dieser erhaben geglaubt, jetzt aber betrachtet diese sie ganz wie ihres Gleichen. Aehnlich fragt sie in der folgenden Szene: „Bin ich so tief gesunken!" Uebrigens hatte Sophie schon im zweiten Akt ihre Schwächen ebenso deutlich erkannt. Ihren ganzen Unwillen, daß sie sich beklommen fühlt, wirft sie auf die vorlaute Dienerin, der sie wiederholt, als Luise gemeldet ist, barsch befiehlt sich zu entfernen.*) Ihr Stolz ist jener gegenüber in Aufregung gekommen, so daß sie gerade in der rechten Stimmung sich findet, Luisé zu empfangen, welche sie ihre Unbedeutendheit recht empfinden lassen will. Schiller hat absichtlich, als er später unsere Szene dichtete, beide Frauen mit Schärfe sich entgegentreten lassen (er liebte ja gerade solche Szenen, wie die in Fiesko zwischen Julia und Leonore und die Streitszene der Königinnen in Maria Stuart zeigen), wobei Luise ganz aus ihrem Charakter und aus der Stimmung herausfällt, in welcher sie nach ihrer entsetzlichen Lage sein muß. Die Lady redet sie mit dem gegen niedere Frauen gangbaren Sie in der Einzahl an. Des scheinbaren Vergessens ihres Namens setzt sie die Hindeutung entgegen, daß sie doch nach ihr geschickt habe und ihren Namen erfahren haben müsse. Die Lady will sie dann durch die Bezeichnung als arme Geigerstochter herab-

*) Es fehlt die szenarische Bemerkung, daß sie die Worte „Verwünscht — ergründet" und „Gut — wünschte" leise für sich spricht, wie der Wechsel des lauten und leisen Sprechens auch in der folgenden Szene nicht immer bezeichnet ist. Die szenarischen Bemerkungen sind überhaupt sehr mangelhaft.

drücken: Luise aber bleibt ruhig stehn, ohne ein Wort zu erwiedern, während jene ihre Bemerkungen über sie macht und sich freut, daß ihre Nebenbuhlerin, wenn auch interessant, doch keine ihr gefährliche Schönheit sie. Als das Mädchen auf ihr Wort näher tritt*), kann sie genauer ihre Augen erkennen, die sie im Weinen geübt findet, was nur auf die letzten Tage gehn kann. Das ist ihr ein gutes Zeichen, da sie meint, sie fürchte schon den Verlust des Geliebten, in den sie sich wohl ergeben werde. Als sie aber bei der Aufforderung, ganz nahe zu treten, äußert, das Mädchen fürchte sich wohl vor ihr, wird sie durch die mit entschiedener Festigkeit und Würde gesprochene Antwort überrascht, sie fürchte sich so wenig, daß sie das Urtheil der Menge, wozu sie also die Lady rechnet, verachte. Eckardt hat recht, das Verachten der Menge liegt nicht im Ideenkreise des sittsamen Bürgermädchens, aber es liegt auch Schillers Luise durchaus fern, die eben in unserer Szene eine ganz andere ist. Wenn die Lady meint, sie habe diesen Trotzkopf von Ferdinand, so kann unter dem Trotzkopf nur die hochherzige Freiheit der Liebe verstanden werden, die ganz auf sich selbst ruht. Sie will ihr diese eben nicht als eine natürliche Gabe zugestehn, sondern sie sei vom Geliebten, an dem diese ihr so wohl gefällt, durch nähern Umgang ihr beigebracht. Als sie nun, ihrer vorgeblichen Absicht näher tretend, die Aeußerung thut, Luise sei von jemand, dem sie volles Zutrauen schenke, ihr warm empfohlen worden, erwiedert diese, sie kenne niemand, der sich bemühen sollte, ihr eine Patronin zu verschaffen. Der Lady geschraubte Entgegnung, es sei die Frage, für wen von beiden, ob für die Empfohlene oder die Gönnerin, sich der Fürsprecher eigentlich bemühe,

*) Borberg hält die Worte: „Nur näher — fürchtest mich" für eine Reminiszenz aus Lessings Nathan III, 5: „Tritt näher, Jude — näher! — nur ganz her! Nur ohne Furcht!"

bezeichnet Luise als über ihre Fassungskraft gehend. Wenn die Milford hierin mehr Schelmerei findet, als ihre anspruchslose Erscheinung erwarten lasse*), so fühlt sie den Stich. Aber Luisens Erwiederung, sie sei eben erst sechszehn Jahre alt geworden, erregt sie freudig, da sie meint, die Frische der Jugend habe Ferdinand angezogen, und sie hofft, dies Gefühl werde bald schwinden, wenn es seine Neuheit verloren.**) In ihrer Freude ladet sie das Mädchen zum Sitzen ein, und nachdem sie es sich als natürlich vorgehalten, daß die frische Jugend den bis dahin von der Liebe noch unberührten Jüngling angezogen, ergreift sie sogar freundlich ihre Hand; glaubt sie ja, eine solche Nebenbuhlerin, der sie ihres Ferdinand wegen gut wird, rasch verdrängen zu können. Es ist unbegreiflich, wie Eckardt meinen konnte, die Lady sei vom Anblicke der Jugend, auf deren Kosten sie sich bereichern wolle, betroffen und deshalb zur Entsagung bereit.

Wenn die Lady Luisen die Stelle ihrer Kammerjungfer anbietet, so ist ihr dieses unmöglich Ernst: weiß sie ja, daß diese sie unmöglich annehmen kann, mag sie selbst nun Ferdinands Gattin werden

---

*) Diese offene Bildung. Bildung von der äußern Erscheinung (vgl. zu Hermann und Dorothea S 132) und hier besonders vom Gesichte, vor allem dem Blicke.

**) Die Worte: „Nun ists heraus — verführender", „Und auch er liebt zum erstenmal", dann weiter „Nichts — Träumerei", endlich „Sechszehen — Dauer sein" spricht sie für sich. — Etwas auffallend ist der bildliche Ausdruck „auf dem unberührten Klavier der erste einweihende Silberton", als ob der erste auf dem Klavier angeschlagene Ton besonders hell und reizend wäre. Einweihend, weil er auf eine lange Folge des Genusses hindeutet, viel verspricht. Nach Silberton! stand Ausrufungszeichen, das erst Körner widerrechtlich wegließ, während sonst die Ausgaben seit dem Theater mit Ausrufungszeichen überschwemmt sind. Wie in den übrigen Dramen Schillers, stehen auch hier häufig Gedankenstriche statt der Punkte. Vielfach ist in spätern Ausgaben völlig irreführend noch ein Punkt vor den Gedankenstrich getreten, auch wohl zwei Gedankenstriche oder Ausrufungszeichen gesetzt. Körner änderte Setz in Setze.

oder nicht, da sie ja ihre Nebenbuhlerin war. Die Worte: „Nichts, nichts — Träumerei" und „Sechszehen Jahr — fein" spricht sie für sich; sie hofft, daß Ferdinands Neigung nicht von Dauer sein werde, da nur die frische Jugend ihn angezogen. Nur steht die letzte Bemerkung sonderbar zwischen dem Anerbieten der Lady und Luisens dankbarer Ablehnung. Luise spricht für diese Ehre ihren Dank nicht weniger ehrerbietig aus, als ob sie dieselbe annehmen dürfe. Das thut sie aus kluger Zurückhaltung; denn die Milford soll sich ganz zeigen, wie sie ist, ohne daß sie durch ein hartes Wort ihr dazu Veranlassung gegeben. Die Lady aber, die in ihrer Ablehnung Hochmuth sehn will*), erinnert das Bürgermädchen in beleidigender Weise an ihre Herkunft und sie mahnt sie wieder an die Vergänglichkeit ihrer Schönheit, auf die sie sich etwas zu gut thue. Deshalb redet sie diese spottend Kostbare an. Jetzt hält sich auch Luise nicht mehr, sondern sie vergilt den Streich: sie bilde sich so wenig auf ihr Gesicht ein, das sie nicht als ihr Verdienst betrachte, wie auf ihre von der Lady verächtlich hervorgehobene Herkunft, die sie sich auch nicht gegeben. Jene aber läßt sich nicht abhalten, bitter die Vergänglichkeit ihrer Reize zu betonen, wobei sie auf ihren Anbeter stichelt, der, wenn ihre Anmuth verschwunden, sie verlassen werde. Luise erwiedert auf die mit scheinbarer Theilnahme gestellte, aber von bitterm Hohn eingegebene Frage sehr spitz und geschickt ausweichend, sie würde den Anbeter bedauern, der bloß durch körperliche Reize angezogen worden, nicht durch das, was allein Werth verleihe, die Seele. Klüglich stellt sich die Lady, als ob sie dies nicht verstehe, und hält sich am Sticheln auf ihre Schönheit. Der Liebhaber pflege alles schön zu finden und man glaube diesem so gern, wolle sich nicht von der gegentheiligen

*) In der szenarischen Bemerkung steht „in Entrüstung zurückfallend", doch ist bisher der Entrüstung noch nicht gedacht.

Wirklichkeit, wie leicht man auch könne, überzeugen. Dies führt sie durch den etwas sonderbar gestellten Vergleich des Liebhabers mit einem gefälligen Spiegel aus, in den man mit besonderer Lust schaue.*) Mit schalkhaftem Staunen über ihre Rede schaut Luise sie an, um die Predigerin gegen die Eitelkeit an den Widerspruch mit sich selbst zu erinnern, da ihr prächtiger Putz zeige, wie sehr sie selbst der Eitelkeit fröhne. Hatte Sophie darauf hingewiesen, daß ihre Herrin sich heute mit den kostbarsten Brillanten geschmückt, so gedenkt Luise des prächtig blitzenden Rubins, der sich vergebens bemühe, da seine Besitzerin aller Eitelkeit entsagen müsse. Gegen diesen Spott weiß sich die Lady nicht zu schützen, sie wird wirklich beschämt, doch läßt sie sich dadurch nicht in ihrer Mahnung stören, sondern fährt ruhig fort, außer den auf ihre Schönheit sich gründenden Hoffnungen könne ja nichts sie abhalten, von ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen und einen Stand zu wählen, worin sie Manieren und Welt lernen**) und ihrer bürgerlichen Vorurtheile sich entledigen könne. Die scharf treffende Frage Luisens***), ob nicht auch die bürgerliche Unschuld dabei Gefahr laufe, weist sie als läppisch zurück; zeige sie nur demjenigen, welcher ihr etwas Beschimpfendes zumuthen wolle, wer sie sei, gebe sich Ehre und Würde, so sage sie

*) Statt den wahren müßte stehn den wirklichen.

**) Vgl. Fiesko II, 2. Goethe schreibt einmal an Frau von Stein: „Wie oft hab' ich die Worte Welt, große Welt, Welt haben u. s. w. hören müssen und habe mir nie was dabei denken können. Die meisten Menschen, die sich diese Eigenschaften anmaßten, verfinsterten mir den Begriff. — Dieses kleine Wesen (die Gräfin von Werther) hat mich erleuchtet; diese hat Welt oder vielmehr sie hat die Welt, sie weiß die Welt zu behandlen (la manier). — Sicher ihres Wesens, ihres Rangs handelt sie zugleich mit einer Delikatesse und Aisance, die man sehn muß, um sie zu denken."

***) Ursprünglich stand Fragezeichen nach Milady, wofür seit 1802 Ausrufungszeichen eingetreten.

ihr für alle Versuchung gut. Aber die Favoritin des Fürsten ist eine schlechte Bürgin für die Sittlichkeit, was Luise sofort zu erkennen gibt, indem sie daran zu zweifeln wagt. „Die Paläste gewisser Damen sind oft die Freistätten der frechsten Ergötzlichkeit", konnte Schiller sehr wohl sagen mit Bezug auf die früher in Stuttgart herrschende Liederlichkeit, wo durch die Favoritin des Herzogs, Franziska von Hohenheim, freilich eine Besserung eingetreten war; aber noch mehr möchte ihm das vorschweben, was Emilia Galotti von dem Hause des Kanzlers Grimaldi (V, 7) sagt: „Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter, und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten". Sie habe nicht den Heldenmuth, fährt Luise fort, sich in eine solche Pest zu werfen, wo sie immer Vergiftung (Ansteckung) zu fürchten habe. Auch hier lagen die den eben angeführten vorangehenden Worte Emilia Galottis im Sinne: „Was Gewalt ist, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts." Luise aber läßt sich jetzt zu einem scharfen Ausfall auf die gute Bürgin verleiten, den sie als ein offenherziges Bekenntniß bezeichnet, und am Schlusse bittet sie deshalb um Verzeihung, wie ihr Vater Miller II, 6 der scharfen Erklärung gegen den Präsidenten die schließliche Entschuldigung hinzufügt: „Halten zu Gnaden!"*) Die Lady würde in ihr ihrem Gewissen einen Skorpion halten, der sie an ihre Schuld erinnerte, sie würde jeden Augenblick vor ihr schamroth werden; wenn sie zu einem Vergnügen ginge, wenn sie davon zurück käme, würde sie ihr widerwärtig sein. Darum möge

*) Das „Noch einmal, gnädige Frau" deutet auf die Bitte am Anfange ihrer Rede: „Erlauben Sie, gnädige Frau u. s. w."

sie nicht denken, sie in ihre Nähe zu ziehen. Hierbei könnte es Luise sehr wohl bewenden lassen, aber sie fügt noch hinzu, in Stunden der Nüchternheit, in Augenblicken der Erschöpfung, wo sie zum Genusse unfähig, oder wenn einmal die Reue sie ergriffe, müßte die heitere Ruhe der Unschuld in ihrem Gesichte sie grausam foltern. So stellt sich denn die von ihr mit solcher Geringschätzung behandelte Tochter des armen Geigers*) in ihrer Unschuld hoch über die stolze, der Schande verfallene Favoritin.

Kein Wort steht dieser zu Gebote, womit sie den Hohn (denn das ist er) zurückweisen kann; sie fühlt dessen Wahrheit zu tief. Trotz allem aber kann sie, nachdem sie ihre ärgerliche Bewegung zu unterdrücken gesucht, nicht abbrechen, sie muß zu ihrem eigentlichen Zweck gelangen, wozu Luise ihr durch kein Wort behülflich ist. Obgleich der Grund Luisens durchschlagend ist, meint sie, dies sei es doch nicht eigentlich, was sie zur Ablehnung bestimme, und in der Weise, auf welche man einen Untergebenen zum Bekenntniß zu bringen sucht (sie tritt zu ihr und sieht ihr starr in die Augen), dringt sie in sie, ihr zu entdecken, was ihr denn den Dienst bei ihr so schrecklich mache, ein feurigeres**) Interesse müsse hinter diesen Maximen stecken, da bloße Meinungen nicht so erhitzten; sie wolle sie nur überlisten, benutze jene nur, um ihren eigentlichen Grund zu verbergen, und sie droht ihr dahinter zu kommen. Luise aber wird dadurch nicht erschreckt. Was könnte sie gegen sie thun, wenn sie ihren wahren Grund entdeckte***), und wirklich ihr Vorgeben, sie würde als ihr Dienst-

*) So hat sie sich kurz vorher genannt, nicht ohne Beziehung auf das Wort der Lady am Anfang: „Ich entsinne mich: die arme Geigerstochter, wovon neulich die Rede war."

**) Der Druckfehler feuriges statt feurigeres schlich schon 1786 ein, wurde erst 1860 entfernt.

***) Der Druckfehler entdecken statt entdeckten hat sich von 1786 bis 1844 erhalten.

mädchen sie immer schamroth machen und durch den Anblick ihrer reinen Unschuld sie foltern, nur ein Stich gewesen wäre, womit sie sich an ihrem Uebermuthe hätte rächen wollen. Ihre Rache fürchte sie nicht, da das höchste Unglück sie betroffen habe, das auch ihr Geständniß nicht vergrößern könnte.*) Ruhiger fragt sie dann, was die Lady denn eigentlich veranlaßt habe, sich ihrer anzunehmen, sie aus ihrem niedern Stande, wie sie vorgebe, zu erheben. Auf eine genauere Zergliederung dieser verdächtigen Gnade, deren Grund sie wohl kenne, wolle sie nicht eingehn, aber sie hebt das unzarte Betragen der Gegnerin hervor, welche sie für eine Thörin gehalten, die sich ihrer Herkunft schäme (sich aus der Beschränkung desselben heraussehne), daß sie ohne irgend eine Berechtigung dazu sich mit ihrem Schicksal befasse, da man doch auch das Glück nicht aus jeder Hand annehmen wolle**), daß sie so grausam barmherzig sei. Das letztere, als weitere steigernde Ausführung des Satzes „was sie berechtigen konnte — wolle?" tritt in selbständiger Ausführung hervor. Sie hatte schon allem Anspruch auf glückliche Tage, diesem ewigen Menschenrecht, entsagt und sich mit dem Schicksal versöhnt, welches sich bei ihr übereilt, ihr vorzeitig ein Glück gezeigt, das es ihr nicht zu erhalten vermochte. Da mahnte ihre stolze Nebenbuhlerin sie durch ihren Antrag der Stelle als Kam-

---

*) Wenn sie vorher wie in einem Vergleiche bemerkt: „Die arme Sünderin auf dem berüchtigten Henkerstuhl lacht zum (bis 1786 stand zu) Weltenuntergang" (ursprünglich folgte darauf Punkt mit Gedankenstrich), so ist wohl unter der Sünderin eine Kindesmörderin gemeint, und berüchtigt deutet auf die manchen die Strenge der Gesetze gegen die unglücklichen Kindermörderinnen als schreckliches Unrecht bekämpfenden Stimmen. Die unglückliche Kindermörderin, die den Todesstreich erwartet, fürchtet sich nicht, wenn man den Weltuntergang prophezeit, vor dem sie selbst scheiden muß.

**) Ursprünglich stand richtig Was sie (nicht Sie), ehe sie noch wußte, was Körner nicht ändern durfte.

merjungfer grauſam an das verlorene Glück, indem ſie ihr glänzendes Leben ihr entgegenhielt.*) Bedarf etwa das Glück der Lady des Elendes als Gegenſatz, um ſich zu empfinden?**) Muß ſie denn ſie deshalb aus dem Dunkel herausziehen, in welchem ſie leichter ihr Unglück verſchmerzt, als wenn ſie Zeugin ihres Glanzes iſt?***) Warum läßt die Lady ſie nicht lieber im ſtillen Genuße ihrer Unbedeutendheit, als daß ſie durch die Hindeutung auf größeres Glück ſie mit ihrem Schickſal unzufrieden macht? Dieſer durch den wunderlichen Vergleich mit einem Aufgußthierchen†) ausgeſprochene Gedanke dürfte doch hier ganz ungehörig ſein. Freilich, fährt ſie dann fort, gebe die Lady vor, ſie ſei um ihr Glück beſorgt.††)

---

*) Wenn es heißt, die Gottheit verberge ihre Strahlen den Erſchaffenen, daß nicht ſelbſt der oberſte Seraph unter ihnen vor der dadurch bewirkten Verfinſterung zurückſchauere, ſo ſchwebt hierbei Klopſtocks Schilderung des Allerheiligſten Gottes vor (Meſſias I, 329 ff.), deſſen Inneres von heiligem Dunkel dem Auge der Engel verdeckt iſt, doch öffnet Gott zuweilen die dämmernde Hülle durch „allmachttragende" Donner. Die Seraphim ſind die oberſten der Engel, ſtehen Gott zunächſt. Moritz bezeichnete dieſe Stelle als „Galimatias".

**) Daß ihr Glück, das ſie ſo hoch preiſt, ſo gern das Elend heranzieht, damit es in deſſen Neid und Bewunderung ſich genieße, ſchließt ſie freilich nur aus dieſem einzelnen Falle. Daſſelbe drückt in anderer Weiſe die folgende Frage aus.

***) Im erſten Druck ſteht „O lieber! So gönnen Sie mir doch", wie oben „O Beſſer! Beſſer! Sie laſſen u. ſ. w.". Schon 1786 wurde dies unbefugt geändert in „O ſo gönnen Sie mir doch lieber". Lieber iſt bibliſcher Ausdruck im Sinne von ich bitte, wie 1. Moſ. 12, 13, wo Abraham zu Sara ſpricht: „Lieber, ſo ſage doch, du ſeieſt meine Schweſter". — Für grauſam braucht ſie hier und weiter unten barbariſch.

†) Schon Moritz ſpottete über dieſe Stelle: Schiller müſſe wohl ganz eigene Inſekten kennen, denen ſich ſo etwas erzählen laſſe. Die Aufgußthierchen, von denen O. Müller ſchon 1776 400 Arten kannte, gehören freilich nicht zu den eigentlichen Inſekten.

††) Statt des Fragezeichens nach wiſſen dürfte wohl Ausrufungszeichen an der Stelle ſein.

Im Gegensatze dazu wird Luise von dem Gefühl ergriffen, daß sie doch bei allem Verluste, der sie betroffen, noch glücklicher sei als ihre stolze Nebenbuhlerin. Sie tritt vor sie und fragt sie mit einer ihr plötzlich kommenden, die Lady überraschenden Wendung („mit Ueberraschung fragend"), ob sie selbst denn wirklich glücklich sei, und da diese betroffen vor ihr zurückweicht, wagt sie sogar ihr die Hand aufs Herz zu legen und sie zu fragen, ob es in diesem auch so glänzend stehe wie mit ihren äußern Verhältnissen, ja sie bittet sie, ihr auf ihr Gewissen zu sagen*), ob sie ihr wohl rathen könne, ihr eigenes Bewußtsein und ihr Glück mit dem ihrigen zu vertauschen. So gibt sie ihr deutlich zu verstehn, daß sie ihre Unschuld nicht gegen ihre vom Bewußtsein ihrer Schuld gedrückte Seele und ihr Unglück reiner Entsagung nicht gegen die entehrende Stellung zum Fürsten vertauschen möchte. Die Lady geräth darüber in größte Verlegenheit und Bewegung**), sie muß auch die sich ihr hier offenbarende Großherzigkeit bewundern, welcher Tugend und gutes Bewußtsein am höchsten stehen; diese könne sie, meint sie etwas wunderlich, nicht mit auf die Welt gebracht, auch ihr Vater***) könne sie diese nicht gelehrt haben, die müsse sie von einem andern Lehrer haben. Hier zuerst tritt das nähere du ein, da sie jetzt zu ihr als Nebenbuhlerin spricht. Luise aber freut sich, daß die Lady nun endlich auf

*) Seltsam scheint hier die Verbindung „in kindlicher Unschuld" (wie ein Kind, das nur Wahrheit verlangt), „auf Ihr Gewissen" (mit Berufung auf ihre Ehrenhaftigkeit) und „als eine Mutter (als wenn Sie meine Mutter wären). Boxberger verstand in letzterer Stelle das meine so wenig, daß er meinte, es müsse eine heißen oder das Wort ganz wegfallen.

**) Sie wirft sich „in den Sopha", wie schon II, 2, und wie Julia im Fiesko IV, 12 (vgl. unsere Erläuterungen S. 200), wogegen sie dies nicht II, 3 thut, wo sie vielmehr an das äußerste Ende des Zimmers flieht.

***) Für einen Vater. 1786 drang der Druckfehler deinen ein, den erst Meyer 1860 entfernte.

die wirkliche Veranlassung ihrer Einladung kommt. Schon am Anfange hatte sie bei der Hindeutung auf einen „warmen Fürsprecher" Ferdinand im Sinne, aber Luise ging darüber hinweg, da die Lady sich deutlicher ihr gegenüber offenbaren sollte; jetzt trifft sie die Nebenbuhlerin ins Herz, indem sie, wie diese früher ihr starr und drohend in die Augen gesehen, mit seinem und scharfem Blick dieser ins Auge schaut, und ihre Verwunderung äußert, wie sie ihr die Stelle als Kammerjungfer habe anbieten können, da ihr doch ihr Verhältniß zu Ferdinand, den sie ihr entreißen wolle, bekannt gewesen. Dadurch bringt sie diese endlich zum Geständniß, daß sie Ferdinands Liebe zu ihr kenne, mehr wisse, als sie wünsche. Dann aber hält die Lady inne, um sich zu einem Entschlusse zu ermannen, da es ihr schwer fällt, ihre bittere Eifersucht, daß ihr Ferdinand das Bürgermädchen liebe, zu verrathen; endlich aber gewinnt sie es über sich, und nun droht sie ihr mit einer nach und nach beinahe zum Toben steigenden Heftigkeit, sie solle nicht wagen ihn noch zu lieben oder, wie sie voll blinder Eifersucht hinzufügt, von ihm geliebt zu werden, ja an ihn nur zu denken oder ein Gegenstand seiner Gedanken zu sein. Luise erwiedert ihre Drohung, daß sie dann verloren sei, mit der bittern Bemerkung, freilich sei sie verloren, wenn die Lady ihn zwinge, sie zu lieben, da der Gedanke, daß er an eine seiner Unwürdige gekettet sei, ihr unerträglich sein würde. Unter dem Zwange, sie zu lieben, denkt sie wohl nur an die erzwungene Heirat, womit sie Ferdinand gedroht hatte. Die Lady will, so erklärt sie, seine Liebe nicht erzwingen, sondern über die Leidenschaft zu ihm siegen, aber auch Luise soll nicht mit ihm glücklich werden, sie will ihr Glück zerstören, was sie auf sehr phantastische Weise ausführt.*) „Wisse das, Elende!"

*) Sie will sie von einander trennen (Felsen und Abgründe zwischen sie werfen, ähnlich wie es oben hieß: „Lassen Sie Himmelsstriche uns trennen, lassen Sie Meere

Seligkeit zu zerstören ist auch Seligkeit.“ Luise lenkt mit der Bemerkung ein, um diese Seligkeit habe man die Lady schon gebracht, was sonderbar genug nach dem Zusammenhang heißen muß, so zu handeln sei ihrem Herzen unmöglich. Diese sei zu gut, als daß sie ein Liebesglück zerstören könnte*), dessen Werth sie selbst empfunden habe, ja eben wegen dieser Wallung der Leidenschaft, die sie zu solcher ihrer Seele fremden Wuth getrieben, fühle sie Liebe zu ihr. Durch diese überraschende Bemerkung kommt die Lady endlich zu sich. Sie fühlt, daß sie ihre Liebe verrathen habe, aber zugleich den hohen Edelmuth der Nebenbuhlerin, die ihr verzeihen möge, was sie gethan.**) Und so spricht sich denn das Gefühl ihrer innigen Liebe zu Ferdinand unverhohlen aus. Nein, sie will ihr, gegen die sie eben so getobt, nichts zu Leide thun, sie will sie als Freundin, Schwester betrachten, ihr alles geben, was sie besitzt, wenn sie nur ihrem Ferdinand entsagt. Den Schluß der Szene haben wir schon oben S. 70 besprochen. Die bisher so ruhige Luise will ihr freiwillig Ferdinand abtreten, weil er für sie verloren, aber kaum hat sie das Wort gesprochen, als sie die Unmöglichkeit empfindet, ihn, der ihr einzig angehöre, in den Armen einer andern zu wissen; ihre Verbindung treibe sie zum Selbstmord, der den Genuß ihres Glückes verscheuchen würde.

Fragen wir nach dem Zwecke dieser ganzen sehr verschlungenen Szene, so soll Luise der Favoritin gegenüber, die sie demüthigen und zum Aufgeben des Geliebten zwingen wollte, durch die Macht ihrer

---

zwischen uns fließen“), wie eine Furie wird sie ihre Seligkeit zerstören, ihr Name soll sie von einander treiben, vor ihrem Fluche, wie vor dem einer Zauberin, Luisens Schönheit versiegen.

*) Herabschwören, ein neuer Ausdruck für herabrufen. Luise denkt hierbei an die Drohung: „Mein Name soll — zusammenfallen.“

**) Vergibs. Auch hier ist der Druckfehler der Ausgabe von 1786, die 's wegließ, erst 1860 verbessert worden.

reinen Seele beschämen und sie zugleich von der unendlichen Gewalt ihrer Liebe zu Ferdinand überzeugen, mit dem sich ihre Seele unzertrennlich verbunden fühlt, so daß der Schmerz, ihn im Besitz einer andern zu sehn, sie zur Verzweiflung treibt. Aber die Art, wie sie jener gegenübertritt, die berechnende Feinheit, die schlagfertige Geistesgegenwart, die gedankenvolle Beredsamkeit stehen dem einfachen gemüthlichen Bürgermädchen ebenso wenig an, als sie bei dem Zustande ihrer verzweifelnden Entsagung und völligen Gebrochenheit in solcher Weise ihrer Nebenbuhlerin entgegentreten kann. Wie darf sie noch von einem Verzichten auf Ferdinand sprechen, den sie ganz verloren hat, und wie könnte sie, als sie ihr zuletzt ihre ganze Seele enthüllt, ihr verhehlen, daß man durch schmählichen Betrug den Geliebten von ihr gerissen? Auch entspricht dem Charakter der Lady kaum der Umweg, den sie zu ihrem Zwecke macht, ja dieser Zweck selbst stimmt nicht zu der drohenden Stellung, die sie Ferdinand gegenüber angenommen hat. Ganz verfehlt ist es, wenn Eckardt meint, die Lady sei schon am Anfang ganz gebrochen, die Verschmähung ihrer Liebe habe sie zu Boden geworfen, und so müsse die Schauspielerin ihr hier gleich von vornherein eine gezwungene Haltung geben, um die Möglichkeit ihrer spätern Flucht schon jetzt psychologisch zu untermalen. Nein, das Auftreten des in ihrer Unschuld und ihrer reinen Liebe so hoch über ihr stehenden Bürgermädchens, über das sie sich stolz erheben zu können gedacht, hat sie tief ergriffen, ihre schwere, in die Drohung des Selbstmordes auslaufende Entsagung macht sie erstarren. Als sie aus ihrer Betäubung erwacht, klingt ihr Luisens Wort noch fürchterlich in den Ohren, sie schaut noch ihren entsetzlichen Blick.*) Jetzt erst fühlt sie ganz, wie tief sie gesunken, da ihr stolzes

*) Nach den Worten „Wen, Unglückselige" war statt des Fragezeichens 1786 ein Ausrufungszeichen eingetreten; das Richtige wurde schon 1860 hergestellt, wo-

Herz sich einer Gabe freuen soll, die ihr eine verzweifelnde Bettlerin großmüthig zuwerfe. Sie, die sich über die Schranken ihres Geschlechts so keck hinweggesetzt, sieht jetzt alle ihre Ehre neben der Tugend dieses Bürgermädchens in den Staub sinken. Doch nein, beschämen konnte diese sie, aber nicht beschimpfen, was der Fall wäre, wenn sie ihre verzweifelnde Gabe annähme; im Wettstreit mit dieser Heldin der Liebe will sie ihre Entsagung bewähren. Sie redet sich selbst hier Emilie Milford, wie kurz vorher als Emilie an, wie sie gleich darauf sagt: „Deine reuige Tochter Emilie". Schon II, 3 heißt es: „Aber das Blut der Norfolk empörte sich in mir: „„„Du, eine geborene Fürstin, Emilie, rief es, und jetzt eines Fürsten Concubine"", woraus sich ergibt, daß sie den Namen Emilie nicht erst später zugleich mit dem Namen Milford*) annahm. Wenn sie in der folgenden Szene sich Johanna Norfolk, einmal Johanna von Norfolk nennt, so kann dies nur ein Versehen des Dichters sein. Im Personenverzeichniß steht einfach der angenommene Name Lady Milford. Allem weichen Gefühle, das sie bis jetzt so sehr leiden ließ**), allem ihr so reizend vorschwebenden Liebesglücke muß sie entsagen, einzig der Regung der Großmuth folgen. Offenbar sind Ferdinand und Luise verloren, der Fürst wird jenen zur Heirat mit ihr zwingen, wenn sie am Hofe bleibt; darum muß sie ihren Anspruch

---

gegen gleich darauf nach Verzweiflung 1812 statt des Ausrufungszeichen widersinnig ein Fragezeichen eintrat, das erst 1862 fortgeschafft wurde.

*) Die Wahl dieses Namens ist ohne besondere Bedeutung. Wahrscheinlich nahm der Dichter den Namen von dem berühmten Milfordhaven, das ihm vielleicht aus Shakespeares Cymbeline (III, 4) vorschwebte. Der Ort Milford ward erst 1790 gegründet.

**) Sehr überspannt ist der Ausdruck: „Verkrieche dich jetzt, weiches, leidendes Weib!", der auf die Eifersucht geht, unter welcher sie so schrecklich gelitten hat, die sie gleich darauf als wüthende Liebe bezeichnet.

auf Ferdinand aufgeben und sich dem Fürsten entziehen.*) Freilich ist es nicht weniger als echt dramatisch, wenn sie nach einer kleinen Pause lebhaft betheuert, ihr Entschluß sei gefaßt, das furchtbare Hinderniß dieser Verbindung gebrochen, sie habe es über sich gebracht, ihr äußerlich glänzendes Verhältniß zum Herzog aufzugeben und der Liebe zu Ferdinand zu entsagen. Ihr bisheriges Schein- und Sündenleben will sie gefaßt aufgeben, sich ganz der Tugend weihen, die sie mit großer Emphase bittet, sie als reuige Tochter aufzunehmen, wobei dem Dichter die ihm so sehr beliebte, besonders in den Räubern benutzte Parabel von dem verlorenen Sohne vorschwebt. Wie ein Alp ist es auf einmal von ihrer Brust gefallen, aber daß sie doch noch nicht ganz der Eitelkeit der Welt entsagt hat, ergibt sich wider die Absicht des Dichters daraus, daß sie erklärt, sie wolle groß wie eine fallende Sonne von ihrer Herrlichkeit herabsteigen**), und ihre selbst auferlegte Verweisung als eine stolze bezeichnet, wobei sie nicht der Tugend, sondern des Herzens gedenkt***), das ja bei dem letzten Kampfe in eine so starke Mitleidenschaft gezogen worden war. Mit Recht schreibt Hinrichs ihr die Großweibsucht zu, wie

*) Stark ist der Ausdruck „ihren Anspruch vertilgen", der auf die Unterdrückung in ihrem Herzen geht. — „Im Herzen des Fürsten erlöschen." Sie hat bisher wie eine Sonne in dessen Herzen geschienen. Daß sie glaubt, wenn sie sich entfernt, in ihm zu erlöschen, ist freilich ein ihrer Eigenliebe fernliegender Gedanke (denn wie sollte der Fürst sie nicht vermissen, den sie so mächtig beherrscht hatte?), aber ihre Eigenliebe ist bereits gebrochen oder vielmehr nach einer andern Seite hingewandt.

**) Der biblischen Vergleichung der Sonne mit einem Helden bedient sich auch Karl Moor. Vgl. die Erläuterungen zu den Räubern S. 191 f.

***) Als Hoheit und Herrlichkeit bezeichnet sie ihre glänzende Stellung, die aber doch schon dadurch sehr beeinträchtigt war, daß der Herzog sich vermählen wollte. Der Druckfehler der ersten Ausgabe begleiten ward erst im zweiten Drucke von 1786 weggeschafft.

einer der Räuber Karl Moor am Schlusse der Großmannssucht zeiht, die das Leben an eitle Bewunderung setze. Und mag es ihr jetzt auch mit ihrer Entsagung ernstlich gemeint sein, wer steht uns dafür, daß sie nicht bald wieder von ihrem Herzen hingerissen wird und die Erniedrigung ihr unerträglich fallen wird? Freilich dürfte keinem der Zuschauer hier und in der folgenden Szene ein solcher Gedanke kommen und dadurch ist die dramatische Wirkung gerettet; nur möchte es diese einigermaßen stören, daß Schiller, zur Andeutung, wie schwer ihr die Entsagung werde, sie sagen läßt, sie müsse gleich ihren Entschluß dem Herzog melden, damit nicht die Erinnerung an die „Reize des lieben Jünglings" sie wieder wankend mache. Wenn aber Hoffmeister ihren Aufbruch phantastisch und zu wenig motivirt findet, so hat Eckardt bereits bemerkt, dies gehöre eben zum Wesen dieser Brittin, die, wie das Liebespaar, Aufwallungen folge, doch den Mangel an Motivirung stellt er nicht ganz in Abrede. Allein das Leben am Hofe als Favoritin dieses Herzogs ist ihr jetzt, wo Ferdinands Bild wahre Seelenliebe in ihr wachgerufen, durchaus unerträglich und auch ganz unmöglich geworden, da Ferdinands Zurückweisung ihrer Liebe der hier herrschenden Scheinehre den ärgsten Stoß versetzt, den sie nicht durch eine sie in den Augen des Hofes lächerlich machende Entsagung abwehren kann, abgesehen davon, daß der Herzog ihre Heirat mit einem andern Vornehmen verlangen müßte, um sie auch nach seiner Vermählung ohne äußere Verletzung seiner Gattin noch in seiner Nähe zu halten. Freilich macht der Zuschauer alle diese Betrachtungen nicht, aber noch weniger wird ihm der Gedanke kommen, sie brauche, um Luisens Glück zu ermöglichen, nicht den Fürsten zu verlassen, von dem wir ja bereits bei ihrem ersten Auftreten hörten, daß er ihr widerwärtig sei. Dagegen leidet diese ganze Großmuthsszene wie der vorhergehende Streit zwischen den Frauen unter der durch das Vorhergehende uns ge-

wordenen Ueberzeugung, Luise habe Ferdinand unwiederbringlich verloren, woran die Entsagung der Milford nicht das allergeringste ändern könne.

Die Schlußszene des Aktes dürfte bei ihrer großen dramatischen Wirkung weder der Stimmung der Milford entsprechen noch sachlich an der Stelle sein. Die Lady, die, nachdem sie allem entsagt hat, sich allein durch das Gefühl einer guten, großen That gehoben fühlt, kann nicht ihre Freude daran finden, einen der nichtigsten Scheinmenschen des Hofes zu verspotten und ihn eine offene, nur ihrer Eigenliebe schmeichelnde, den Herzog kränkende Absage überbringen, ja öffentlich verlesen zu lassen, um so weniger, als sie fürchten mußte, der Herzog werde ihr nachstellen. Freilich den Palast kann sie nicht mitnehmen, ihr Geld läßt sie ihren Leuten zurück, aber Wagen und Pferde eignet sie sich doch zu und sie scheidet im glänzendsten Putz, mit den kostbarsten Brillanten, wenn sie diese nicht etwa nebst dem Wagen von der Grenze zurückschicken soll. Der Tugend, der sie sich widmen will, entspricht auch der Spott und Hohn nicht, womit sie den Hof und den Herzog verläßt; ist und bleibt sie doch eine Gefallene, der ein solcher Hochmuth am wenigsten ansteht. Charakteristischer wäre es jedenfalls gewesen, wenn sie ohne solchen Pomp geschieden wäre und wir die Ausführung ihres Entschlusses später vernommen hätten. Ja wir würden kaum etwas entbehren, wenn der Akt mit den Worten „in diese stolze Verweisung" schlösse.

Der Anfang der zehnten Szene ist echt dramatisch. Die Meldung des Kammerdieners überhört sie in der Hitze des Schreibens, wobei ihre noch nicht beruhigte Eitelkeit sich den Eindruck ihres Schrittes auf den Herzog, gegen den sie ihren Spott nicht lassen kann*),

*) Sie bezeichnet ihn als eine Drahtpuppe. II, 1 hatte sie die Hofleute Sklaven eines einzigen Marionettendrahts genannt, den sie leichter als ihr Filet

die Hofschranzen, die ihre Entsagung unbegreiflich finden, und das Volk, das sie bewundern werde, selbstgefällig vorhält. Die Worte spricht sie, als sie den ersten Absatz des Briefes, wohl bis zu den Worten „der Unterthanen triefen", geschrieben hat. Erst als die mittlerweile auch hereingetretene*) Sophie mit dem Kammerdiener: „Der Hofmarschall, Milady!" ruft, hört sie die Meldung, die sie mit Verwunderung vernimmt („Wer? was?"), da der Hofmarschall ihr gerade recht kommt, was sie dann für sich nicht ohne Spott ausspricht**), worauf sie sich zum Empfang bereit erklärt. Sie fährt aber doch im Schreiben fort, läßt sich auch nicht stören, als Sophie ihre ängstliche Besorgung über das, was vorgefallen sein möge, äußert.***) Die Lächerlichkeit des eintretenden Hofmarschalls fällt ins Possenhafte; auch wird durch dessen „tausend Verbeugungen"

---

regiere, sich selbst der kindischen Führung des Szepters geziehen, dem Herzen des Fürsten Größe und Feuer abgesprochen, seines barbenden Gehirns gespottet. Wenn sie den Einfall drollig genug nennt, eine durchlauchtige Gehirnschale auseinander zu treiben, so kann sie doch nicht ihren Entschluß, der sie so viel gekostet und auf den sie sich etwas zu Gute thut, für drollig halten, nur die Wirkung auf den Herzog, dessen Gehirn dies gar nicht fassen werde, erscheint ihr so. Wirbeln scheint auf das wirbelnde Durcheinanderlaufen der Höflinge zu gehn, nicht auf das Wirbeln des Kopfes, wogegen auftaumeln das Aufspringen aus Aufregung bezeichnet.

*) In dem Szenarium steht: „Lady. ein Kammerdiener. Sophie, hernach der Hofmarschall", was darauf zu deuten scheint, daß zuerst der Kammerdiener allein bei der Lady ist. Des Eintretens Sophiens wird freilich nicht gedacht.

**) Sie stellt ihn unter die Packesel, die man launig auch als Sackträger bezeichnet, insofern sie anderer Lasten tragen; freilich ist hier nur vom Ueberbringen eines Billets die Rede, das aber dem Hofmarschall äußerst schwer wird.

***) Nach Vermessenheit ist die Rede abgebrochen. Die ersten Drucke haben hinter dem Worte gar kein Satzzeichen; 1786 setzte man den bisher meist gebliebenen ganz falschen Punkt. Ein Druck von 1802 gab richtig Gedankenstrich. Auch nach selbst fehlt im ersten Druck jedes Satzzeichen statt des Punkts oder Ausrufungszeichens.

hinter ihrem Rücken die Zeit, welche die Lady schreibt, zu lang, da sie das kurze Billet „hitzig" schreibt. Sein furchtsames Lispeln des Wortes „Sereniſſimus", womit er seinen Auftrag auszurichten beginnt, überhört sie, und da sie seiner gar nicht achtet, sondern das Geschriebene mit Sand bestreut, bricht er bestürzt ab. Für sich aber spricht sie, während sie das Billet mit den Augen überfliegt, mit großer Lebhaftigkeit. Sie ist darauf gefaßt, daß der Herzog sie des Undankes zeihen werde, den sie aber dadurch von sich weist, daß dieser sie verführt habe, eine Schuld, die er durch nichts zu sühnen vermöge.*) Der Hofmarschall geht von allen Seiten um die Lady herum, während diese die Worte „Er wird — Wucher" spricht. Endlich faßt er sich Muth, ihr zu sagen: „Milady, scheinen etwas distrakt zu sein".**) Als er nun aber, um sich bemerklich zu machen, mit sehr lauter Stimme die Frage des Herzogs ausrichtet, steht sie lachend auf und erwiedert mit lustigem Spotte, der den Herzog und seinen Boten auf gleiche Weise trifft***), dann aber übergibt sie ihm für den Herzog die eben geschriebene Karte und trägt, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, ihrer Kammerjungfer auf, den Wagen zu bestellen und ihre ganze Dienerschaft zu berufen.†) Sophie ist

*) Nach Verlaſſene sollte Komma, nicht Punkt stehn. Auch gehören solche statt der Gedankenstriche nach legen und gezogen.

**) Daß er diese Worte laut spricht, die folgenden: „Ich werde mir wohl selbst die Kühnheit erlauben müssen" für sich, ist nicht bemerkt.

***) Neben dem Vauxhall, dem von London nach Paris und von da auch an deutsche Höfe verpflanzten Gartenvergnügen, wird hier die deutsche Komödie genannt, die man nicht mehr als dieses achtete, wogegen die große Opera (III, 2) hochgehalten wurde.

†) Das Mißverständniß des Wortes Garderobe veranlaßte schon 1786 die Veränderung von ruſſt in raſſſt, das erst 1806 wiederhergestellt wurde. Garderobe hieß an deutschen Höfen die Hausdienerschaft. Vgl. Goethes Großkoptha II, 2.

ganz bestürzt über den Auftrag*); auch der Hofmarschall weiß nicht, wie er sich das aufgeregte Betragen der Lady, die vom Herzog so wenig ehrfurchtsvoll spricht, erklären soll. Diese aber bemerkt launig, wenn sie echauffirt sei, so werde sie auch nicht (nach Hoffitte) lügen, und so ruft sie ihm höhnend zu, er möge sich freuen, da eine Stelle eben frei geworden, er also als Kuppler sich Dank erwerben könne. Jetzt erst wird dieser aufmerksam, daß es sich hier um etwas Wichtiges handle. Als er, um darüber Aufschluß zu gewinnen, auf das ihm übergebene Blatt sieht, fordert sie ihn auf, nur zu lesen und zwar laut zu lesen**), da sie wünsche, daß, was sie geschrieben, nicht geheim bleibe, nicht bloß ihr und dem Herzog bekannt bleibe. Und so liest er laut, während die Bedienten sich im Hintergrund sammeln, ähnlich wie Goethes Beaumarchais die Bedienten Clavigos in der Galerie Zeugen sein läßt, daß dieser die von ihm diktirte Ehrenerklärung mit eigener Hand schreibt. Auffallend bleibt nur, daß der Hofmarschall nicht allein sich nicht weigert, vor den Bedienten das Billet zu lesen, sondern nicht einmal über den Inhalt erschrickt und vor Schrecken zuweilen innehält. Wenn die Lady in dem Billet behauptet, die Glückseligkeit des Landes sei die Bedingung ihrer Hingabe (des „Vertrages" mit ihm) gewesen, so stimmt dies nicht mit II, 3, wo nur von einem Eid die Rede ist, den sie den Herzog nach einiger Zeit habe schwören lassen, daß die abscheuliche Opferung der weiblichen Ehre und Unschuld aufhören solle, auch nicht damit hat, daß sie bisher sich gar nicht um den Zustand des Landes bekümmert, da sie vom schrecklichen Menschenhandel gar nichts wußte. Als Grund,

---

*) Sie bedient sich des deutschen Ausrufs „O Himmel!" („O Himmel und Erde" ruft Luise II, 6, wo aber auch das einfache Himmel vorkommt), wogegen der Hofmarschall weiter unten Ciel! braucht.

**) Nach „lesen Sie" möchte man noch laut vermuthen.

weshalb sie dem Herzog absagt, erscheint hier nicht die Sittenlosigkeit des Verhältnisses, welche die Tugendheldin nicht unerwähnt lassen durfte, sondern daß seine Geschenke von den Erpressungen des Volkes kommen. Auffällt auch das Geständniß, daß sie bisher seine Liebe erwiedert habe; denn dieses liegt offenbar in der Erklärung, daß sie dies jetzt nicht mehr könne. Sie scheidet als eine Freundin des Volkes, gegen das der Herzog Erbarmen von ihr, der Fremden, lernen solle, wobei es wunderlich ist, daß sie, die Gefallene, deren Geschlecht längst den Herzogstitel verloren hatte, deren Vater noch mit Frankreich verrätherische Verbindungen angeknüpft hatte, sich als brittische Fürstin aufzuspielen wagt. Der Schluß, daß sie in einer Stunde über der Grenze sei, setzt die ganze Dienerschaft in Bestürzung; der Hofmarschall aber legt das Papier auf den Tisch, da er um seinen und zugleich der Lady Hals fürchtet, wenn er es dem Herzoge vorlegen wollte. Diese jedoch spottet des prächtigen Mannes.*) Freilich gehöre er zu den Leuten, die nur das, was andere gethan haben, berichten**), und so, spottet sie, sollte er den Zettel, um ihn ohne Gefahr dem Herzog in die Hände zu spielen, in eine Wildschweinpastete backen lassen, so daß er ihn selbst darin finde. Der Hofmarschall aber kann sich noch immer nicht darein finden, daß die Lady auf so vermessene Weise von dem Herzoge spricht, auf dessen drohende Ungnade er sie hinweist, als ob sie noch irgend darnach fragte.***)

---

*) Goldmann, wie in den Räubern als Liebkosungswort „goldiger Junker" steht.

**) Erwürgen, ersticken, wie auch häufig bei Goethe, hier von übermäßiger Anstrengung beim Erzählen. Man braucht so auch blauwerden. Der Gegensatz ist ungehörig; denn die Lady verlangt ja auch von ihm kein freies Wort, sondern bloß, daß er ihren freilich gefährlichen Auftrag ausrichte.

***) Der offenbare Druckfehler Lady statt Milady am Schlusse seiner Rede hat sich bis heute erhalten.

Diese hört nicht darauf, sondern wendet sich (denn mit edelster Würde soll sie scheiden und den Zuschauer ergreifen) nun zum Abschiede an ihre Dienerschaft. Man könnte denken, daß Schiller hierbei der Abschied der Maria Stuart von ihrer Dienerschaft vorschwebte, da er schon zu Bauerbach deren Abschiedsszene aus Cambden kannte.*) Sie läßt die bestürzte Dienerschaft näher treten, belobt sie wegen ihrer Redlichkeit, ihrer uneigennützigen Treue und Liebe (dieses Verhalten der Diener spricht sehr für die Gutmüthigkeit der Lady), bedauert aber, daß gerade die Zeit ihres treuen Dienstes, in welchem sie sich glücklich gefühlt hätten, die ihrer eigenen Erniedrigung und ihres Sündenlebens gewesen, worauf sie mit Thränen im Auge das Wort der Entlassung der Diener ausspricht, die sie wie ihre Kinder betrachtet. Leid thue es ihr, daß sie, da sie nicht mehr die reiche Favoritin, sondern wieder die arme Johanna von Norfolk**) sei, ihre Anhänglichkeit durch keine Geschenke belohnen könne; nur ihre Schatulle betrachtet sie als ihr Eigenthum (man könnte fragen, mit welchem Rechte), und den Inhalt soll ihr Schatzmeister ihnen überliefern***); über ihren Palast habe sie kein Recht zu verfügen; sie scheide ärmer, als jeder von ihnen sein werde. Daran, daß sie ihre Leute dem von ihr verachteten und verhöhnten Herzog empfehle, ist natürlich nicht zu denken. Zum Zeichen ihrer Liebe reicht sie allen nach einander

---

*) Vgl. Schillers Maria Stuart V, 6.

**) Unter dem Billete an den Herzog steht bloß Johanna Norfolk. Die Abwechslung ist kaum beabsichtigt, da sie keine Ursache hatte, dem Herzog gegenüber ihren Adel zu unterdrücken, so daß auch dort wohl von hinzugefügt werden muß.

***) Sonderbar ist die Verbindung „stürze meine Chatulle unter euch", wenn man auch einfach stürzen von Umstürzen eines Gefäßes sagt. Die Kasse stürzen steht in ganz besonderm Sinne. Chatulle hier, wie Kasse, von deren Inhalt.

ihre Hände, die sie leidenschaftlich küssen, ohne ein Wort sagen zu können, worauf sie erklärt, daß sie diese Sprache ihres Herzens verstehe, und so spricht sie das letzte herzliche Lebewohl. Aber die Rührung ergreift sie so sehr, daß sie sich nicht zu entfernen vermag; erst als sie den durch ihre Kammerjungfer bestellten Wagen vorfahren hört, will sie forteilen. Da tritt ihr aber der Hofmarschall, an den sie schon nicht mehr gedacht (er hat bisher auf den verhängnißvollen Zettel ganz geistverlassen hingeschaut), in jämmerlicher Verlegenheit entgegen, welche ihren Spott erregt. Sie festzuhalten, daß sie nicht über die Grenze fahre, wagt der Feige nicht, nur möchte er gern von der einst allmächtigen Favoritin, deren Bruch mit dem Herzog ihm noch immer nicht zu Kopf will, von seinem leidigen Auftrage befreit sein. Diese aber freut sich seiner Zerschlagenheit, die sie noch durch den mündlichen Auftrag an den Herzog höhnend steigert, sie werde, weil sie nicht baarfuß nach Loretto könne, von dem Schimpf, ihn beherrscht zu haben, sich durch das schwere Leben einer Tagelöhnerin reinigen. Die Erwähnung der Bußfahrt nach dem berühmten italienischen Wallfahrtsorte, wobei der bittere Gegensatz einer glänzenden Lustreise, wie sie deutsche Fürsten mit ihren Favoritinnen nach Italien zu machen pflegten, vorschweben könnte, steht der Norfolk als Katholikin (wir können uns auch den Herzog als solchen denken, wie die Familie Miller ohne Zweifel katholisch ist) wohl an, dagegen macht ihr Entschluß, als Tagelöhnerin zu arbeiten, einen sonderbaren Eindruck, da wir uns sie kaum in diesem Zustande denken, vor allem den Uebergang in denselben uns schwer vorstellen können. Daß sie am Schlusse statt der Sünde, der sie sich schuldig gemacht, den Schimpf nennt, einen Fürsten beherrscht zu haben, der kein Erbarmen gegen sein Volk gekannt, wirkt freilich überraschend, entspricht aber ganz ihrer Verachtung und gibt ihrem Abgang eine scharfe Pointe, auf die es Schiller abgesehen, welcher sich gerade in dieser

Szene auf den Wechsel des Komischen und Tragischen etwas zu Gute thun mochte, der aber hier den Eindruck, womit uns die Lady entlassen soll, bedeutend abschwächen möchte. Daß die mit dem Bewußtsein ihrer bisherigen Erniedrigung und dem ernstlichen Vorsatze, sich von jetzt an der Tugend zu widmen, scheidende Favoritin noch Lust daran findet, des leersten und eitelsten Hofschranzen zu spotten, dürfte ihrer Lage wenig entsprechen. Diese ganze Ausführung ihres Scheidens fällt dadurch noch entschiedener aus dem Rahmen der Handlung heraus, auf die sie eben gar keinen Einfluß hat, da die Milford nicht einmal ihrer geplanten Verheiratung gedenkt und kein, freilich nach Lage der Sache völlig erfolgloses Fürwort für die Verbindung des Bürgermädchens mit dem adligen Major bei dem mit Hohn aufgegebenen Herzog einlegen kann. Freilich gedenkt Ferdinand V, 2 ihrer Flucht, aber dies konnte er auch, ohne daß dieser Entschluß uns dramatisch vorgeführt würde, und er ist dort im Grunde ohne Bedeutung.

Aus der Handlung entwickeln sich die Charaktere, wie die Gestaltung dieser den Gang derselben wesentlich fördert. Beginnen wir mit dem sogenannten Helden, mit Ferdinand, so ist man ungerecht, wenn man von ihm Stärke und Festigkeit im Handeln verlangt, er ist ein wertherscher Charakter, nur stark in schwärmerischer Leidenschaft, nicht in folgerechtem, rücksichtslos sich durchsetzendem besonnenen Handeln. Von seinem frühern Leben hören wir wenig; der Mutter wird nicht gedacht, von Schwestern und Brüdern ist keine Rede, auch kaum von Freunden; denn aus dem Worte des Vaters, er fliehe seit einiger Zeit die Zirkel, die er früher besucht (I, 7), folgt dafür eben sehr wenig, da wir ihn ganz einsam finden und die Gesellschaftszirkel nur für Bekannte, nicht für nähere Freunde sprechen. Der Vater ist zu sehr von Ehrsucht beherrscht, ganz allen edlen Gefühlen fremd, als daß er, wie hoch er auch mit

ihm hinaus will, da auf die steigende Ehre seines Geschlechts sein ganzes Sinnen hinausläuft, für den Sohn ein Herz haben, diesen an sich zu fesseln vermöchte. Von seinem Bildungsgange wissen wir nur, daß er Akademien besucht, von denen er Grundsätze mitbrachte*), die dem Kabalenschmiede Wurm gleich nicht recht eingeleuchtet haben (III, 1), „phantastische Träumereien von Seelengröße und persönlichem Adel". Der Vater nennt ihn dieser Ansichten wegen einen Romanenkopf (I, 7), weil die neuern Romane solche hohe Ideen verbreiten; man denke nur an Goethes Werther, Millers Siegwart, Sophiens Reisen von Hermes. Ferdinand hat auch seiner Luise Romane zum Lesen gegeben, die ihr Vater ins Feuer wünschte, da sie „überhimmlische Alfanzereien" daraus lerne und in eine „Schlaraffenwelt" dadurch versetzt werde (I, 1). Wurm sagt uns auch, Ferdinand habe immer den Kopf zu der Regierung seines Vaters geschüttelt, was auf ein näheres Verhältniß zum Vater zu deuten scheint, als wir sonst anzunehmen berechtigt sind. Aber Ferdinand hat nicht allein Ideen von Menschenrecht und Freiheit, er fühlt sich auch als „deutscher Jüngling" (vgl. das Ende des ersten Aktes). Wurm fürchtet (III, 1), bei ihm, dessen Ehrgeiz nur das Große und Abenteuerliche reize, würden, wenn er den Vater vergesse, die Pflichten des Patrioten vordringen, wobei freilich zunächst nur an das Wohl des kleinen Herzogthums gedacht wird. Seine politische Anschauung verräth er, als er der Lady gegenüber betont (II, 3), nicht der Fürst, sondern der Staat habe ihm durch dessen Hand den Degen gegeben, und erklärt, der Herzog könne nicht Gesetze der

*) „Die er aus Akademien hierher brachte", wo wir jetzt von brauchen, während wir aus der Schule sagen. Goethe sagt in dem Briefe eines Landgeistlichen aus Schwaben: „Mein Sohn, wie er vor anderthalb Jahren von Akademien zurückkam".

Menschheit verdrehen. Schon im zwölften Jahre war er Fähndrich geworden, und der Vater hat es durchgesetzt, daß er im zwanzigsten Major wurde (I, 7). Aber der Soldatenstand hat ihn ebensowenig Unterordnung gelehrt, da er nur ein Spielwerk, eine Rangstufe für ihn war, als er auf der Akademie an strenges, folgerechtes Denken gewöhnt worden und er dem trockenen Fachstudium sich hingegeben. Die hohen in der Zeit liegenden Ideen von Humanität, von dem ewigen Rechte des Menschen, von Adel der Gesinnung und geistiger Freiheit haben auch ihn, der mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit lebte, mächtig hingerissen, er ist zum Schwärmer und Träumer geworden. Der Vater hat ihn ruhig seines Weges gehn lassen, und wenn er auch lieber gesehen, daß er auf der Hochschule ein flottes, ja liederliches Leben, insofern es nur standesgemäß war, geführt, so hat ihn doch auch dieses nichts fürchten lassen, da er hoffen zu dürfen glaubte, daß, sobald er nur einmal in das goldene praktische Leben trete, diese hohen Ideen vor der Nützlichkeit schwinden würden, wenn er sehe, welche unendliche Vortheile ihm der Hofdienst in Aussicht stelle, falls er nur es mit der Ehrlichkeit und sittlichem Adel nicht so genau nehme. Freilich war sein Vertrauen auf die Macht des eigenen Vortheils bei dem Sohne sehr übertrieben, wenn er so weit ging, diesem die schlechten Wege, auf denen er zu seiner Stellung gelangt war, aufzudecken, ja selbst das Verbrechen, wodurch er seinen Vorgänger weggeschafft, zu entdecken, aber er hoffte die Stimme des Gewissens auch bald in dem Sohne, den er, wie gern er ihm auch jede Freiheit ließ, zum strengsten Gehorsam gegen alle seine Befehle gewöhnt hatte*), zu ersticken, diesen an den Ge-

*) Eckardt meint, durch die Mittheilung seines verbrecherischen Treibens sei alle väterliche Autorität vor Ferdinands erschrecktem Auge zusammengebrochen, aber dieser hat keine Ehrfurcht vor diesem empfunden, er war nur gewohnt, den Befehlen des Vaters als seines Vorgesetzten Gehorsam zu leisten.

danken zu gewöhnen, daß man ohne krumme Wege nichts erreichen könne und, wer etwas werden wolle, kein enges Gewissen haben dürfe; sollte ja sein Sohn es noch weiter als er bringen, vielleicht gar, wie er es I, 7 ihm gegenüber ausspricht, zum Throne selbst gelangen, eine Aussicht, die doch so phantastisch und außerhalb aller in den damaligen Verhältnissen gegebenen Möglichkeit liegt, daß die betreffende Stelle immer anstößig bleibt. Man hat es unbegreiflich gefunden, daß der Präsident dem phantastischen Sohne sein fürchterliches Geheimniß habe anvertrauen können, und es dürfte dem Dichter wohl sehr schwer geworden sein, dieses, wenn er es auf der Bühne hätte darstellen sollen, als wahrscheinlich zu begründen, aber ganz anders ist es, da es als geschehen vorausgesetzt wird, es vor dem Stücke liegt, in welchem Falle, wie schon Aristoteles bemerkt (Poet. 24), eine Unwahrscheinlichkeit gestattet ist. Der Dichter bedurfte dieser Voraussetzung zu der Abwendung der brutalen Gewalt, durch welche der Präsident I, 7 kurzer Hand den Knoten zu zerhauen denkt. Wie lange dies her ist, wie lange sich Ferdinand schon wieder zu Hause befindet, bleibt im Dunkel. Drei Monate lang (seit dem November) hat das Verhältniß zu Luisen gedauert; er könnte im Sommer oder schon im Frühling zurückgekehrt sein. Die Mittheilung des Vaters mußte schwer auf die Seele des von Recht und Freiheit träumenden Jünglings fallen, der dem Vater nicht entgegenzutreten wagte; er schwieg und zog sich immer tiefer in sich selbst zurück. Gegen seine Luise gedenkt er (I, 4) des Fluches, den er vom Vater erben werde. Der Präsident sagt selbst (I, 7), daß er an Ferdinand eine Zeit lang die rasche, offene Jugend vermisse, die ihn sonst so entzückt habe, daß ein seltsamer Gram auf seinem Gesichte brüte, daß er ihn fliehe. Eckardt denkt, auch die Beförderung zum Major, bei welcher er wohl andern verdienten Offizieren sich habe vorschieben lassen müssen, habe seinen Rechtssinn verletzen müssen. Der Dichter bringt dies so neben-

sächlich vor, daß er darauf jedenfalls kein bedeutendes Gewicht gelegt haben dürfte. Die Beförderung zum Major erfolgte nach der Rückkehr von der Akademie. Ferdinand ließ sich diese als gehorsamer Sohn gefallen, aber der Vater hat bis jetzt noch nicht gewagt, ihn in die Verwaltung zu ziehen, da er seinen argen Mißmuth über die Willkürherrschaft nicht unterdrücken konnte und die Mittheilung des verbrecherischen Treibens des Vaters ihn in sich gescheucht hatte. Die trübselige Stimmung des trotz seines Majorsranges vereinsamten, man könnte denken wegen seiner Bevorzugung gerade gemiedenen Sohnes des Präsidenten ist von Schiller glücklich benutzt, um die Verbindung mit Luisen einzuleiten und dieser den rechten Hintergrund zu leihen. Ferdinand ist zu Miller gekommen, um bei ihm Unterricht auf der Flöte zu nehmen, zur Unterhaltung in einsamen Stunden (V, 3). Eckardt sieht in der Wahl der Flöte doch zu viel, wenn er meint, aus dieser spreche nicht bloß Schmerz, auch Sehnsucht, ein süßes irdisches Verlangen, ein Seufzer um Liebe; Ferdinand habe wohl nie lebhafter, als in den Tagen, wo er den Vater verloren (er hatte ihn wohl nie besessen), nach einem theilnehmenden Herzen gesucht; menschenscheu habe er der Kunst ungestört leben wollen, um in Tönen ungestört zu sagen, was er leide. Dazu wäre aber die Dichtkunst, zu der Ferdinand gar keine Anlage zu haben scheint, geeigneter als das Flötenspiel, das seiner Leichtigkeit wegen beliebt war. Friedrich der Große war nicht allein Liebhaber der Flöte, sondern auch der Dichtung. Wenn Ferdinand in jenem leidenschaftlichen Augenblicke, wo ihn Luisens vermeintliche Untreue in wilde Verzweiflung gestürzt hat, zu Miller sagt: „Wir akkordirten Ruhe für meine einsamen Stunden. Er betrog mich und verkaufte mir Skorpionen", so ist es ihm hier um den bittern Gegensatz zu thun; deshalb wählte er das zu diesem passendere, aber die Absicht, die er bei seinem Flötenspiel hatte, weniger gut bezeichnende Ruhe.

Er sieht die Tochter in ihrer reizenden Unschuld, in ihrer innigen Theilnahme für den so vornehmen als liebenswürdigen Jüngling; sein schwärmerisches, einem idealen Glücke zugewandtes Herz findet sich wunderbar zu ihr hingezogen, er gibt sich ganz seiner glühenden Sehnsucht hin, die von Tag zu Tag steigt, die immer neues Glück in der ihre ersten Regungen ihm weihenden, von seiner Liebe geöffneten jungfräulichen Seele findet. Es war ein süßes, durch die Musik vermitteltes Zusammenleben, da Luise den jungen Baron auf dem Klavier begleitete. Ihre Liebe war so keusch, wie selig. „Mein Herz", äußert er IV, 2, „trat beim Erröthen des ersten Kusses sichtbar in meine Augen. — Meine wildesten Wünsche schwiegen; vor meinem Auge stand kein Gedanke als die Ewigkeit und das Mädchen." Luise selbst beschreibt I, 3 in leidenschaftlicher Aufregung, wie sie beim ersten Anblicke Ferdinands den von ihrem Herzen Ersehnten, „den Immermangelnden" erkannt. Beide gaben sich dem beseligenden Gefühle hin, daß sie sich ganz angehörten, daß sie vom Himmel für einander bestimmt seien. In der Nähe der Geliebten hat Ferdinand alle trüben Gedanken vergessen, ja es kümmert ihn nicht, wie sein Verhältniß zum einfachen Bürgermädchen sich entwickeln werde, er überläßt sich der Seligkeit des reinen Genusses ihrer Liebe. Luise ist es, die zuerst die Unmöglichkeit ihrer Verbindung mit dem adligen Sohne des Präsidenten erkennt, die darüber um so mehr beunruhigt wird, als sie nur zu tief empfindet, daß sie ihn nicht entbehren könne, aber sie überredet sich, daß sie sich stark dazu fühle, ihm für dieses Leben zu entsagen, doch im Jenseits, wo alle irdischen Schranken fallen, wird sie unzertrennlich mit ihm verbunden sein. Als sie ihm ihre Furcht äußert, daß man sie von einander trennen werde, da geräth der Schwärmer in Feuer und Flamme, niemand könne zwei Herzen von einander trennen, die für einander geschaffen seien. Als ein Unglück fühle er es, daß er der Sohn des vom Fluche des

Landes verfolgten Präsidenten sei, nur die Liebe könne ihm dies versüßen; Luise solle nur ihm vertrauen, an seinem Arm werde sie ein seliges Leben genießen. Sie aber weist alle Hoffnung darauf zurück und flieht von ihm mit der Verzweiflung, daß der Friede ihres Lebens auf ewig dahin sei. Ferdinand weiß keinen Rath, sonst würde er sie nicht fliehen lassen. Als sein Vater ihn darauf zu sich bescheidet, da zeigt er freilich diesem gegenüber in leidenschaftlichster Weise seinen Abscheu vor dessen verbrecherischer Laufbahn, ja er ärgert ihn durch das alle seine Pläne mit ihm durchkreuzende Bekenntniß, daß seine Wünsche in seinem Herzen ruhten, und mit derselben Hitze weist er die ihm angetragene Verbindung mit der Mätresse des Herzogs als eine Entwürdigung zurück; dagegen wagt er nicht, ihm mit männlichem Muthe seine unebenbürtige Liebe zu gestehn und das heilige Recht des Herzens geltend zu machen, schneeblaß und zitternd steht er wie ein Schulbube da, der sich hinter die offenbare Unwahrheit flüchtet, es sei nichts. Dem drohenden Befehl, zur Milford zu gehn, folgt er pünktlich, nur will er sie durch die entschiedenste Aeußerung seiner Verachtung zum Rücktritt bewegen, ja er redet sich in den Entschluß hinein, sollte sie ihren Anspruch auf ihn nicht aufgeben, öffentlich bei der angesetzten Hochzeitsfeier ihre Hand zurückzuweisen, als deutscher Jüngling die stolze Brittin zu verwerfen. Schiller hatte dies wohl berechnet; diese Stelle ward bereits bei der ersten Aufführung mit jubelndem Beifall begrüßt, und noch heute reißt „der deutsche Jüngling" Herz und Hand der Zuschauer hin, obgleich diese Aeußerung im Munde Ferdinands nur eine schwärmerische Rodomontade ist. Als thatkräftiger Charakter müßte er, statt die fürstliche Favoritin durch seine ausgesprochene Verachtung zu strafen und zum Rücktritt zu bewegen, entschieden dem schmachvollen Befehle seines Vaters sich widersetzen und seine Liebe zum Bürgermädchen bekennen. Auch wäre dies besonnener gewesen, da er einmal fürchten

muß, die Milford werde nicht von ihm lassen, und er zunächst zu besorgen hat, der fürchterliche Zorn seines so rücksichtslosen wie mächtigen Vaters, der offenbar von seiner Liebschaft weiß, werde sich gegen Luisen und ihr Haus wenden. Der Lady gegenüber läßt er sich freilich durch die Leidenschaft hinreißen, dieser mit dem Ausdruck seiner Verachtung entgegenzutreten, aber ihr Schmerz rührt ihn, so daß er ihre Hand ergreift, und wenn er ihr auch darauf nachdrücklich die Wahrheit sagt, so weiß diese doch durch gefühlvolle Darstellung ihres Unglücks ihn so hinzureißen, daß er sein doch von seinem Standpunkte aus, wenn er überhaupt ihre Hand persönlich zurückweisen wollte, vollberechtigtes Betragen für eine unverzeihliche Beleidigung erklärt, und die Hervorhebung ihres segensvollen Wirkens im Herzogthum, das doch durch die Ferdinand sehr wohl bekannte und von ihm selbst eben erwähnte Vergewaltigung des Landes widerlegt wird, Beschämung und „wüthende Reue" in seinem Herzen erregt, ja als sie ihn bittet, sie durch seine Hand aus dem Lasterleben zu retten, weiß er, von solcher abenteuerlichen Großthat hingerissen (er selbst gesteht gegen Luise II, 5 den mächtigen Eindruck, den die Lady auf ihn geübt, daß er den gefährlichsten Kampf bestanden), ihr kleinlaut nichts anderes entgegenzusetzen als seine Pflicht und Liebe gegen das Bürgermädchen. Erst ihr Erbleichen und stummes Wegwenden ermuthigt ihn, das Durchsetzen seiner Liebe im Kampfe gegen Konvenienz und Mode leidenschaftlich zu betonen. Aber als sie dennoch trotz seiner Berufung auf sein und der Geliebten Glück von ihm nicht abläßt, weil ihre Ehre sonst unverbrüchlich verloren sei, als sie alle Mittel gegen ihn in Bewegung zu setzen droht, da hat „der deutsche Jüngling" kein Wort der Erwiederung, und er steht nach ihrer Entfernung noch längere Zeit „in sprachloser Erstarrung" da, ehe er aus dem Zimmer stürzt; er hat ein Spiel mit ihr versucht, das er nicht zu Ende führen kann, weil er nicht bedacht hat,

daß die Favoritin mit ſeiner Hand auch ihre Stellung am Hofe verliert, und es ihr gegenüber kein anderes Mittel gab, als entſchiedene Zurückweiſung der ehrloſen Zumuthung. Jetzt erſt, wo er ſich durch ſeine leidenſchaftliche Unbeſonnenheit eine neue Feindin geſchaffen, eilt er zu Luiſen, da er fürchtet, ſein Vater habe ſie überfallen, woran er hätte denken ſollen, ehe er der Lady die Beleidigung ins Geſicht ſchleuderte. Als er Luiſen wieder in den Armen hält, zeigt er ſich freilich wieder als leidenſchaftlicher Liebhaber, aber er iſt unbeſonnen genug, die das Schlimmſte Ahnende durch ſeine Aeußerungen zu erſchrecken, ſo daß ſie Alles verloren gibt, und eben ſo unbeſonnen will er, nachdem er erklärt, allen Kabalen zum Trotz ſeine Liebe durchzuſetzen, ſofort zu ſeinem Vater, um dieſem zu erklären, daß Luiſe die Seine werden müſſe, ohne an den drohenden Ueberfall des Präſidenten zu denken. Erſt Luiſe muß ihn an die über ihnen ſchwebende Gefahr erinnern und der Alte ihn feſthalten und auffordern, ſeinen Vater hier zu erwarten. Jetzt bedenkt er zuerſt ernſtlich die ihm mächtig entgegenſtehende Gewalt ſeines Vaters, doch die Liebe ſiegt und er ermannt ſich denn nun zum feſten, nicht bloß leidenſchaftlichen Entſchluſſe, dieſem zum Trotze ſolle Luiſe die Seine werden. Ohne zu bedenken, welche Gefahr mittlerweile der Geliebten droht, will er zum Vater hin, um ihm ſeinen unerſchütterlichen Willen zu erkennen zu geben, als dieſer eintritt. Ihm gegenüber erklärt er feſt und entſchieden, daß Luiſe die Seine ſei, bei ihrer Beſchimpfung zuckt er den Degen nach dem Vater, zieht ihn aber ein, da er ſich erinnert, daß er ihm ſein Leben ſchulde. In den Streit zwiſchen dem Präſidenten und Miller miſcht er ſich zunächſt nur mit der Bemerkung, daß ſein Vater hier eine nicht beneidenswerthe Rolle ſpiele; als dieſer aber in grimmigſtem Zorne Miller nebſt Mutter und Tochter das Aergſte droht, bittet der Sohn ihn beſcheiden, ſich nicht zu übereilen und nicht ſeine Liebe zu reizen, was

der Vater für eine leere Drohung hält. Den Gerichtsdienern gegenüber schützt er die Geliebte, er verwundet sogar einige (?) derselben, die sie anfassen; aber der Vater entreißt ihm Luisen, ohne daß er den Degen gegen ihn zu zücken wagte. Seinen Spott und seine Drohung, mit der Geliebten am Pranger zu stehn, verachtet der Präsident; auch fürchtet er nicht, daß er sein Wort, die Geliebte lieber zu durchbohren, wahr machen werde. Als alles nichts hilft, rafft Ferdinand sich endlich zu dem äußersten Entschlusse zusammen, er droht das ihm vertraute Verbrechen seines Vaters der Welt zu verkünden. Merkwürdig ist es, daß Ferdinand sofort wegeilt, ohne den Erfolg seiner Drohung abzuwarten. Wir müssen fragen, wird er denn seine Drohung ausführen oder durch wen erfährt er noch zeitig genug, daß der Präsident Luisen freigelassen? Wahrscheinlich wird gedacht, daß der Vater selbst dem Sohne die Mittheilung mache. Dann aber sollte die Szene mit dem Nachruf „Ferdinand!" schließen, das jetzt vor dem Befehle: „Laßt sie ledig!" steht. Erst in der vierten Szene des folgenden Auftritts erfahren wir, daß er die Drohung nicht erfüllt; auf welche Veranlassung wird nicht angedeutet. Kaum können wir glauben, daß er, ehe er von Luisens Befreiung unterrichtet war, von der Ausführung zurückgeschreckt sei.

Wäre Ferdinand ein energischer Charakter, so müßte er das so wohl erprobte Mittel auch zur Erreichung seines nächsten Zweckes verfolgen, er müßte den Vater zwingen, in die Verbindung mit dem Bürgermädchen zu willigen, mit dem er ja gern die fürstliche Residenz verlassen würde, wozu im Hausvater Graf Wodmar das unebenbürtige Paar veranlaßt. Damit ginge aber die ganze Tragödie verloren. Ferdinands schwärmerischem Charakter widerspricht es nicht, daß er, statt folgerecht durchzugehn, mit der Geliebten fliehen will. Sein Entschluß ist so leidenschaftlich dringend, daß er schon alles dazu bereitet hat, ja er will sich nicht scheuen, Summen auf

den Vater zu erheben, was er durch den eher eines Räuber Moor als des für das Recht begeisterten Ferdinand würdigen Satz vertheidigt: „Es ist erlaubt einen Räuber zu plündern, und sind seine Schätze nicht Schätze des Vaterlandes?" dessen Schluß gerade noch schärfer das Unrecht hervorkehrt, da die Schätze des Vaterlandes eben nicht dem Sohne des Räubers, sondern dem Vaterland gehören. Wir nehmen keinen Anstand daran, daß der Schwärmer im einzelnen Falle seiner Leidenschaft das Recht zum Opfer bringt, wie er auch sich darüber leicht hinwegsetzt, daß er Luise mordet und dadurch den Vater unglücklich macht (IV, 4. V, 4), nur die Beschönigung seines Unrechts scheint uns zu plump.*) Daran, daß sein gerade nicht fein ersonnener Plan (Nachts soll ein Wagen bei der Wohnung des Musikers anfahren, er will alle seine Kostbarkeiten verkaufen, Geld auf seinen Namen nehmen) an der Vorsicht seines Vaters, der ihn mit Spürern umgeben wird, scheitern könne und dieser dann im Rechte sei, gegen ihn und Luisen einzuschreiten, bedenkt er nicht. Aber die Tragödie forderte eben diese Wendung. Die Ausführung der Flucht hindert Luise, da sie nicht den Fluch des Vaters auf sich laden will. Aber schon ist ein anderer Schlag gegen sie eingeleitet, der in Folge des in Ferdinand eben durch Luisens Weigerung erregten Verdachtes mit voller Kraft auf die Unglückliche niederfällt. Gerade die Begründung dieses eifersüchtigen Verdachtes war eine der schwierigsten Aufgaben. Ferdinand, der das, wie ihm schien, einzige Mittel (denn die Anzeige seines Vaters als eines Mörders hat er als unnatürlich aufgegeben) ergriffen hat, um die Geliebte zu erringen,

*) Moritz bemerkte: „So ungefähr denkt auch Karl Moor in den Räubern — und doch scheinen dies die Lieblingscharaktere des Verfassers zu sein, der sie gewiß mit Wohlgefallen betrachten muß, sonst würde er sie ja nicht erschaffen haben."

sieht sich durch Luisens Widerstand bitter getäuscht. Die Rücksicht auf ihren Vater hat er glücklich beseitigt, dagegen weiß er auf den die Flüchtigen verfolgenden Fluch seines Vaters nichts zu erwiedern, und im Aerger darüber trifft ihn um so bitterer die freilich etwas nüchterne Erklärung, wenn nur ein Frevel Ferdinand ihr zu erhalten vermöge, so habe sie noch Stärke genug, ihn zu verlieren. Der feurige Geliebte, der keinen andern Gedanken hat, als den der Vereinigung mit der vom Himmel selbst ihm zugeschaffenen Seele, muß eine solche Entsagung für einen der Liebe unmöglichen Verrath halten! Ferdinand stutzt und versinkt in düsteres Nachdenken, dem er auch nicht durch die Versicherung, wie gräßlich ihr der Gedanke sei, ihn zu verlieren, entrissen wird. Jedes besonnenen Nachdenkens ist er eben so unfähig als der Erinnerung daran, daß Luise seinen vor dem Vater bekannten Liebesschwur erwiedert hat (II, 6), woran freilich der Dichter auch Luisens selbst wegen nicht erinnern darf, da diese ja daran so unauflöslich gebunden ist wie an ihren spätern Eid. Als sie aber nun gar ihren Anspruch auf ihn als eine Sünde bezeichnet, indem sie die seine leidenschaftliche Ueberzeugung verhöhnende Ansicht ausspricht, die verschiedenen Stände schieden auch die Herzen von einander, wird er immer argwöhnischer gegen die Geliebte, die sonst so gern seinem idealen Flug gefolgt ist, nun aber ihren eigenen Weg wandelt, der sie von ihm auf ewig trennt. Ihre Berufung auf seinen Muth, gleich ihr eine Liebe aufzugeben, die sie jetzt als ein Verbrechen erkenne, für welches sie die verdiente Strafe treffe, wirkt noch schlimmer, da seiner schranken- und rücksichtslosen Liebesglut, in die sein ganzes Wesen versunken ist, nichts ferner liegen kann. So kann er denn nicht mehr zweifeln, daß Luise die Bande, die sie an ihn fesselten oder zu fesseln schienen, gebrochen, daß sie die sein einziges und das höchste Glück seines Lebens bildende Harmonie zerrissen habe, daß er von ihr betrogen sei, was der Dichter auf eine sehr

verständliche, aber freilich auffallende Weise dadurch bezeichnet, daß Ferdinand „in der Zerstreuung und Wuth" (in seiner Wuth, die nicht weiß, woran sie sich auslassen soll) eine Violine ergreift, darauf zu spielen versucht und als sie ihm widerwärtig tönt, zuerst die Saiten zerreißt, zuletzt sie selbst zerschmettert und über die Zerstörung der ihm Widerstrebenden laut auflacht.*) Es ist, als ob jetzt schon der Gedanke, die Treulose zu tödten, in seiner Verzweiflung aufleuchte. Noch tiefer verletzt ihn trotz aller aus Luisens Worten sprechender verzweifelnden Liebe die Aufforderung, von ihr zu lassen und eine standesmäßige Verbindung einzugehn. Die mit schwer unterdrückten Thränen ausgesprochene Absicht, in ein Kloster zu gehn**) und ihre unglückliche Liebe, deren Erinnerung sie doch noch zuweilen erfreuen werde, zu beweinen, hört er in seiner Betäubung nicht mehr. Erst als sie sich mit zitternder Hand von ihm verabschiedet, und da er nicht antwortet, unfähig weiter zu reden, sich in den Hintergrund des Zimmers, beide Hände vor das Gesicht haltend (vgl. oben S. 81)***), zurückgezogen, erhebt er sich wieder, und schon völlig an seiner Liebe verzweifelnd, stellt er zum letztenmal die Frage, ob sie ihm auf seiner Flucht nicht folgen wolle. Als sie aber sich wieder auf ihre Pflicht zurückzieht, da bricht der schon lange in seiner Seele

---

*) Eckardt meint sonderbar: „Etwas in ihm ist zerstört worden, und es thut ihm wohl, wieder zu zerstören." Er irrt auch wohl entschieden, wenn er meint, Ferdinand ergreife die Violine, um sich zu beruhigen.

**) Denn nur auf diese Zuflucht unglücklicher Liebe (auch Amalia droht Franz Moor mit „Kloster und Mauern" III, 1) dürften die „einsamen Mauern" gehn, wie wenig auch Luise daran denken kann, ihren Vater zu verlassen.

***) Die szenarische Bemerkung fehlt am Ende ihrer Rede, sie folgt aber nachträglich vor den folgenden Worten Luisens. Irrig ist es, wenn Eckardt, darauf nicht achtend, bemerkt: „Luise, für die Festigkeit ihres Verlustes zitternd, hat sich von Ferdinand entfernt."

arbeitende, immer feſter gewordene Verdacht in den bittern Worten hervor: „Schlange*), du lügſt. Dich feſſelt was anders.“ Luiſe wird durch einen ſolchen Verdacht aufs tiefſte zerriſſen, aber wie könnte ſie ihn widerlegen! Fühlt ſie auch, wie ſchrecklich ihn dieſer Verdacht foltern muß, ſo tröſtet ſie ſich doch mit dem Gedanken, daß derſelbe ihn vielleicht ihren Verluſt weniger ſchwer ertragen laſſe. Aber ein ſolcher Gedanke kann unmöglich in Luiſens Seele treten, die empfinden muß, daß gerade der Verrath ſeiner Liebe eine Höllenqual für ihn ſein wird. Und man kann dieſe Aeußerung auch nicht dadurch retten, daß ſie hier nicht die Wahrheit ſpreche; dies iſt ebenſo wenig ihrer reinen Seele gemäß, als es irgend einen Zweck hätte. Wir können unmöglich Eckardt beiſtimmen, Luiſe ſcheue keine Farbe der Darſtellung, um Ferdinand zum Rücktritt zu bewegen, und ſie fühle noch eine gewiſſe ſchmerzliche Wolluſt, einen Verdacht in ſeiner Seele geweckt zu ſehn und unter demſelben unſchuldig zu leiden. Wäre dies möglich, ſo durfte ſie am wenigſten ein ſolches Gefühl äußern. Nein, Schiller hat ſich hier hinreißen laſſen, Luiſen Worte in den Mund zu legen, die Ferdinands Verdacht noch verſtärken, ihr aber durchaus fremd ſind. Ein bloßer Ausdruck ihres Schmerzes wäre hier allein paſſend, wenn ſie dieſer nicht ganz verſtummen läßt. Ferdinand iſt ſeiner Sache gewiß. Die kalte Pflicht, die ſie ihm jetzt ſtatt feuriger Liebe zeigt, kann er nur für ein Märchen halten, hinter dem ſich eine andere Liebe verberge, welcher der ſchmählich Betrogene auf die Spur zu kommen droht. Mag es

*) Wie in den Räubern V, 2 Karl Moor Amalia mit den Worten: „Fort, falſche Schlange!“ von ſich ſchleudert, und der alte Moor ſagt daſelbſt von ſeinem Franz: „Ich traute der Schlange.“ Vorſchwebt Evas Verführung durch die Schlange. Goethes Fauſt ruft ſo dem Mephiſto in der Szene „in Wald und Höhle“ zu: „Schlange! Schlange!“ Auch V, 2. 4. 7 kommt die Bezeichnung Schlange, daneben Natter, mehrfach vor.

hiernach auch Schiller nicht gelungen sein, Ferdinands Ueberspringen aus feuriger Liebe zum Verdacht der Untreue auf völlig genügende Weise zu motiviren, so hat er doch alles gethan, um sie nicht unglaublich erscheinen zu lassen. Die ganz unerwartete Stimmung, in der er sie findet, die erste Weigerung, seinem Wunsche entgegenzutreten, die von ihr ausgesprochene Ansicht von der die Herzen trennenden Kluft der Stände, der er eine reine Seele unfähig hält, alles treibt den leidenschaftlichen Schwärmer zu dem sein ganzes Glück zerstörenden Verdacht, da ihm eben nichts ferner liegt als ruhige Erwägung der Verhältnisse. Eckardt meint, vielleicht sei ihm der Verdacht dadurch näher gelegt, weil er der Milford gegenüber an sich selbst ein Schwanken erfahren habe. Eher könnte man glauben, der böse Hauch der höhern Stände, die an keine weibliche Tugend und Ehre glauben, wie sich dies beim Ueberfalle des Präsidenten so schneidend aussprach, ergreife ihn unwillkürlich und schüre den grausen Verdacht. In diesem Sinne sagt Palleske, Ferdinand trage den Fluch seines Standes. Eckardt bemerkt: „Ferdinands innere Bewegung ist an sich sehr gut angelegt und richtig gedacht, schlägt aber am Schlusse zu rasch in Eifersucht um. Der Umschlag an sich ist nicht unwahr, es fehlen nur einige verbindende Linien.“ Er irrt aber eben, wenn er glaubt, erst bei Luisens Worten: „Meine Pflicht heißt mich bleiben und dulden“, erfasse ihn der grimmige Verdacht der Eifersucht. Derselbe meint, es wäre gut gewesen, wenn Ferdinands Eifersucht schon bei einem frühern Anlasse bemerkbar und ihr ein scheinbarer Grund geboten worden wäre; allein ein solcher dürfte kaum möglich sein, auch muß man erwägen, daß, wo glühende Liebe sich zurück gesetzt wähnt, sogleich Eifersucht unversehens ihr Haupt erhebt.

Dem von der Qual der Eifersucht ganz unterwühlten Ferdinand wird der am vorigen Abend Luisen abgedrungene Brief in die Hand

gespielt, der seinen Verdacht auf das handgreiflichste zu bestätigen scheint. Dieser Verrath scheint ihm um so schreiender, als die Falsche ihm reinste Liebe und Unschuld vorgespiegelt und ihn so schrecklich zum Besten gehalten hat. So muß denn der schmählich Betrogene auf Rache sinnen. Das nächste ist (die Leidenschaft macht ihn thatkräftig), daß er den Hofmarschall, an den das zum Stelldichein einladende Billet gerichtet ist, zur Rede stellt. Als Verletzer seiner Ehre, da er mit dem Mädchen gebuhlt, mit dem er selbst so lieb- und unschuldsvoll geschwärmt, soll sich dieser mit ihm schießen. In der Hast der Leidenschaft und bei der Wuth, daß ein solcher Schurke sich an seine Luise gewagt, läßt er ihn gar nicht zu Worte kommen, da dieser nicht geradezu sich zu dem Streiche bekennen mag, den der Präsident mit ihm gespielt. Daß er Lust hat, über die Angst des armseligen Menschen zu spotten, und erst später wieder in seine Wuth zurückfällt, dürfte kaum Ferdinands Charakter gemäß sein; ebenso wenig, daß er darauf ihn zu Rede stellt, wie weit er mit dem Mädchen gekommen. Dagegen widerspricht es diesem nicht, daß er seine Drohung, den Feigling, der den Zweikampf von sich ablehnt, falls er nicht bekenne, zu erschießen, nicht ausführt, obgleich dieser ihn damit hinhält, es sei alles nichts, und in der Hast dessen weitere zusammenhangslos ausgestoßene Aeußerungen mißversteht. Höchst unwahrscheinlich aber ist es, daß Ferdinand die Aeußerung des Gegners: „Ich sah sie nicht. Ich kenne sie gar nicht. Ich weiß gar nichts von ihr", für ein so feiges wie freches Ableugnen seiner selbst und der Geliebten wegen hält, auf keine nähere Erklärung wegen des Briefs dringt und jenen als keines Schusses Pulver werth aus dem Zimmer stoßt, da er doch, wie er fest überzeugt ist, seine Ehre als Offizier und Adliger auf so schmachvolle Weise verletzt hat, daß er Ersatz dafür fordern muß. Die Auskunft, daß er ihn zu sehr verachte, um sich an ihm zu rächen, wie Ferdinand ähnlich in Betreff

Luiſens ſich äußert (V, 7), genügt nicht. Zur Vertheidigung könnte man höchſtens ſagen, jetzt, wo er ſelbſt durch des Hofmarſchalls in hitziger Wuth mißverſtandene Worte überzeugt iſt, der Vater habe ſeine Tochter an ihn verkuppelt, ſei ihm ſeine Ehre nichts mehr, alle ſeine Gedanken einzig auf Rache gerichtet: aber dies ſtimmt weder mit der Laune, womit er ihn entfernt, noch mit dem langen Stillſchweigen, das dem Entſchluß der Rache vorhergeht. Eckardts Entſchuldigung, der leidenſchaftlich Aufgeregte fühle eine ſchmerzliche Wolluſt, wenn ſich ihm neue Gründe zum Menſchenhaſſe bieten, trifft hier nicht zu. Gerade deshalb müßte er die ganze Tiefe ſeines Unglücks von Kalb zu erfahren ſuchen, aber das ging eben nicht, weil die dadurch nothwendig ſich ergebende Entdeckung den tragiſchen Ausgang aufhöbe.

Entſchieden iſt es, daß er Rache an der Verrätherin üben muß, an der ſein ganzes Herz gehangen; aber er ſelbſt kann den Verluſt ihrer Liebe und ſeiner Ehre nicht überleben, und ſo ſteht es bei ihm feſt, daß ſie zuſammen ſterben müſſen. Vgl. oben S. 64 f. In ſchwärmeriſcher, wertheriſcher Weiſe bittet er Gott, ihm dieſes Gericht zu verzeihen; aber gleich darauf ſpringt er in fürchterlichſter Wuth auf den Gedanken über, daß er ewig mit ihr verdammt ſein wolle, um ihr die Qual der Verdammung noch durch das beſtändige Vorhalten ihres Verrathes zu verſchärfen. Da muß natürlich des Vaters heuchleriſche Abbitte und Genehmigung ſeiner Verbindung mit dem Bürgermädchen ſeine Verzweiflung noch verbittern; daß er aber dieſem gar feurigen Dank für ſeinen Ueberfall im Hauſe Luiſens ausſpricht, ſich für einen verworfenen Menſchen erklärt, dürfte doch Ferdinands reinem Rechtsgefühle widerſprechen, wenn wir auch daran keinen Anſtoß nehmen wollen, daß er in ſeiner fürchterlichen Aufregung das Unmögliche einer ſolchen Umſtimmung ſeines Vaters überſieht, der hier weniger plump verführe, wenn er an die Drohung

des Sohnes anknüpfte und zur Aussöhnung ihm seine Genehmigung anböte.

Als Ferdinand, Rache und Tod im Herzen, Abends in der Dämmerung in das Haus tritt, das drei Monate lang sein ganzes Glück umschlossen, wird sein zur Gewißheit gewordener Verdacht durch die glücklich in dem vorhergehenden Auftritt begründete verzweifelnde Ueberraschung Luisens bestärkt*), in welcher er die Stimme ihres Schuldbewußtseins erkennt, so daß er sich der beabsichtigten weitern Untersuchung überhoben hält, was er der sprachlos ihm gegenüberstehenden Luise erklärt. Daß Miller seinen jetzigen Besuch als einen Ueberfall bezeichnet und ihn beschwört, sein Haus, in das er das Elend gebracht, zu verlassen, muß ihn noch immer fester von Luisens Untreue überzeugen. Der Gegensatz, wie Luise ihn früher mit so unendlicher Sehnsucht empfing, gegen ihre jetzige Furcht ergreift ihn.**) Erst durch Millers glücklich eingeleitete Bezeichnung als Verführer, der an seinem Verbrechen seinen Witz zu üben sich freue, wird Ferdinand dazu getrieben, den verhängnißvollen Brief Luisen, die er mit aller Verachtung behandelt, zuzuwerfen: ihr leichenblasses Niedersinken, wie ihr ganzes Verhalten zeugt wider sie. Dennoch will er, um jede Möglichkeit der Täuschung auszuschließen (denn die in seiner Seele blutende Liebe kann sich trotz allem noch nicht zum Glauben an ihre Treulosigkeit verstehn), von ihr selbst

*) Wenn Luise ihrem Vater zuruft: „Mich zu ermorden ist er da", so sagt ihr Ferdinands fürchterlicher Blick, daß er gekommen, ihre Untreue zu strafen, und es überkommt sie die Ahnung, daß er das vom Vater so rührend geschilderte Glück grausam zerstören werde.

**) Der Gedanke, daß sie früher die Augenblicke bis zu seinem Erscheinen gezählt, wird lebhaft ausgeführt. Daß man den Tag in seine Sekunden zerstücke, bedürfte noch eines Zusatzes, und daß der Augenblick als Aberschlag bezeichnet wird, ist geziert.

das bestimmte Bekenntniß hören, sie habe diesen Brief geschrieben. Daß er die Frage in einer Weise stellt, deren Bejahung noch immer nicht die Schuld einschließt, da sie den Brief, wie es wirklich der Fall, gezwungen geschrieben haben kann, wird eben durch die schon in ihm feststehende Ueberzeugung und den Mangel jedes Verdachtes einer gegen die Geliebte gerichteten Kabale erklärt. Der Kampf seiner Liebe mit dem unzweifelhaft scheinenden Thatbestande spricht sich sehr schön in dem Unglauben an Luisens Geständniß aus. Als er aber nun aus ihrem Munde das wiederholte feierliche Bekenntniß empfangen und sie ohne irgend eine Aeußerung ihrer Liebe durch die Bitte, ein Haus zu verlassen, wo er so unglücklich gewesen, sich entschieden von ihm getrennt hat, drängt es ihn zur Ausführung der Rache und zwar durch Vergiftung des von Luise selbst bereiteten Glases Limonade. Wie tief er auch fühlt, welches Unglück er Luisens armen Vater bereitet, dem er seinen ganzen Reichthum raubt, leidenschaftlich setzt er sich darüber mit dem Gedanken hinweg, daß sie den Vater vielleicht auch wie ihn betrügen werde; denn bei aller Schwärmerei für das Recht läßt er sich doch im eigenen Thun, wo seine Leidenschaftlichkeit ihn dazu treibt, zur Verletzung desselben hinreißen. Daß er darauf Miller mit seiner gefüllten Börse nicht allein den genossenen Unterricht, sondern zum Theil auch den Verlust seiner Tochter ersetzen will, steht dem gutmüthigen Schwärmer wohl an, der aber gerade durch Millers Freude, wie dieses Gold nicht allein ihm ein behagliches Leben verschaffen, sondern auch seiner einzigen Tochter zu Gute kommen soll, tief erschüttert wird, wogegen er kein Gefühl für Luisen selbst mehr hat, so daß er des Vaters Bemerkung, die Arme weine sich zu Tode, leicht abthut und auf die rothgeweinten Augen und die zitternde Stimme der mit der Limonade Eintretenden gar nicht achtet, da er ganz in die Erfüllung seiner Rache versenkt ist, zu welcher er alles geschickt anzuordnen weiß. Die Art, wie er Miller,

zur Seite schafft und das, was er längst beschlossen hat, als einen augenblicklichen Einfall darzustellen weiß, ist klug ersonnen. Jetzt endlich ist jedes Hinderniß beseitigt; denn daß noch so spät Besuch kommen, daß die Mutter, welche der Dichter hier gar nicht brauchen kann und daher jede Erinnerung an sie absichtlich vermeidet, zurückkehren werde, bleibt ganz unbeachtet. Nachdem er Gift in die Limonade*) gethan, ist ihr Tod für ihn entschieden, wozu er sich selbst gleichsam ermuntert durch das harte, seinem eigenen Gefühl widerstrebende: „Ja! sie soll dran! sie soll!“**) und er redet sich ein, daß der Himmel selbst ihm Gelegenheit zur Ausführung biete, er die Rache genehmige. Die zurückkehrende Luise läßt der starr vor sich hinschauende Ferdinand ganz unbeachtet, ja er antwortet auf ihre mehrfachen Fragen nicht; erst als sie sich für sehr elend erklärt, beginnt er ihre Reden mit hämischen Bemerkungen zu begleiten, bis er in fürchterlichster Verbitterung ausführt, er wolle es ihr nachmachen, und so würden sie sich endlich vielleicht einmal noch in völligster sittlicher und leiblicher Vermoderung verbinden. Jedes andern Gefühls außer der Qual seines verrathenen Herzens unfähig, faßt er Luisens Jammer über seine unglückliche Verblendung als Geständniß, daß sie trotz der Gewißheit, ihn dadurch ins Unglück zu stürzen, seine Liebe verrathen habe, und so muß denn die Rache ihren Lauf haben. Die Verzweiflung des unendlichen Schmerzes, seine warme Seelenliebe so verrathen zu sehn, und der Kampf zwischen Verachtung, Liebe und flammendem Hasse ist im folgenden mit lebhaften, meist grellen Farben dargestellt. Da Luise auf ihre Unschuld deutet,

---

*) In der szenarischen Bemerkung sollte in das (statt ein) Glas heißen, da nur von einem eben gebrachten Glase die Rede ist.

**) Moritz tadelt den Ausdruck als henkermäßig. Unter dran wird die vergeltende Strafe gedacht. Sonst erwartete man muß.

fordert Ferdinand, der sie doch nicht mit einer Lüge hinscheiden lassen will, sie dringend auf, die Wahrheit zu sagen, da sie vergiftet sei. Durch ihre Bitte, Gott möge die Sünde von ihm nehmen, veranlaßt sie seine Mahnung, sie möge nur ihrer Schuld gedenken, und so verräth sie denn, da der Tod die Fessel des Eides sprengt, das schreckliche Geheimniß. Wenn Moritz behauptete, hier sei alles mit der Lüge, womit sie nicht aus der Welt fahren solle, daß er noch für ihre Seele Sorge trage u. s. w. aus Shakespeares Othello fast wörtlich genommen, so widerspricht dies dem thatsächlichen Verhältnisse. Othello richtet an die Gattin, ehe er sie tödten will, die Aufforderung, dem Himmel ihre Schuld zu bekennen, da er sie nicht unvorbereitet morden, nicht ihre Seele tödten möchte, und als sie sich unschuldig bekennt, warnt er sie vor Meineid im letzten Augenblicke, doch mordet er sie später, von wüthender Eifersucht gestachelt, noch ehe sie beten kann. Die ganze Uebereinstimmung besteht nur darin, daß Ferdinand, wie Othello, die Schuldige vor einer Lüge in der Nähe des Todes warnt. Als er hört, eine schreckliche List habe man gegen sie ersonnen, will er sogleich sich an den Frevlern blutig rächen, und auf die weitere Mittheilung, daß es sein Vater sei, der die Sache angezettelt, droht er diesem den Tod. Doch dieser kommt selbst, um den Sohn vom Entschlusse des Todes, den er ihm brieflich mitgetheilt, abzuhalten. Ferdinands Zorn wird durch den Anblick seiner Vernichtung gekühlt, aber die Schuld des Mordes wälzt er auf ihn, worauf er ohnmächtig niedersinkt. Erst Millers Verzweiflung bringt ihn ins Leben zurück; nachdem er gebeten, nach Luisens rasch fortstürzendem Vater zu sehn, fühlt er, daß es mit ihm zu Ende gehe. Er ruft seiner Luise, an deren reiner Leiche er verscheiden will, und bittet Gott um Gnade für sein in rasender Wuth begangenes Verbrechen; zuletzt vergibt er auch dem Vater, wie auch Luise diesem ihrem Verderber mit dem letzten Hauche Segen gewünscht

hatte. So tritt Ferdinands Edelmuth, der nur durch schändlichen Betrug irregeleitet war, auch noch zuletzt rührend hervor.

Luise, das sechzehnjährige (IV, 7) bürgerliche Mädchen, ist mehr Heldin als der schwärmerische adlige Wertherjüngling, aber sie ist Heldin der Duldung der Liebe. Von ihrer äußern Erscheinung sagt die Dichtung uns nicht viel mehr als von Ferdinand, dessen hohe männliche Schönheit und gewinnendes Wesen wir fast nur aus der schwärmerischen Liebe Luisens und der glühenden Hingabe der Lady erschließen können. Letztere deutet darauf durch Hinweisung auf die Vorzüge (neben seinem Range und Stande), durch die er einzig sei. Aber der Dramatiker bedarf auch solcher Andeutungen nicht, da er uns die Personen selbst vor Augen führt, und er hat ja Gelegenheit dem Schauspieler zu sagen, wie er sich seine Personen denke, was Schiller in ausführlicher Beschreibung bei Fiesko that, hier aber unterließ. Luisens reizende Schönheit folgt schon aus Ferdinands Liebe, noch mehr aus dem Urtheil der eifersüchtigen Milford: „sehr interessant und doch keine Schönheit" (IV, 7). Wurm, der von ihr ganz hingerissen ist, erwiedert (I, 5) auf die Frage des Präsidenten, ob sie hübsch sei: „Das schönste Exemplar einer Blondine, die, nicht zu viel gesagt, neben den ersten Schönheiten des Hofes noch Figur machen würde". Der Vater sagt uns, als er bemerkt, was den Major anziehe (I, 1), sie sei schön, schlank, führe einen netten Fuß, und ärgerlich gedenkt er ihrer so verführerischen „Vergißmeinnichtaugen" (II, 4). Ferdinand erwähnt ihr „schmelzend funkelndes Auge" (III, 4), und als er die ihm mit dem vollen Ausdruck der Liebe in die Arme Eilende von sich stößt, ruft er (V, 7): „Fort diese sanfte, schmelzende Augen!" Ihre Seele ist zart und empfindsam, ihr Gemüth zu reiner Liebe gestimmt. Man hat es Schiller vorgeworfen, daß er nicht das Bürgermädchen naiv geschildert habe; dazu wäre er aber nur verpflichtet gewesen, wenn seine Luise der Typus des Bürger-

mädchens überhaupt sein, nicht außer der einfachen Bürgerlichkeit noch besondere Vorzüge haben sollte, die den adligen Schwärmer lebhaft anzogen, was durchaus verschieden ist von gleicher Bildung mit dem Major, wovon Eckardt spricht. Wenn sie über ihren Stand erzogen worden, so erklärt sich dies ganz genügend aus der Liebe des Vaters zu diesem seinem „Augapfel" (V, 5) und aus dem Stolze der Mutter auf das Mädchen, das sie früh zu etwas Höherm bestimmt glaubt. So hat man sie von aller Berührung mit gemeinen Arbeiten fern gehalten, so daß ihr Umgang ein verhältnißmäßig gewählter war. V, 1 spricht sie von ihren Gespielinnen, die ihrer, nachdem das Verhältniß zum Major abgebrochen, spotten werden, V, 7 von ihren „Bekannten", die sie bitten lassen wolle, da sie diesen Abend den Major so wenig zu unterhalten vermöge.*) Der Vater hat ihr früh Klavierunterricht ertheilt, worin sie es zu großer Fertigkeit brachte. Erwähnt wird dies nur einmal ganz zufällig, wo sie, um Ferdinand zu unterhalten, ihn fragt (V, 7), ob er sie akkompagniren wolle. Dagegen hat sie keinen Unterricht im Singen empfangen, den ihr Miller V, 5, wo er sich für einen reichen Mann hält, angedeihen lassen will. Daß Luise von der rauhen Derbheit ihres liebevoll an ihr hängenden Vaters eben so wenig wie von der gemeinen Gesinnung ihrer gutmüthigen Mutter angenommen, liegt eben in ihrer zarten, alles ihr Fremde ablehnenden Natur, die dagegen für alles Edle und Reine ungemein empfänglich ist. So besitzt sie den edlen Bürgerstolz ihres Vaters, der sich keiner ihn entehrenden Zumuthung fügt; den katholisch-christlichen Glauben hat sie mit rein empfänglicher Seele aufgenommen, und sie kann von den seit

*) Wahrscheinlich schwebte hierbei Goethes Werther vor, wo Lotte nach einigen Freundinnen schickt, um nicht mit dem ihr so gefürchteten Liebhaber allein zu sein.

frühester Jugend in ihrer Seele wurzelnden Glaubenslehren nicht ablassen. Daß sie Katholikin sei, zeigt die Erwähnung der Messe (I, 2). Natürlich mußte der von inniger Herzensliebe ergriffene Jüngling eine mächtige Einwirkung auf ihre noch rein gestimmte Seele üben, sie auf alle seine Vorstellungen und Gefühle gern eingehn und um so mehr von seiner Schwärmerei hingezogen werden, als diese tief in der Zeit lag und das sechzehnjährige, vom ersten Liebeshauche angewehte Mädchen dafür äußerst empfänglich war. Drei Monate hat das Verhältniß gedauert, während welcher Zeit nicht allein Ferdinands süßes Liebesgespräch und seine von schwärmerischer Zärtlichkeit überfließende Billete, sondern auch das Lesen der ihr geschenkten Romane und Liebesgedichte (I, 1) auf ihr Denken und Fühlen mächtigsten Einfluß gewonnen. So hat sie sich, da auch der Vater sich nicht ermannen konnte, der drohenden Gefahr vorzubeugen (was freilich etwas anstößig, aber weniger auffällt, da dies vor die Zeit des Dramas fällt), dem süßen Rausche der Liebe hingegeben, ohne zu denken, wohin dies führen solle. Ganz vortrefflich ist es, daß der Dichter sie zuerst auftreten läßt, als sie der sie ganz außer sich setzenden Leidenschaft bewußt geworden und ihr zu entsagen beschlossen hat. Wenn Lessings Emilia in ängstlicher Verwirrung aus der Kirche zurückkommt, wo der Prinz ihr andächtiges Gebet durch sein Liebesgeflüster gestört und sie später verfolgt hat, so ist Luise im Gebete geängstigt worden durch den Gedanken an Ferdinand, der der Abgott ihrer von ihm hingerissenen, in ihm lebenden Seele geworden, aber sie hat auch schon den Entschluß gefaßt, ihm für dieses Leben zu entsagen, wo der Unterschied der Stände sie von ihm scheidet, auf den der bürgerliche Vater sie so oft als eine, wenn auch bloß äußere, doch undurchbrechliche Schranke hingewiesen hat. Gerade daß sie in der Kirche ihre Gedanken nicht mehr zu Gott wenden konnte, hat sie ihre Schuld fühlen und sie den Entschluß der Entsagung für

dieſes Leben faſſen laſſen. Wie wunderbar ſich ihr ganzes Weſen in der Liebe erſchloſſen, wie es von ungeahnter Seligkeit durchweht worden war, tritt in dieſem Auftritt (I, 3) ergreifend hervor. Das ſie in dieſer Aufregung überraſchende Zuſammentreffen mit Ferdinand wirft ſie ermattet nieder, da ſie ſich fürchtet, ihm ihre Entſagung zu geſtehn, weil dieſe ſeine Seele ſo tief erſchüttern wird. Erſt nach einiger Zeit erholt ſie ſich und fällt ihm mit voller Liebe um den Hals. Aber vergebens ſucht ſie ihn durch die Verſicherung zu beruhigen, es ſei keine Veränderung in ihr vorgegangen. Etwas ſonderbar geziert iſt es freilich, wenn ſie, auf ſeine Frage, was ſie bekümmere, nachdem ſie ihn eine Weile ſtumm und bedeutend angeſehen, wehmüthig den Wunſch ausdrückt, daß er doch wiſſen möchte, wie ſchön in dieſer Sprache (in dem beklommenen Verſtummen) ſich das bürgerliche Mädchen ausnehme, das die tiefe Bedrängniß ſeiner Seele nicht auszuſprechen vermöge. Eckardt geht fehl, wenn er meint, der Ausdruck in dieſer Sprache ſei für Ferdinand verletzend, da er zu rügen ſcheine, daß er als Edelmann zu ihr, der Bürgerlichen, von Liebe ſpreche, wie er denn auch im Folgenden gegen die Abſicht des Dichters „ſtillen Ingrimm über die Pariaſtellung des Bürgers" ſieht, da vielmehr die durch den Vater in ſie gepflanzte Anſicht von der trennenden Kluft der Stände in ihr beſtehn bleibt. Alle ſeine Liebesglut, alle ſeine Betheuerungen vermögen nicht ihre Ahnung zu beſchwichtigen, daß ihr Verhältniß keinen Beſtand habe. Ob auch ihr Herz breche, ſie iſt feſt entſchloſſen, dem Bunde zu entſagen, welchen der beſtehende Unterſchied der Stände verbiete. Ganz im Gegentheil meint Eckardt, da er den Grund von Luiſens Entfliehen verkennt, gegen den deutlichen Sinn ihrer letzten Rede, ſie ſei nun entſchieden an Ferdinand geknüpft. Die durch die ſchleichende Kunde von ihrem Verhältniſſe dem Vater drohende Gefahr, welche dieſen in fürchterlichſter Aufregung die Mutter heftig ſchmähen

auch der Tochter als erster Ursache bitter gedenken läßt, schlägt
en nieder, die, von fürchterlichster Angst erfaßt, todtenblaß hin-
:, so daß sie erst bei Ferdinands erschrockenem Hereinstürzen aus
r Betäubung auffährt. Wie tief die Liebe ihr Herz besitzt, das
) der Ueberzeugung von der Unmöglichkeit ihrer Verbindung
t von Ferdinand lassen kann, zeigt sich bei seiner Erwähnung,
sie einen Augenblick aufgehört habe, ihm alles zu sein; mag er
uch durch die leidenschaftliche Versicherung, daß sie ihm alles sei,
:rheben glauben, die Erwähnung, daß sein Vater seine Verbin-
g mit der Lady fordere, beweist ihr, daß er nun ganz für sie
oren sei.*) Luise entsagt jetzt ausdrücklich der unmöglichen Ver-
)ung, indem sie sich ihrem Vater laut weinend in die Arme
ft.**) Als aber Ferdinand, der allen Hindernissen zum Trotz
t von ihr lassen kann, zu seinem Vater eilen will, um diesem

---

*) Nach Luisens Worten hat sie von der Heirat der Lady mit Ferdinand ver-
men. Dies scheint uns ein ungehöriger Zug. Die Einwirkung dieser Kunde
ie müßte schon früher hervorgetreten sein und auch der Vater derselben gedacht
n. Auch könnte sie jetzt nicht so erschütternd auf sie wirken, da ihr in Angst
:bender Geist sogleich, als sie das Gerücht von Ferdinands Verbindung mit der
vernahm, darin des Präsidenten Hand erkennen und das Schlimmste davon
ten mußte. Sehr leicht wäre es gewesen, statt Luisen äußern zu lassen: „Man
sie wird heiraten", die bestimmte Thatsache, daß diese Heirat vom Vater be-
nt sei, Ferdinand selbst thun zu lassen. Uebrigens ist es ein bloßer Theater-
, wenn Ferdinand mit den Worten: „Mich, Unglückselige!" vor Luisen nieder-
als ob diese Heirat unvermeidlich sei, nachdem er schon eben ausdrücklich erklärt
daß er Luisen nicht aufgeben werde, wie er auch der Lady gedroht hatte.
:dt findet das „Mich, Unglückselige!" entsetzlich kalt und erkennt darin einen Zug
Ferdinands Unbesonnenheit, aber gerade hierin kann er unmöglich unbesonnen sein.

**) Hier fehlt die szenarische Bemerkung, daß Miller die ganz Erschöpfte auf
i Sessel niederläßt, wohl nach den Worten „Luise! Luise!" und Ferdinand, der
wieder (wann?) erhoben hat, an dem Sessel niederfällt, während die Mutter
jammernd auf die Tochter wirft.

die Unerschütterlichkeit seines Entschlusses zu erklären*), hält ihn ihr Wort zurück, daß er sie in dieser bangen Stunde, wo der Ueberfall seines Vaters ihrem Hause droht, nicht verlassen dürfe. Dieser redet sich nun immer mehr in den Entschluß hinein, Luise solle die Seine werden, ja er schwört, daß er nie von ihr lassen werde. Luise nimmt nicht allein diesen Schwur stillschweigend an, sondern sie erwiedert ihn auch, was wir freilich erst aus ihrem Geständnisse gegen den Präsidenten hören, da es doch dramatisch hätte hervortreten sollen, wie denn überhaupt der Schluß der fünften Szene eine lebendigere Ausführung erfordert hätte.

Wie aber, fragen wir, konnte Luise, die eben aus Ueberzeugung der Verbindung mit Ferdinand entsagt, die dem Vater sich als Tochter wiedergegeben und dessen Verzeihung für ihren süßen Traum erbeten hatte, den Schwur annehmen und erwiedern? Die Macht der Leidenschaft, die gleichsam ansteckend aus des Geliebten schwärmerischem, sein ganzes Wesen entzündendem Entschlusse auf sie wirkt, überwindet die ihr vom Vater beigebrachte Ansicht**), daß der Standesunterschied keine solche Verbindung gestatte, und so liegt hier die tragische Schuld, welcher Luise zum Opfer fällt. Auch wegen dieser Wichtigkeit des Schlusses der Szene für das ganze Stück hätte sie nicht so kahl und einseitig enden dürfen.

) Insektenseelen nennt er die kalten Hofleute, die kein warmes Blut haben, sondern nur leeren Vorurtheilen folgen. — Das Durchsetzen seiner Liebe aller Konvenienz zum Trotz scheint ihnen ein Riesenwerk. — Hinaufschwindeln, schwindelnd hinaufsehn, wie im Fiesko niederschmollen, hinunterschauen (Erläuterungen S. 164. 235*. 237**).

**) Daß diese Ansicht eine einseitig beschränkte sei, soll eben der gräßliche Ausgang zeigen, in welchem diejenigen von der Rache ereilt werden, welche das Bündniß der Herzen freventlich trennen wollten. Ferdinands Ansicht siegt auch noch im Untergange des Liebespaares, wie die Heiligkeit der Liebesneigung in Shakespeares Romeo und Julia.

Den Roheiten des Präsidenten gegenüber zeigt Luise die reine Unschuld und Würde des Bürgermädchens, wobei nur die „Zärtlichkeit", mit welcher sie ihre Erwiederung des Schwures gesteht, Anstoß erregen dürfte. Auch darf man zweifeln, ob die Art, wie sie die Beleidigung ihrer Ehre durch den Präsidenten dadurch vergilt, daß sie den Sohn von seinem Schwure frei erklärt (was auffallend genug von Ferdinand ohne weiteres hingenommen wird), bei aller „Würde" und allem „Unwillen", mit dem sie den Major entläßt, dem entsetzten Mädchen gemäß sei; ein abwehrendes Wort gegen den Präsidenten wäre wohl angebrachter. Die aufs äußerste getriebene Beschimpfung wirft sie in eine Ohnmacht, aus der sie erst nach einiger Zeit (wann sagt uns keine szenarische Bemerkung) sich wieder erholt. Bei der grimmen Drohung des Präsidenten gegen den Vater stürzt sie vor Schrecken dem sie auffangenden Geliebten in die Arme. Der niederträchtige Ueberfall hat in Luisen den Entschluß der Entsagung hervorgerufen, da sich die Unmöglichkeit der Verbindung mit dem Sohne des Präsidenten, dessen Fluch sie verfolgen würde, ihr so schrecklich offenbart hat. Freilich fällt es auf, daß der Schwur der Liebe, den Luise erwiedert hat, ganz vergessen ist, auch Ferdinand desselben gar nicht gedenkt; wir können darin nur eine Ungehörigkeit erkennen, die der Dichter freilich durch seine gespannte Darstellung verdeckt. Wie sie jedem Zuspruche Ferdinands widersteht, ja lieber den Verdacht einer Untreue auf sich ruhen läßt, wurde S. 119 ff. erörtert. Ihre ganze Liebe ist jetzt ihrem alten Vater, der um sie so sehr gelitten, zugewandt; um so eher kann sie der Schleicher Wurm zu dem verhängnißvollen Briefe zwingen, da das einzige sonstige Mittel zur Rettung desselben, die Gnade des Herzogs, durch den von dem Schufte höhnisch hervorgehobenen Preis derselben, den Verlust ihrer Unschuld, abgeschnitten ist. Wurms eigene Brautwerbung aus Mitleid weist sie mit dem glühendsten Hasse der teuflischen

Niederträchtigkeit dieses ihr von Herzen widerwärtigen Menschen von sich.

Daß Luisens Auftreten bei der Milford ihrem Charakter widerspreche und den Zusammenhang verletze, haben wir oben S. 97 ausgeführt. Was bleibt nun Luisen übrig, nachdem sie ihre Ehre und ihre Leidenschaft zur Rettung des Vaters in dem unglückseligen Briefe geopfert? Bei ihrer Liebe zum Vater sollte man denken, sie müsse ihn bitten, mit ihr zu fliehen, und auch diesem selbst müsse ein solcher Entschluß kommen, dessen er schon am Ende von II, 4 gedachte; das stimmte aber nicht zu der eingelegten Szene mit der Lady, der sie mit Selbstmord gedroht hat, und der Dichter verlor damit eine sehr wirksame Szene. Und so läßt er denn noch einmal die schwärmerische Liebe zu Ferdinand über die zum Vater siegen. Hatte sie früher sich beschieden, erst im Jenseits, nachdem sie auf Erden geduldet, mit dem Geliebten vereint zu werden, so drängt es sie jetzt, sich von dem gräßlichen Verdachte, den sie bei Ferdinand durch den unseligen Brief erregen mußte, zu befreien und mit ihm eine Welt zu verlassen, wo der Unterschied der Stände sie so grausam trennt, was freilich nicht dazu stimmt, daß sie der Lady Ferdinand frei gegeben, nur im Falle ihrer Verbindung mit ihm mit Selbstmord gedroht hatte. Solche Widersprüche hat Schiller trotz mehrfacher Durcharbeitung nicht vermieden, ja sie sind in Folge derselben hereingekommen. Liebt Ferdinand Luisen und glaubt an sie, so muß er bereit sein, mit ihr das Leben, das sie auf ewig trennt, zu verlassen, um ihr im Jenseits anzugehören. Sie, die den Fluch von Ferdinands Vater gefürchtet, die zur Rettung ihres eigenen Vaters sich zur „Bettlerin" an Ehre und Liebe gemacht, die Leidenschaft treibt sie jetzt Hand an sich zu legen, und so dem armen Vater das höchste Herzeleid zu bereiten. Auch für das Gewissensbedenken ihres christkatholischen Glaubens findet die Schwärmerin ein Auskunftsmittel,

wie Werther, wo er den Vater im Himmel, den er nicht kenne, bittet, ihn zu sich zu rufen, sein Schweigen werde die dürstende Seele nicht aufhalten. So schreibt sie denn Ferdinand, er möge, wenn er ein Mann sei, in der Mitternacht den letzten Schritt wagen, der sie allein vereinigen könne, sich entschließen die finstere Straße zu wandeln, wo ihm nur Gott und seine Luise leuchte. Treu den Satzungen ihrer Kirche, daß auch ein erzwungener Eid binde, hat sie das schreckliche Geheimniß, bei welchem Gottes Name so schnöde mißbraucht worden, nicht zu verrathen gewagt; aber die Sophistik der Leidenschaft redet ihr ein, daß sie im Augenblicke des Todes den Schwur brechen dürfe, und der Selbstmord werde vergeben, wenn man im Augenblicke des Todes Gottes Erbarmen anrufe.*) Luise ist so ganz wirr und verstört, daß sie die Besorgung des Briefes dem Vater aufträgt und sogar nichts dagegen hat, daß dieser denselben erbricht; daß dieser sie an der Ausführung ihres Beschlusses hindern werde, fällt ihr gar nicht ein. Nur mit Mühe gelingt es dem Vater, durch den warmen Ausdruck seiner Furcht, sie nicht nur hier, sondern auch im Jenseits zu verlieren, und durch das ernste Vorhalten, daß sie ewig verloren sein werde, sie dem Leben zu erhalten. In dem Kampfe zwischen dem Geliebten, mit dem sie sich durch den Tod sofort zu vereinigen gedenkt, und dem Vater, dem sie so unendlich für seine treue Sorge und innige Liebe sich verbunden fühlt, trägt der letztere den Sieg davon, wie entsetzlich ihr auch der Gedanke ist von Ferdinand zu lassen, den sie durch jenes Geständniß wiederzugewinnen und zu gemeinsamem Scheiden aus dieser Welt herzloser Konvenienz zu bestimmen gehofft hatte. Luise selbst gewinnt nur ein gebrochenes Leben

) Wenn Lessings Emilia behauptet, die Kirche verehre viele als Heilige, welche, um ihre Unschuld zu retten, sich selber den Tod gegeben, so ist dies nicht gegründet. Vgl. die Erläuterungen zu Emilia Galotti S. 129.

und das Bewußtsein, ihre Liebe dem Vater geopfert zu haben; dies wird sie stark machen, aber unerträglich wäre es ihr, am Orte ihrer frühern Seligkeit dem Spotte ausgesetzt zu sein, und so fühlt sie sich fortgetrieben, aber in dem Augenblicke, wo der Vater sich das Glück selbst eines Bettlerlebens an Luisens Seite freudig ausmalt, tritt Ferdinand ein, von dem sie jetzt nur Bestrafung für die in dem verhängnißvollen Briefe gestandene Untreue fürchten muß. Luisens reine Liebe, innige Zartheit und leidende Unschuld bewähren sich bis zum Schlusse, wo sie ihrem Mörder und dem, der ihn durch seine teuflische Verstrickung dazu getrieben, noch Segen wünscht.

Einer der gelungensten, in sich geschlossensten Charaktere ist Luisens alter sechzigjähriger Vater*), der Musiker Miller. Wir haben in ihm eine echt deutsche, ehrliche, kernige, derbe, auf Bürgerehre und Bürgerrecht haltende, in seinem Stande tüchtig wirkende und an dem alten Herkommen haltende Natur. Die Beschäftigung mit der Musik, die er wohl, wie im Bürgerstande die Gewerbe sich vererben, von seinem Vater erlernt hat, hat ihn mit Vornehmen in Verbindung gebracht und ihm eine gewisse äußere Bildung gegeben, die er nur in seinem Hause nicht zeigt, wo er sich natürlich gehn läßt und besonders seiner Frau gegenüber das Poltern, Schimpfen und Fluchen nicht lassen kann. Als Stadtmusiker spielt er verschiedene Instrumente, wenn auch Ferdinand V, 4 sagt, er habe nichts als sein Instrument. Dieser hat von ihm in der letzten Zeit Flöte gelernt, wohl auch früher die Geige (er spielt in seiner Verzweiflung III, 4 darauf); die Tochter hat er im Klavier unterrichtet. Wenn er dreimal des Violonzelles gedenkt (I, 1. 2), so folgt daraus eben noch nicht, daß dies sein Lieblingsinstrument sei, wie Eckardt meint,

*) Luise sagt (III, 4), er werde morgen sechzig Jahre alt. Auch Ferdinand gedenkt (V, 2) seiner sechzig Jahre.

er dann weiter bemerkt, das Violonzell mit seiner wunderbaren Tiefe nd Klarheit, seinen Thränentönen und barocken Einfällen, mit seiner lniversalität sei ein echter Humorist, und ein solcher sei auch Miller, en Gott mit Gemüthe und Laune, tiefem Seelengehalte und drolligem Witze begnadet habe. Das dürfte doch, auch abgesehen davon, daß ie selbständige Bedeutung des sehr jungen Instruments erst später ervortrat, zu tief gehn, und wenn Schiller damit etwas beabchtigte, daß er mehrmal das Violonzell nennt, so würde man wohl her daran denken können, daß dieses die Grundlage des Bogenuartetts bildet. Erwägt man aber die betreffenden Stellen, so sieht an wohl, weshalb dort kaum ein anderes Instrument gewählt erden konnte; denn einmal heißt es, er wolle lieber sein Violonzello rschlagen und Mist im Sonanzboden tragen (das Entehrendste thun, ie es das Fahren des Mistes ist), an der andern Stelle ruft er n Aerger seiner Frau zu: „Willst das Violonzello am Hirnkasten issen?" Und wenn er gleich am Anfange das Violonzell an die Seite stellt, auf dem er eben gespielt hat, so kann man dies auch nur um Beweise anführen, daß er zu Hause gern darauf spielt. Miller i ein von christlicher Gesinnung durchdrungener Mann, dem der Glaube an Gott in der altüberlieferten Gestalt der unverrückbare Grundstein des Lebens ist; hierin und in der klaren bürgerlichen Anhauung des Lebens ist er ein Abbild vom Vater unseres Dichters, ie dieser in seinen Briefen an den Sohn hervortritt, der ihm auch iel Herzeleid machte, freilich in anderer Weise wie Luise dem alten Miller. Wenn er sagt, mit knapper Noth habe er in der Tochter och eine Handvoll Christenthum zusammengehalten (I, 1), so deutet r damit auf den überhand nehmenden Unglauben. Unter anderm at er die Tochter über die Ungleichheiten des Glückes auf Erden etröstet, indem er auf die Ewigkeit hinwies, wo Gott nur auf die einheit des Herzens und das, was wir auf Erden geduldet, sehe,

keine Ahnen und Titel achte (I, 3), was Luise freilich in Klopstock*) lesen konnte. Wenn aber Schillers Vater überall als ein nüchterner, fast pedantischer Mann erscheint, so lieh der Dichter seinem Miller auch die Laune eines Künstlers, die in derber Naturwüchsigkeit, in dem alles bei seinem Namen nennenden, kein Schimpfwort, kein Wettern und Fluchen, keine Unanständigkeit des Ausdrucks scheuenden Volkston hervortritt. Mag der Dichter auch zuweilen scharf an die Grenze des auf der Bühne Möglichen gestreift, mag er diese auch, wenigstens nach dem heutigen feinen Geschmacke, hie und da überschritten haben, welch ein Kunstwerk er in seinem immer in sprichwörtlichen und bildlichen Ausdrücken frisch und derb von der Leber sprechenden Miller geschaffen, erkennt man am besten, wenn man ihn mit Wagners Metzgermeister Humbrecht vergleicht, einer an sich auch nicht verächtlichen Leistung. Auch mundartliche Formen und Redeweisen braucht er, so wie einzelne französische, im Volksmunde zum Theil umgestaltete Ausdrücke, wie Musje, Matreß, Kommerz, das Kourage, Kibebarri (Cul de Paris), was die Frau noch in viel stärkerm Grade thut, wie sie Bläsir (plaisir), baardu (partout), disgusthüren (disjuster) braucht, auch Sekertare, wofür Miller immer das richtige Sekretarius hat, und die Formen Präsenter, Billetter. Belletristen entstellt Miller in Bellatristen; erst 1786 änderte man willkürlich Belletristen, wie auch Mätreß. Der mit frischer offener Sinnlichkeit begabte Musiker hat in seiner Jugend der Liebesleidenschaft manches Opfer gebracht; denn nur so kann seine Aeußerung (I, 1) gefaßt werden: „Wie hab' ichs gemacht? Hat man's nur erst so im Reinen, daß die Gemüther topp machen**), wutsch! nehmen die Körper ein Exempel; das Gesind

*) Vgl. die Ode Rothschilds Gräber 18 ff.

**) V, 7 sagt Luise: „Topp, Luise, ich bin dabei!" Vgl. Fiesko I, 9. Topp heißt eigentlich schlagein.

machts der Herrschaft nach und der silberne Mond*) ist am End nur der Kuppler gewesen.“ Freilich mag der alte Miller die Sache etwas zu sehr verallgemeinern, aber jedenfalls ist er von solchen Jugendsünden nicht frei geblieben. Wir möchten diesen Zug gern aus seinem Bilde wegwischen. Eckardt macht auf die merkwürdige Thatsache aufmerksam, daß Künstler so oft bei ihrem hohen Sinne und bei allem Verständnisse edler Weiblichkeit sich zu ganz niedern, geistig beschränkten Frauen verirren, wovon er den Grund darin findet, daß die zurückgesetzte Natur sich gegen das einseitige Ueberwiegen des Ideals räche; indessen ist doch zu erwägen, daß es nicht immer durch Schönheit ausgezeichnete Frauen sind, welche Künstler an sich fesseln. „Miller“, fährt derselbe fort, „zeigt in der Verehrung Luisens, daß eine höhere Weiblichkeit allein seine Seele erfüllt (sollte es aber nicht vielmehr die reine Unschuld und frische Natur der knospenden Tochter sein, die das Vaterherz so wunderbar anzieht?); gleichwohl hat er, in ein schönes Lärvchen, in runde Formen sich verliebend, mit einem Wesen sich verbunden, das ihn nur in der Vergötterung der Tochter versteht und darin mißversteht. Daß er leichtsinnig, ohne scharfe Wahl zur Ehe schritt, ist seine einzige uns bekannte Schuld (Eckardt gedenkt nicht seiner Jugendsünden), die sich aber an ihm und der ohne wahren mütterlichen Rath dastehenden Tochter rächt.“ Eine solche tragische Schuld scheint uns doch bloß hereingetragen. Daß die Mutter Luisen nicht mit gemüthlichem Verständnisse des Lebens und sinnigem Rathe leitete, hat der so rein sich entwickelnden Tochter keinen Schaden gethan; sie hat von ihrer gemeinern, bloß auf den gewöhnlichen Schein gerichteten Mutter eben so wenig wie von der rohen Derbheit ihres mit inniger

*) Wie der Mond von Verliebten angeredet und angesungen zu werden pflegt. Vgl. Klopstocks Ode Petrarka und Laura 2, Die frühen Gräber 1.

Liebe sie hegenden Vaters gelitten. Auch eine edlere, von reiner Weiblichkeit erfüllte Mutter hätte Luisens Hingabe an den in vollem Reize ihr entgegentretenden Major und die daraus sich ergebenden traurigen Verwicklungen nicht verhindern können. Auf die Handlung wirkt die Mutter höchstens dadurch ein, daß sie Wurms Kabale beschleunigt, aber selbst dies kann man leugnen, da Wurm auch ohne ihren einfältigen Dünkel, bloß durch die derbe Ablehnung seiner Bewerbung von Millers Seite, die freilich durch den Aerger über seine Frau etwas derber geworden sein mag, auf den gegen Luisen gerichteten Streich gekommen sein würde, da ihm die Besuche des Majors nicht entgangen waren, von denen seine Eifersucht das Aergste fürchten mußte. Der einfältige Dünkel der Frau ist nur ein glücklich eingreifender Ring in der dramatischen Kette. Es fehlt jede Andeutung, daß die leichtfertig geschlossene Ehe das Unglück veranlaßt, und am wenigsten denkt der alte Miller selbst daran, der, wenn er nach einem Grunde seines Unglücks sucht, diesen weder in seinen Jugendsünden, noch in seiner Ehe, sondern in der abgöttischen Liebe zu Luisen (V, 1) sucht. Ueber Millers Verbindung mit seiner Frau wissen wir nichts, nur muß er spät geheiratet haben, da Luise eben sechzehn, er sechzig Jahre alt ist, und wir daraus, daß er auf Ferdinands Frage, ob Luise seine einzige Tochter sei, erwiedert (V, 6), er habe sonst keins (kein Kind) mehr, schließen müssen, daß sie das einzige Kind der Ehe gewesen.

Miller ist ein echter deutscher Bürger, der auf dem festen Grunde seiner eigenen Tüchtigkeit ruht, die höhern Stände, deren alle Grundsätze des Rechts verhöhnende Sittenlosigkeit ihm ein Greuel ist, um Rang, Reichthum und Ansehen nicht beneidet, die „Dintenlecker" und „Federfuchser" verachtet, die sich bei ihnen eindrängen, sich ihnen dienstbar machen, der sich nur um sein Haus und sein Gewerbe kümmert, als Stadtmusiker seine Stelle ausfüllt und als solcher wohl

beurtheilen kann, ob einer ein Mann fürs Orchester ist (I, 2). Er hat Verstand genug, den Vornehmen, die er nicht entbehren kann, sich nicht unbequem zu machen, die vielmehr seine tüchtige und anspruchslose, dabei lustige Natur anzieht. Mit seiner Tochter will er, wie hoch er sie auch hält, keineswegs über ihren Stand hinaus; am liebsten wäre ihm ein wackerer, ehrbarer Schwiegersohn, der in seine Kundschaft sich hineinsetzte (I, 1), aber freilich gestattet er dem Major, der bei ihm Unterricht in der Flöte nimmt, nur zu sehr den Eintritt, ist hier, wenn er auch das Mädchen warnt (II, 5), viel zu nachsichtig aus Schwäche für die Tochter, mag auch größere Schuld die Frau treffen, die das Verhältniß begünstigt. „Ich bin ein plumper gerader deutscher Kerl", damit leitet er seine harte Absage Wurms ein (I, 2), und auf seinen ehrlichen deutschen Charakter thut er sich etwas zu gute. Wie sehr er die Franzosen haßt, zeigt sich an seinem Hunde, der, wenn er einen Franzosen wittert, gleich darauf los muß, wie er denn auch den Namen des Franzosenbesiegers Rodney trägt (I, 1).*). Sein „Ich heiße Miller" (I, 1. II, 6) spricht den ganzen Werth aus, den er auf seine Persönlichkeit legt, und fast nicht weniger sein „Halten zu Gnaden" (II, 6), womit er die genommene Freiheit nicht entschuldigt, sondern als sein gutes Recht in Anspruch nimmt. „Ohrfeig um Ohrfeig — das ist so Tax bei uns", erwiedert er, als die Wuth ihn sprechen läßt, dem Präsidenten, der sein Kind beschimpft hat. Dem Vorwurf des Kuppelns stellt er den scharfen Angriff entgegen, so lange der Hof noch Vorrath an Buhlschaften habe, komme es nicht an Bürgersleute. Da er immer herzhafter wird, erklärt er dem Präsidenten „deutsch und verständlich", daß er

*) Georges Brydges Rodney hatte am 12. April 1782 den glänzendsten Sieg über die französische Flotte davongetragen, wofür der König ihn zum Peer erhob, das Parlament ihm einen lebenslänglichen Jahrgehalt aussetzte.

den ungehobelten Gast zur Thüre hinauswerfen werde, da dies seine Stube sei, womit der so tief unter dem Präsidenten stehende Bürgersmann denn das Aeußerste gethan hat. Auch in der größten, von der Allgewalt des Präsidenten drohenden Noth ist er zu keiner Nachgiebigkeit, zu keiner feigen Bitte zu bewegen. Als die Gerichtsdiener kommen, macht er sich zum Angriff bereit, indem er den Hut aufsetzt und seinen treuen Begleiter, das spanische Rohr, zur Hand nimmt. Seine Frau, die sich vor dem Präsidenten niederwirft, reißt er schmähend auf; sie soll vor keinen Schelmen knieen. Damit aber ist freilich seine ganze Kraft erschöpft; verzweifelnd muß er sehn, wie die rücksichtslose Gewaltthätigkeit weiter geht, die er nicht abwenden kann, da jede Gegenwehr eitel wäre und den Wüthenden nur noch mehr reizen würde. Tragikomisch ist es, wie er zur Erlangung seines Rechtes, nicht eines Vortheils wegen, einmal den Weg der Protektion einschlagen und zum Leibschneider laufen will, der bei ihm Flöte lerne, da er gar gut weiß, was solche Leute wohl vermögen. Auch im fünften Akt ist der Charakter des liebevollen Vaters, des echt ehrenhaften, männlich entschlossenen, christlich gläubigen Mannes gut gehalten, nur scheint uns der Ausbruch der Freude Millers über das viele ihm von Ferdinand gegebene Gold (V, 5) höchst übertrieben. Ich kann hier Eckardts Bemerkung nicht beistimmen: „Die gefährliche Macht des Goldes zeigt sich am armen Volksmanne rasch; der Hochmuthsteufel kommt über ihn. Wie wahr ist dieser Augenblick! Wie laut predigt er die Seligkeit der Armen!" Diese wahnwitzige Verzückung*) über das viele Gold steht dem alten Miller, dem deutschen genügsamen Bürger, sehr schlecht an; wie kann ihm das Gold als

*) „Wo sind Sie?" fragt man denjenigen, der außer sich ist. So fragt sich die Lady IV, 7: „Wo bin ich?" Statt Wo trat schon 1806 das falsche Was ein, das erst 1860 verbessert wurde.

solches den Kopf verdrehen, wenn es ihm auch nur selten und nur in sehr bescheidener Zahl in die Hand gekommen. Der Goldteufel kann ihm ebenso wenig anhaben als der Geldteufel, gegen den ihn seine Genügsamkeit und sein schlichter, redlicher Sinn bewahrt; er braucht sich vor dem Satanas nicht zu fürchten, der ihn verlocken wolle.*) Ebenso wenig kann er sich durch Ferdinands Vorgeben, er habe das Geld längst verdient, zur Annahme und zum Glauben bestimmen lassen, er habe es wirklich verdient, und gar zu einer so närrischen Freude hingerissen werden, die ihn kaum ergreifen könnte, wenn das reine Glück ihm das große Loos in den Schooß geschüttet hätte. Freilich läßt der Dichter ihn dann noch einmal Bedenken äußern, wie er zu dem ganzen „grausamen"**) Reichthum komme, und fragen, wie er ihn verdiene, wie er ihn „lohne" (was er dafür thun könne), aber er läßt sich auf wunderliche Weise durch das Wort beruhigen, er bezahle ihm damit den Umgang mit Luisen („den dreimonatlangen glücklichen Traum von seiner Tochter"). Wir kennen unsern alten guten, auf Bürgerehre haltenden Miller gar nicht wieder, wenn er statt ein solches Sündengeld mit sittlicher Entrüstung zurückzuweisen, von so überschwänglicher Liebe zu dem Geber des Goldes ergriffen wird, daß er in ausschweifendster Weise erklärt, er müßte (so sehr liebt er ihn seiner Freigebigkeit wegen) sein Schwiegersohn werden, wenn er kein Adliger wäre, ja er würde seine Tochter niederstechen, wenn sie ihn nicht liebte. So sehr hat also das Gold ihn außer sich gebracht, daß er, der gegen Wurm, ganz seinem schlichten und geraden Sinne gemäß, bemerkt hatte, er werde dem freien Willen seiner Tochter keine Gewalt anthun, sie jetzt

*) Vgl. die Räuber IV, 5: „Ha, Satan! worin verstrickst du meine Seele?" Die Form Satanas, wie Luc. 16, 22.

**) Nach dem Volksgebrauche, wie schrecklich, von einem hohen Grade, wie auch bei Goethe.

tödten würde, wenn sie einen andern als den freigebigen Reichen wählen würde.*) Kindisch wird der Alte, wenn ihm darauf einfällt, Ferdinand habe jetzt nichts mehr, und beklagt, daß er nun wieder alles**) herausgeben müsse, ja durch dessen Bemerkung, er verreise nach einem Lande, wo die „Stempel (das den Werth angebende Gepräge) nicht mehr gelten", trotz der merkwürdigen Bezeichnung nicht einmal zu der Frage veranlaßt wird, wohin er denn reisen wolle, sondern sich ganz der närrischen Freude hingibt, wie er sich in Zukunft etwas zu Gute thun***), er besonders auf die höhere Bildung seiner Tochter und ihren Putz viel verwenden wolle.†) Diese ganze Darstellung scheint uns durchaus dem Charakter Millers zu widersprechen, und wir möchten glauben, daß sie zu den spätern Veränderungen des Stückes gehört, durch die der Dichter die Wirkung desselben erhöhen wollte. Sonst ist der Charakter des ehrlichen, an seiner Tochter mit unendlich zarter Liebe hängenden bürgerlichen Ehrenmannes bis zum Schlusse, wo er verzweifelnd davon rennt, nachdem

*) Eckardt mißversteht dies, wenn er meint, es sei nur eine gemüthliche Hyperbel, die Miller in einem Augenblicke ausspreche, wo Ferdinand des Trostes bedürfe. Vielmehr bricht hierin gerade der Jubel seines Herzens hervor, daß Ferdinand ihn so reich beschenkt hat.

**) „Das ganze Gaudium", das, worüber er in solches Seelengaudium (Räuber I, 2) ausgebrochen war.

***) Sonderbar will er jetzt auf dem Markt (das soll doch heißen öffentlich, umsonst) seine Stunden geben. Von jetzt an will er auch eine bessere Nummer seines Dreikönigs (eines von der Etikette benannten Tabaks) rauchen und im Theater nicht auf dem letzten Platz sitzen. Spielt denn der Stadtmusikant nicht mit im Theater?

†) Auch hier findet sich bei Eckardt eine irrige Beziehung, wenn er sagt, für Luisen könnte Miller sogar dem Gold- und Hochmuthsteufel unterliegen. Bei der närrischen Freude über den „grausamen" Reichthum denkt ja unser Miller erst ganz zuletzt an die Tochter, keineswegs wird der Jubel über dasselbe zunächst durch die Liebe zu dieser begründet.

er das geschenkte Gold dem Giftmischer, mit dem er als Verführer seiner hingeopferten Luise kein Mitleid fühlt, vor die Füße geworfen hat, trefflich durchgehalten.

Luisens Mutter ist eine der gewöhnlichen beschränkten Bürgerfrauen, die vom äußern Glanz sich blenden lassen und die Höhern als eine besondere Menschenklasse verehren. Wurm nennt sie (I, 5) die Dummheit selbst und Miller sagt (I, 2), sie sei nie dummer, als wenn sie gescheidt sein sollte. Um so leichter versteigt sich ihre durch die Anmuth ihrer Tochter und die Auszeichnung, welche der Major dieser zu Theil werden läßt, erregte Eitelkeit zu der Hoffnung, es könne ihre Luise Frau von Walter werden und sie selbst dadurch in glänzendere Umstände kommen. Sie hat das Verhältniß auf alle Weise befördert und sich nicht durch die wiederholten Einreden ihres Gatten beirren lassen, dessen Ansicht von dem trennenden Unterschied der Stände ihr nicht einleuchtet, und dessen Furcht einer unredlichen Absicht des Majors sie für ein Hirngespinnst des sonderbar wider die Vornehmen verstimmten Mannes hält. Nicht allein behagen ihr die Geschenke, mit denen sie der Major bedenkt, sondern auch die Artigkeiten, die süßen Billete und die schönen Bücher, mit welchen dieser ihre Tochter erfreut, thun ihrem Mutterherzen wohl, das sich in der Möglichkeit einer wirklichen Verbindung behaglich wiegt, ja mit in den guten, herzigen Major verliebt ist, der auch die Mutter seiner Luise nicht so vornehm behandelt wie andere Adlige. Wenn Miller leicht aufbraust, so ist sie eine phlegmatische Natur, die sein Schmähen eben dadurch kühlt, daß sie dasselbe ohne Widerrede hinnimmt und nur sein heftiges Poltern, in dem er sich austoben muß, zu begütigen sucht, was sie um so eher vermag, als er ihre Beschränktheit erkennt. Der vornehme Dünkel, womit sie Wurm abfertigt, dem sie selbstgefällig ihre Einbildung verräth, zeigt, wie wenig sie sich zu beherrschen vermag. Sonst ist ihr Bild mit Absicht weniger aus-

geführt, und wenn Miller das leidenschaftliche Kaffeetrinken und das Tabakschnupfen ihr im Aerger vorwirft (I, 1), so geschieht dies eben nicht, um uns ihre Persönlichkeit näher auszuführen, was ja viel leichter dramatisch geschehn kann, wie sie denn auch bei ihrem ersten Auftreten nicht bloß Kaffee trinken, sondern auch schnupfen muß. Nach der Ueberfallsszene, in welcher sie zu Kreuz kriecht, und die erste bittere Frucht ihrer thörichten Einbildung erntet, erscheint sie gar nicht mehr, ja der Dichter hält es nicht einmal der Mühe werth, ihre immerhin auffallende Abwesenheit in ihrem so arg heimgesuchten Hause zu begründen. Da sie ihm lästig war, ließ er sie ohne weiteres fallen.

Der Präsident ist der entschiedenste Gegensatz zum bürgerlichen Musikus, der leibhafteste Vertreter der biegsamen Hofkunst, durch die er, wie ihm Wurm sagen darf (III, 1), alles geworden. Seine Bezeichnung als Präsident ist zu unbestimmt, obgleich er so regelmäßig im Stücke und im Personenverzeichnisse heißt. Der II, 4 genannte Minister, von dem „ein Kerl" nach dem Musiker fragt, kann kein anderer sein; er ist Präsident des Ministeriums, in das auch sein Sohn nächstens eintreten soll (I, 7). Von einem Minister ist sonst keine Rede; der Präsident steht dem Herzog zunächst, und wo er befiehlt, geschieht es im Namen desselben (II, 7). Dem Hofmarschall droht er mit seiner Entlassung, wo denn dessen Todfeind Premierminister werde (III, 3). Miller sagt (II, 6): „Ew. Excellenz schalten und walten im Land." Wurm bezeichnet ihn als Günstling und Siegelbewahrer, der gleichsam der Schatten der Majestät sei (III, 1). In der ersten Bearbeitung hieß der Präsident Wieser, wofür jetzt der gangbarere Name Walter eingetreten ist. Bei der Schilderung des allmächtigen gewissenlosen Günstlings schwebte der den Herzog Karl von Würtemberg so lange beherrschende, aber schon 1770 entlassene Montmartin vor, den Schiller auch zum Theil bei seinem Martinengo in der Erzählung Spiel des Schicksals vor Augen

gehabt hatte. In den Räubern wird II, 3 (vgl. Erläuterungen S. 183) eines Ministers gedacht, der sich aus dem Pöbelstaub zu einem ersten Günstling emporgeschmeichelt, dem der Fall seines Nachbars zum Schemel seiner Hoheit gedient und der von Thränen der Waisen aufgehoben worden (durch sie emporgestiegen war). Unser Präsident aber, der nach I, 7 bereits über fünfzig Jahre zählt, darf sich des Stammbaumes eines halben Jahrtausends rühmen, wie wir von Ferdinand (II, 3) hören. Zu der höchsten Stelle im Herzogthum ist er durch alle Mittel des Truges und zuletzt durch einen Mord emporgestiegen. Schon sein Sekretär Wurm gedenkt der von ihm (auf des Präsidenten Auftrag) angefertigten falschen Handschriften (I, 5). Der Präsident, der seinem Sohne schon früher, in der Meinung, dieser würde es ihm Dank wissen, daß er so viel zu seinem Vortheil gethan, und sich der gemeinen Vorurtheile entschlagen, näheres mitgetheilt hatte, erinnert ihn (I, 7), wie er sich durch Hinwegräumung seines Vorgängers Platz gemacht, um die Bahn zum Herzen des Herzogs zu gewinnen, und als dieser den „blutigen Wiederschein dieses Frevels" von sich abwehrt, wirft er ihm Undank vor, daß er nicht seine große Liebe anerkenne, aus welcher er den Skorpion seines eigenen Gewissens erregt, den Fluch, den Donner des Richters (ein klopstockischer Ausdruck) auf sich geladen habe. Ferdinand schreckt ihn mit der Drohung, er wolle der Residenz erzählen, wie man Präsident werde (II, 7). Genaueres ergibt die Aeußerung Wurms (III, 1): „Ich besinne mich, mit welcher Offenheit Sie Ihren Vorgänger damals zu einer Partei Piket beredeten und bei ihm die halbe Nacht mit freundschaftlichem Burgunder (vgl. Räuber V, 1) hinschwemmten, und das war doch die nämliche Nacht, wo die Mine losgehn und den guten Mann in die Luft blasen sollte." Man könnte glauben, hierbei liege die den Dichter wenigstens schon vor Bauerbach beschäftigende Geschichte der Maria Stuart zu Grunde,

die ihren Gatten durch eine Pulverexplosion in seinem Hause tödtete, von dem sie gerade in der verhängnißvollen Nacht fern blieb. In dem Komplotte steckte auch der Hofmarschall, den der Präsident durch den in der Entfernung gezeigten Verrath der Verbrechen, wodurch sie gestiegen, ihrer falschen Briefe und Quittungen in Angst setzt (III, 2). Gegen Luisen gedenkt Ferdinand des schwarzen Geheimnisses der Mordthat seines Vaters (III, 4), das Wurm zuletzt verräth. Seine Stellung als Minister kann der Präsident nicht aufrecht halten, wenn er nicht mit der allmächtigen Favoritin des Herzogs in Einverständniß ist. Eben droht dieses eine Störung zu erleiden durch die Verheiratung des Herzogs, welche dieser aus Staatsrücksichten nicht umgehn kann, doch will er deshalb die Milford nicht aufgeben, die sich, um bei Hofe bleiben zu können, an einen seiner Hofleute verheiraten soll. Hier steht nun des Präsidenten ganzer Einfluß auf dem Spiele, wenn sie in die Hände eines ihm fremden ehrsüchtigen Gatten fällt; deswegen soll sein Ferdinand die Mätresse heiraten, da der Präsident so wenig Ehrgefühl, so wenig eine Ahnung von der Reinheit der Ehe hat, daß er in einer solchen Theilung mit dem Fürsten eher eine Auszeichnung als eine Entwürdigung sieht. Von Sittlichkeit und Ehrbarkeit hat er keinen Begriff; die Frauen scheinen ihm nur zur Befriedigung gemeiner Sinnlichkeit da (von ihrer wüsten Ausschweifung am Hofe erhalten wir eben durch seine Aeußerungen ein schauderhaftes Bild), und um durch sie den Fürsten zu beherrschen; die Bürgerstöchter und Frauen sind eine leichte Beute für die adlige Lüsternheit, und der Verführer verdient keine Schande, vielmehr das beste Lob, daß seinem Witze und seinem einschmeichelnden Wesen die Bethörung gelungen. Eine keusche, aus herzlicher Seelenneigung hervorgehende Liebe gilt ihm für Schwärmerei; ein Mädchen, das sich mit einem Vornehmen irgend einläßt, kann es nur aus gemeinster Sinnlichkeit und Gewinnsucht thun, den einzigen

Mächten, welche er in dem Verhältniſſe anerkennt, auf dem der eigentliche Beſtand der Familie und ſomit des Staates beruht. Wie konnte auch ein Mann irgend eine Ahnung von der Reinheit der Liebe haben, dem kein Verbrechen zu ſchwarz iſt, wenn es nur der Ehrſucht dient, und man es geſchickt verdecken oder jeder Beſtrafung deſſelben trotzen kann. So hält er ſeinem Sohne ſogar den Thron ſelbſt als lockende Ausſicht vor, obgleich derſelbe nur durch ein Verbrechen, einen gewaltſamen Umſturz oder einen Mord, zu erlangen wäre. Für ihn gilt nur das, was ſeiner despotiſchen Gewalt dient; er will alle beherrſchen, ſei es durch Liſt, wie am Hofe (die Lady nennt ihn hofſchlau [II, 1], weil er in allen Künſten der Hofintrigue gewandt iſt), oder durch Gewalt. „Wenn ich auftrete, zittert das Herzogthum!“ ruft er dem Sohne zu (I, 7), als er ihm befiehlt, ſich der ehrloſen Favoritin als Bräutigam vorzuſtellen. Das Recht zu brechen bedenkt er ſich keinen Augenblick, wo es ſeinen Zweck gilt; kann er ja im Namen des Herzogs alles, was er will. Freilich ſchweigt die Stimme des Gewiſſens in ihm nicht, wenn man nicht anders ſeine Berufung auf das marternde Gefühl ſeiner Schuld (I, 7) für eine berechnete Redensart halten ſoll; aber ſein Ehrgeiz kennt keinen Stillſtand auf der einmal betretenen Bahn rückſichtsloſeſter Ehrſucht. Sogar an der Liebe zum Sohne hat die Selbſtſucht den allergrößten Antheil; nur in dem Augenblicke, wo der ſeiner Kabale zum Opfer gefallene Sohn dem Vater flucht, der ihn zum Morde des reinſten, edelſten Lebens und zu ſeinem eigenen Untergang hingetrieben, regt ſich in ſeiner Seele die ſo lange von der Ehrſucht zurückgedrängte Vaterliebe, die verzweifeln würde, wenn dieſer, ohne ihm vergeben zu haben, dahinginge. Aber ſie erhebt ſich erſt, als die ſittliche Stimme in ihm durch Ferdinands gräßlichen Fluch erwacht und durch Wurms Verrath das Gefühl der Nothwendigkeit der Sühne von Recht und Geſetz ihm zum Bewußtſein gekommen iſt.

So scheiden wir am Schlusse auch von diesem Charakter, der seine ganze mächtige Thatkraft in den Dienst unbezwinglicher, jedes Recht brechender Ehrsucht gesetzt hatte, mit einer gewissen Versöhnung.

Die andere Hoffigur, der Hofmarschall, ist eine ungemein komische Erscheinung, von der man nur wünschen möchte, daß sie nicht in die Verbrechen des Präsidenten verwickelt wäre. In Stuttgart zeigte man noch in unserm Jahrhundert einen Hofmarschall von Bär, der dem Dichter bei diesem mit derben, kecken Zügen hingeworfenen Bilde gesessen. Man hat ihn wegen seiner glühenden Ehrsucht eine Parodie des Präsidenten genannt, aber bei ihm kann nicht so wohl von Ehrsucht als von Eitelkeit die Rede sein, da sein ganzes Streben auf reine Aeußerlichkeiten geht, er nur den vornehmen Kreisen, besonders dem allerhöchsten und dem von dessen Gnadensonne zumeist beschienenen, angenehm und auf seine Weise sich nöthig zu machen sucht, so daß sein ganzes Wesen in Nichtigkeiten aufgeht. Dieses possierliche Scheinleben schließt sich an seine eigentliche Stellung am Hofe auf das glücklichste an. Kalb ist der Hofmarschall, wie er sein soll, wenn es sich nur um die äußerlichen, alles Inhalts entbehrenden Förmlichkeiten handelt, er ist die ins Leben gesetzte Ceremonie, aber statt diese durch eine gewisse Würde zu heben, macht er sie und sich zugleich lächerlich. Wenn Carlyle an ihm Grazie vermißt, so war dies eben Schillers Absicht, der dem widerwärtigen Präsidenten eben einen die Nichtigkeit des Hoftones darstellenden Gecken entgegenstellen wollte, dessen er zu seinem Zwecke durchaus bedurfte. Er mußte völlig willenlos, ohne jedes geistige Eingreifen erscheinen, so daß er sich von allen nach Willkür gebrauchen läßt. Seine Hauptthätigkeit besteht in den zahlreichen Besuchen, die er bei Hofe und in allen vornehmen Familien abstattet, wobei er seine Aufträge bestellt, Neuigkeiten vernimmt und mittheilt. Die Lady sagt (IV, 9), solche Leute seien zum Sacktragen da. Das eigentliche

Bedeutende ist für ihn nicht vorhanden, er hält sich an die reinsten Aeußerlichkeiten, die ihm allein „wichtig" sind. Ein von einem andern ihm abgeschnapptes Kompliment ist für ihn eine Herzenssache, und er trägt eine solche Verletzung seiner Ehre unversöhnlich nach, wie die ergetzliche Geschichte zeigt, die sich zwischen ihm und dem Oberschenk von Bock vor fast einundzwanzig Jahren ereignete, wo beide noch Kammerjunker waren. Hiernach können wir ungefähr das Alter Kalbs bestimmen, was aber für die dramatische Darstellung von geringer Bedeutung ist. Wenn Eckardt bemerkt, als größtes Unglück schwebe ihm vor, einst zu einem Bonmot von vorgestern, einer (vielmehr der) Mode vom vorigen Jahre herabzusinken, so ist hier eine Aeußerung des Präsidenten III, 3 mißverstanden, der damit ein Nichts bezeichnen will, in Beantwortung der Frage, was er sein würde, wenn der Herzog ihn entließe.*) Sehr bedeutend ist das dabei ergetzlich gemachte Bekenntniß, daß er kein „Stuttierter" sei, wobei die erst 1786 veränderte falsche Form absichtlich sein dürfte. Wenn der Präsident ordentliche Studien gemacht hat, so ist Kalb, ohne etwas gelernt zu haben, vom Hofpagen zum Junker und später zum Marschall gestiegen. Als richtiger Adliger hat er den entschiedensten Abscheu vor allem Bürgerlichen. Als der Präsident ihm den niederträchtigen Antrag macht (III, 2), ist sein erstes Bedenken, daß er nicht mit einer Bürgerlichen ins Gerede kommen dürfe; erst darauf bemerkt er, daß er ja ein Ehemann**) sei, und die Sache seinem Ansehen bei Hofe schaden werde, wo er unbescholten dastehn müsse. Das

*) Der Hofmarschall bedient sich hier und I, 6 wohl absichtlich der schon 1786 willkürlich geänderten ältern Form Durchleucht. Im Fiesko findet sich (III, 12. 13) Durchlaucht, durchlauchtigster. Die Form mit e ist hier entschieden herzustellen.

**) Erst 1802 wurde statt Ehmann die Form Ehemann gesetzt. Zehn Jahre später trat Ehrenmann ein, was Eckardt vertheidigt, weil sich sonst kein

lächerliche Bild des von Bisam duftenden, durch seine Verbindung mit dem Präsidenten in eine bürgerliche Liebesgeschichte verflochtenen Hofmarschalls wird durch seine Feigheit vollendet, die mit seinem zur Schau getragenen Muthe in ergetzlichen Gegensatz tritt. Nur eines fällt auf, daß der Hofmarschall, obgleich er voraussehn muß, in welche Wuth der gekränkte Liebhaber gerathen werde, doch sich nicht für diesen Abend aus dem Staube gemacht hat, sondern sich sogar im Hause des Präsidenten finden läßt und auf Ferdinands Berufung sogleich „herangetrippelt" kommt, was zu seinem sonstigen Auftreten nicht stimmt. Ja wir begreifen nicht wie der Präsident und Wurm dessen Entfernung nicht betrieben haben, da sie fürchten mußten, er werde, von Ferdinand in die Enge getrieben, die Intrigue verrathen. Von Sittlichkeit ist Kalb ebenso weit entfernt als der Präsident, aber bei seiner genügsamen, ganz in eitlem Schein lebenden Natur hat er weniger Veranlassung, wohl auch nicht den Muth, zu großen Verbrechen. Von Liebe weiß er nichts und die Ehe, die er geschlossen, ist eine bloße Konvention, da der Hofmarschall als solcher verheiratet sein muß, wozu er denn trotz seiner Lächerlichkeit leicht eine der Hofdamen oder der hofllüsternen Adelstöchter finden konnte.

Vortrefflich ist dem Dichter der Helfershelfer des Präsidenten, der Sekretär Wurm gelungen. Er ist der für Schliche und Ränke geschaffene Schlaukopf, der durch diese sich zu erhalten und zu herrschen weiß; das Gewissen hat er ganz zum Schweigen gebracht, da er nur seinen Zweck rücksichtlos verfolgt, und so hat er sich immer mehr verhärtet, ja er findet eine Lust daran, durch seine Pfiffigkeit andere ins Unglück zu stürzen, da es ihm weniger um die Sache

---

Spur zeige, daß Kalb verheiratet sei und Ferdinand sich eher den Unverheirateten als Nebenbuhler denken könne. Beides trifft nicht. Der Zusammenhang spricht für Ehmann.

wie um das Gelingen seiner Ränke zu thun ist. Beim Präsidenten hat er nicht allein durch seine immer das treffendste Mittel findende Pfiffigkeit, sondern auch durch seine Gewissensverhärtung, die keine menschliche Regung fühlt, sich in Achtung gesetzt und er übt hierdurch, wie durch seine Mitwissenschaft eine bedeutende Herrschaft über diesen aus, die ihn zu einem freiern Worte gegen den allgebietenden Herrn berechtigt. Der Schuft, der, wie alle Bürgertugenden, so auch den Stand, aus dem er stammt, verachtet, muß auch in der äußern Erscheinung seine innere Häßlichkeit verrathen, die Miller I, 2 mit leidenschaftlicher Uebertreibung schildert, da ihm der Mensch von Herzen zuwider ist*) und ihm gerade jetzt mit seinem wiederholten Antrage gar unbequem gekommen, auch die Frau dumm genug war, mit dem Major zu prunken. Eckardts Deutung: „Das kleine Auge**) soll uns eine lauernde, das verrufene Haar***) ein falsche, das vortretende Kinn, die auf Kosten des edlen Obertheiles des Kopfes übermäßig ausgebildete Freßpartie des Gesichtes, eine niedrige, von sinnlichen Begierden beherrschte Seele andeuten", scheint doch zu viel in diese hervorstechenden Züge seiner Häßlichkeit zu legen; am allerwenigsten kann das rothe Haar auf eine geistige Eigenschaft bezogen werden. Der Darsteller auf der

*) Er nennt ihn einen „confiscirten, widrigen Kerl", wie Schiller im Personenverzeichniß seines Fiesko den Muley Hassan als einen „confiscirten Mohrenkopf" bezeichnet. Confiscirt war wohl einer der Ausdrücke, die Schiller von der Akademie her geläufig waren. Confisqué, verloren, wird übertragen auf die Gesichtszüge eines Spitzbuben, der vor nichts zurückschreckt.

**) „Die kleinen tückischen Mausaugen." Die Vergleichung mit der Maus deutet nicht allein auf die Kleinheit, sondern auch auf das Trübe im Gegensatz zum hellen, offenen Auge.

***) Brandroth, wie flammroth (Fiesko I, 1. II, 19. IV, 12), feuerroth (Räuber I, 3. III, 2). Bei der Häßlichkeit Karl Moors wird des Haars nicht gedacht.

Bühne muß freilich die Häßlichkeit nicht in schärfster Weise ausprägen, sie nur andeuten, um ihn nicht zu einer komischen Vogelscheuche zu machen. Der Spott und die Zurücksetzung, die Wurm, wie Karl Moor, in Folge seiner Häßlichkeit von früh an erlitten, haben Haß und Verachtung in ihm erregt, ihn zu einem verschmitzten Beobachter der Schwächen der Menschen und zu einem schlauen Berechner der Mittel, die Welt zu berücken, gemacht. So faßte er denn den Plan, sich über das seiner spottende Bürgerpack, das er zu übersehn glaubt, zu erheben und sich zum Dienst der höhern Stände emporzuschwingen, was ihm durch seine Unterwürfigkeit, Anstelligkeit und Schlauheit so wohl gelang, daß er sich die besondere Gunst des in diesen Kreisen hervorragenden Barons von Walter erwarb, der bei seinen hochfliegenden Plänen in ihm ein vortreffliches Werkzeug seiner rücksichtlos fortschreitenden Ehr- und Herrschsucht fand. Wenn er aber mit dem Präsidenten die Bürgerkanaille verachtet, so hat er doch darin seine bürgerliche Einfalt beibehalten, daß ihm die Entwürdigung der Ehe ein Greuel ist. Als der Präsident ihn einen dummen Teufel nennt, wenn er sich daran stoße, daß er seine Braut nicht rein aus der ersten Hand empfangen solle, da er sich an dem Adel trösten könne, bemerkt er bitter, daß er hier gern den Bürgersmann mache. Eckardt meint, der starke sinnliche Trieb sei das Dämonische in Wurm, der ihn übermächtig vorwärts treibe; davon findet sich aber gar keine Spur. Er will nur eben die reizende Geigerstochter, die es ihm angethan hat, er will in ihr eine tugendsame Gattin sich gewinnen; es ist dieses der einzige rein menschliche Trieb, der sich bei aller sittlichen Verwilderung in seiner Brust erhalten hat. Noch ehe der Major ins Haus kam, hat er den zu seiner Bekanntschaft gehörenden Miller (sie reden sich als Vettern an) um die eben zur Jungfrau sich entwickelnde Luise angesprochen, dieser aber ihn auf spätere Zeit verwiesen, weil das Mädchen noch zu jung

sei*); zu seinem bittern Aerger hat er bemerkt, wie der Major sich in das Haus eingeschlichen und Luisen den Kopf verrückt hat. Da er seine Bewerbung vom Vater selbst mit Hohn zurückgewiesen sieht, faßt er den Entschluß, durch jedes Mittel den vornehmen Liebhaber zu verdrängen und das ihm so hohnvoll abgeschlagene Mädchen auch gegen ihren Willen sich zu gewinnen. Wie grausam er auch die Geliebte deshalb quälen, wie tief er sie auch in der Achtung der Welt herabsetzen muß, das Bewußtsein, daß der Verdacht falsch ist, genügt ihm, um ihren Besitz ihm als das höchste Gut erscheinen zu lassen. Aber der Schlaukopf hat sich verrechnet, er hat nicht bedacht, wie weit die Eifersucht führt, daß sie nicht ruht, bis sie den Gegenstand der betrogenen Liebe vernichtet; ihm ist nicht eingefallen, welche Kraft glühender Liebe innewohne, daß die Treuliebende eher untergeht als daß sie dem Frevler folgt, der aus eigensüchtigen Absichten den Bund der Herzen gewaltsam zerrissen. So fällt er denn in seinen eigenen Schlingen. Sein vom Präsidenten als satanisch fein bewunderter Plan treibt, statt die Verbindung zu sprengen, die Liebenden in den Tod und schlägt so diesen völlig nieder, wie er Wurms einziges Glück auf immer zertrümmert, ihn der Verzweiflung überliefert, in welcher er, gereizt durch den Fluch des Präsidenten, der ihm allein die Verantwortung zuschiebt, nun auch ganz verloren sein will und eine wüthende Wollust in dem Gedanken findet, mit dem hochadligen Schurken zum Blutgerüst zu wandeln und mit ihm zur Hölle zu fahren. So lebt auch bei Wurm nach dem Verlust der durch seinen

*) Es liegt nichts vor, um mit Eckardt anzunehmen, eben wegen seiner Verschmähung habe ihn wie jenen Christian Wolf in Schillers Erzählung der Verbrecher aus verlorener Ehre eine Leidenschaft zum Weibe gezogen, oder wie er an anderer Stelle meint, er begehre sie um so heftiger, weil er bisher nur Körbe erhalten, nein Luise hat es ihm wirklich angethan, er kann auf ihren Besitz nicht verzichten.

tenſliſchen Plan gemordeten, mit ganzer Seele erſtrebten unendlich reinen Geliebten das ſo lang erſtarrte Gewiſſen ſchrecklich auf. Er verzweifelt nicht deshalb, weil der ſüße Leib ſeiner Luſt entgangen, wie Eckardt meint, ſondern weil er ſelbſt durch ſeinen ſchändlichen Plan die in aller Anmuth jungfräulicher Reinheit Strahlende, ſein Ideal der Liebe, die Seine in den Tod getrieben. Wenn man Wurm für eine Verzerrung von Leſſings Marinelli hält, ſo verkennt man ſein auf ganz anderer Grundlage ruhendes Weſen. Wurm iſt der Helfershelfer des Präſidenten, der aber dabei auch ſeinen eigenen Zweck durchführen will. Der Dienſt, den er dem vornehmen Herrn erzeigen will, indem er den Sohn von einer unebenbürtigen Liebe abbringt, ſoll ihm zugleich die erſehnte Braut eintragen, da er ſich dem Wahne hingibt, Liebe erzwingen zu können.

Daß der Charakter der Milford, den Hoffmeiſter für höchſt bedeutſam und für ſo gut gelungen hält, weil er auf Ideen ruhe, die ſchon damals in Schiller ihre volle Entwicklung gehabt, weil die Engländerin die Verwandte ſeines Geiſtes und Schickſals ſei, daß dieſer durchaus mißlungen und aus nicht zuſammenpaſſenden Elementen zuſammengeflickt ſei, haben wir früher ausgeführt. Einzelne Züge von tiefem Unglück und ergreifender Hochherzigkeit vermögen wohl den Zuſchauer, der eben an einzelnem ſich erfreut, zum rauſchenden Beifall hinzureißen, aber den Mangel eines in ſich geſchloſſenen Charakters können ſie nicht erſetzen. Das Weib, das Ferdinand ſo zärtlich liebt, will ihn unglücklich machen, weil ihre Ehre bei Hofe durch ſeine Ablehnung geſchädigt ſei, da ſie doch ſich wirklich durch ihr Verhältniß zum Fürſten entehrt hat, und nur dann Verzeihung für ihre Entwürdigung hoffen kann, wenn ſie freiwillig entſagt, wozu ſie ſich erſt ſpäter entſchließt, nachdem Luiſe mit ihrem Selbſtmord gedroht hat. Ihr ſegensvolles Wirken erweiſt ſich um ſo mehr als leere Rednerei, als ſie dabei zum Theil nur zu ihrem Vortheil handelte,

m sie ihre Nebenbuhlerinnen verdrängte, und sie, wenn sie das
il des Landes im Auge gehabt, selbst einer rechtmäßigen Gattin
e weichen, nicht bloß ihre unwürdige Stellung nebenbei zum
en hätte benützen müssen, wobei sie mit dem Präsidenten, unter
n Despotismus das Land seufzte, gemeinsame Sache machte und
venig auf die Noth des Volkes achtete, daß der Verkauf der
esklinder nach Nordamerika ihr völlig entging.

Die Kammerjungfer Sophie hat in dem dreijährigen Zusammen-
n mit ihrer Herrin ihre bürgerlichen Ansichten ganz aufgegeben;
hätte auch die so durchaus verdorbene Lebensluft anders wirken
ten! Sie hält die Lady für ganz glücklich, da diese sich nie anders
n sie geäußert, vor allem immer mit der größten Bewunderung
Liebe vom Herzog gesprochen hat. Das stimmt freilich nicht
l damit, daß diese Zeiten erlebt hat, wo sie hinter Italienerinnen
Franzosen zurückstehn mußte. Vgl. oben S. 75 f. Sie kennt
höheres Glück als das der allgemein beneideten Herrin, die nur
befehlen braucht, und Fürst und Hof stehen ihr zu Dienste, was
n Ehrgeiz auch so sehr schmeichelt. Erst als der Hofmarschall
den Besuch ihres Bräutigams angekündigt hat, erschließt sich ihr
jeregtes Herz der Dienerin, die zu ihrer Verwunderung und Be-
ung vernimmt, daß ihre Herrin den Herzog verachtet, ihr schein-
s Glück ihr zur Last ist, sie ihre ganze Seligkeit nur in der Ver-
ung mit dem heiß ersehnten Manne ihres Herzens findet. Wie
ig sich Sophie in diese neue Ansicht ihrer Herrin zu finden weiß,
sie nicht begreift, daß diese die Ungnade des Herzogs auf sich ziehen
der prächtigsten Juwelen sich entäußern kann, sehen wir II, 2.
der nach unserer Annahme spätern Szenenreihe des vierten Aktes,
he uns die Lady vorführt, zeigt sich Sophie nur als gute Beob-
erin ihrer Herrin, in ängstlicher Sorge über deren Aufregung
in Bestürzung über ihren gefaßten Beschluß. Nirgends deutet

wicklung sie bedingen; freilich können wir uns auch die Milford aus dem Zusammenhang wegdenken, aber sie sollte nicht allein die in den höchsten Kreisen eingerissene Entsittlichung wirksam ins Licht setzen, sondern auch die Tiefe der sittlichen Erniedrigung zeigen, zu welcher der mit ihr zur Beherrschung des Herzogs verbündete Präsident gelangt ist, der dem Sohne eine solche Ehe zuzumuthen sich nicht scheut. Aber wie die Personen die Fäden der Handlung in Bewegung setzen, so sind auch die bedeutendern derselben in sich geschlossene Charaktere, die sich im Zusammen- und Gegeneinanderwirken heben und ein lebendiges Bild des verrotteten das Bürgerthum anfressenden Hoflebens entrollen, in welchem aber die sittliche Idee zuletzt siegreich über dem Tode des geopferten Liebespaares sich erhebt.

Ueber die Zeit der Handlung erhalten wir Andeutungen, welche uns in den Februar versetzen, aber ohne daß diese, da sie weit von einander entfernt sich finden, dem Zuschauer recht zum Bewußtsein kämen und zu ihrer Verbindung anregten. Miller erwiedert (I, 2) auf Wurms Bewerbung: „Was ich Ihnen verwichenen Herbst zum Bescheid gab, bring' ich heut wieder." Dies fällt wohl vor Ferdinands Bekanntschaft, man könnte denken, eben als Luise das sechzehnte Lebensjahr vollendet hatte. Dem Präsidenten erwiedert sie (II, 6): „Ferdinand von Walter besucht mich seit dem November", und dieser gedenkt gegen Miller (V, 6) seines „dreimonatlangen glücklichen Traumes" von dessen Tochter. Zu dem Februar stimmt auch des Hofmarschalls Erwähnung der heutigen Schlittenfahrt (I, 6), weniger die Frage an die Lady, ob sie heute deutsche Komödie oder Vauxhall wünsche (IV, 9). Hiernach fällt das Stück jedenfalls in die Zeit der Fastnachtsvergnügungen, wonach man sich wundern könnte, daß dieser gar nicht gedacht wird. Eckardt will die Handlung Ende Februar oder Anfang März setzen, was er sonderbar dahin bestimmt, der Winter herrsche noch, aber bereits breche sein

Besieger, der Frühling, an, um darin „eine sinnbildliche Beziehung zu der Tendenz unserer Dichtung" zu finden. Hätte Schiller anders daran denken können, der Jahreszeit, in welcher das Stück spielt, eine Beziehung zum Inhalt zu geben, ähnlich wie in Goethes Werther oder den Wahlverwandtschaften die Jahreszeit so glücklich verwandt ist, so hätte dies jedenfalls deutlich hervortreten müssen.

In allen Akten mit Ausnahme des letzten wechselt die Szene einmal, wodurch sie in zwei Theile zerfallen. Daß die zwei ersten Akte an demselben Tage spielen, ist unzweifelhaft, und es bedurfte dazu nicht des Beweises von Eckardt, daß Miller II, 2 sagt, Wurm sei heute früh da gewesen. Schließt ja der erste Akt damit, daß der Präsident seinem Sohne befiehlt, sobald auf der Wachparade die Parole gegeben sei, sich der Lady vorzustellen, auch dieser nach dessen Entfernung entschlossen ist, es zu thun, und der zweite Akt damit beginnt, daß die Offiziere die Parade verlassen. Nach einiger Zeit erscheint denn Ferdinand, der von der Lady sich sofort zu Luisen begibt, die mittlerweile das Gerücht von der Heirat der Lady mit Ferdinand vernommen hat, was auf irgend eine Weise näher begründet sein sollte.

Zum Beweise, daß der dritte Akt einen Tag später spiele, führt Eckardt an, daß Wurm III, 6 Luisen schreiben läßt: „Wir haben gestern den Präsidenten im Haus gehabt", doch meint er, sei dies nicht ganz beweisend, da man annehmen könne, es solle der Brief erst am nächsten Tage geschrieben scheinen, wo er auf der Parade aufgefunden werde. Dafür würde es sprechen, daß Luise kurz vorher Wurm angeredet habe: „Suchen Sie etwa den Präsidenten? Er ist nicht mehr da", doch entgeht ihm nicht, daß hierin Ironie liegen könne. Sehen wir, was zwischen dem zweiten und dritten Akte in der Mitte liegen muß. Der Präsident hat den Sohn durch

Luisens Freilassung bestimmt, seine Drohung nicht auszuführen, dieser aber die Verbindung mit der Lady abgelehnt; er muß darauf zu Luisen zurückgekehrt sein, um sie zu beruhigen. Dabei wird er ihr das furchtbare Geheimniß mitgetheilt haben, wie dessen Erwähnung III, 4 zeigt. Dann aber hat er auch nicht bloß den Plan, sondern auch Anstalten zur Flucht getroffen. Irgend eine nähere Andeutung der zeitlichen Verbindung wäre am Anfange des dritten Aktes erwünscht gewesen; vielleicht aber unterließ der Dichter absichtlich eine solche, damit es nicht zu sehr auffalle, daß die Lady anderthalb Tag verstreichen läßt, ehe sie irgend etwas thut. Daß die Unterredung des Präsidenten mit Wurm am Anfange des dritten Aktes am Morgen spielt, ergibt sich aus dem Besuche des Hofmarschalls (III, 2), der offenbar am Morgen erfolgt, da er sich nach dem Befinden des Präsidenten erkundigt, dem er meldet, daß heute große opera Dido. Es sollte wohl eher Didone heißen, da die Oper Metastasios am Hofe in italienischer Sprache aufgeführt werden wird.*) Er hat an diesem Tage noch sechzehn Besuche zu machen, will aber vor Abend noch kommen, um den Brief abzuholen. Gleich darauf berichtet Wurm (III, 3), daß Miller und seine Frau ohne Geräusch verhaftet worden. Als Ferdinand zu Luisen kommt, um ihr seinen Fluchtplan mitzutheilen, muß es schon Nachmittag sein; Wurm kommt zur Zeit der im Februar schon früh eintretenden Dämmerung. Der vierte Akt spielt am folgenden Tage; denn der Hofmarschall hat, wie er vorhatte (III, 3), den am Abend geschriebenen und abgeholten

*) Die Oper war eine Prachtvorstellung in Stuttgart, wie in Mannheim, an deren Schluß die verlassene Königin den Palast anzündete, was der Hofmarschall zum Abbrennen einer ganzen Stadt macht. Schiller schreibt am 7. Juni 1784 an Dalberg, Poesie und Musik der gestern zuerst gegebenen Dido hätten ihn gleich wenig gerührt. Des Todes der Dido gedenkt Schiller auch in den Räubern (V, 2).

Brief auf der Parade aus der Tasche fallen lassen. Der Akt muß aber am Nachmittag spielen, da der Hofmarschall am Pharotische sitzt. Dazu stimmt nun freilich nicht der zweite Theil des Aktes, wonach Luise noch am Morgen bei der Lady erscheint, da das Kammermädchen sie noch im Hausgewande gefunden und sie sich nur in der Geschwindigkeit umkleiden wollte, um bei ihr zu erscheinen. Aber wir haben gesehen, daß der zweite Theil des vierten Aktes überhaupt nicht in den Zusammenhang paßt, wogegen die Zeitverhältnisse gut stimmen, wenn der fünfte Akt auf IV, 6 folgt, wo freilich vieles zwischen den Akten geschehen sein muß: aber auch bei der jetzigen Fassung ist ja manches ausgelassen, vor allem zwischen dem dritten und vierten Akt die Rückkehr der freigelassenen Eltern, die noch am Abend geschehen sein muß, wo Luise zum Schreiben des Briefes gezwungen worden. Der Schwierigkeit, daß sie noch am Abend mit Wurm das Sakrament nehmen soll, ist schon oben gedacht. Auch nach der jetzigen Fassung spielen die beiden letzten Akte an demselben Tage. Zwischen sie muß die Unruhe des Alten fallen, der seine Tochter wider Erwarten nicht zu Hause fand, und die Rückkehr Luisens, die sich mittlerweile zum gemeinsamen Tode mit Ferdinand entschlossen. Am Anfange sowohl des vierten wie des fünften Aufzugs empfindet man eine Lücke der Handlung. Das Stück schließt mit dem Abend des dritten Tages; der erste und dritte Tag nehmen je zwei Akte, der mittlere nur einen, den dritten, ein.

Als Jahr, in welchem das Stück spielt, nimmt Eckardt etwa 1776 an, da noch des Seelenhandels deutscher Fürsten nach Nordamerika als eines Tagesereignisses gedacht werde; damit stimmt aber nicht der Name des Hundes Rodney, da der erste eigentliche Sieg des britischen Seehelden über die Franzosen erst in den Februar 1781 fällt. Eckardt übersah aber, daß die letzten Züge verkaufter Deutscher nach Amerika in den April 1782 fallen, die Rückkehr erst im Herbst

1783, zum Theil erst im Frühjahr 1784 erfolgte*), und so könnte das Stück sehr wohl im Frühjahr 1782 spielen, in welchem es wirklich entworfen wurde. Dazu paßt denn auch der Hundename Rodney ganz besonders. Vgl. S. 143*.

In Bezug auf dramatische Bewegung gilt von Kabale und Liebe in vollem Maße, was Tieck von allen Jugenddramen Schillers sagt**): „Der Zuschauer entdeckt in diesem Werke eine Fülle echten dramatischen Talentes, jenes theatralischen Instinktes, der alles vor unsern Augen und der Phantasie in Leben und Thätigkeit setzt. In jeder Rede schreitet die Handlung vor, jede Frage und Antwort gibt Theaterspiel, die Spannung steigt, alles, was hinter dem Theater und in den Zwischenakten geschieht, belebt die sichtbar gemachte Gegenwart." Wenn derselbe bemerkt, Schillers Motive seien schwach und ungenügend, oft bis zum Komischen, seine Charaktere übertrieben, auch habe er den genügenden Schluß nicht finden können, so ist dies in dieser Allgemeinheit sehr übertrieben. Die Motivirung ist dem Dichter in unserm Stücke bis ins einzelnste gut gelungen, wenn auch nicht fein, doch kräftig durchgeführt, und was sich in dieser Hinsicht als mangelhaft ergibt, schreibt sich meist daher, daß der Dichter später das Drama überarbeitete, um ihm eine noch größere Wirksamkeit zu geben, und anderes zu ersetzen, was ihm weniger gelungen und für die Darstellung auf der Bühne übertrieben schien.

Den sprachlichen Ausdruck hat Schiller dem Charakter der einzelnen Personen gemäß zu halten gesucht. Wenn er bei Miller und dessen Frau den derben sinnlichen und bildlichen, sich in Sprichwörtern behaglich ergehenden Volkston glücklich anschlug, so gab er dem liebenden Paare den empfindsamen Wertherton, doch so daß wir

*) Vgl. Schlözers Staatsanzeigen VI, 521 f.

**) Kritische Schriften IV, 203.

bei Luiſen neben dieſem die ſchlichte Sprache des Bürgermädchens, bei Ferdinand im ganzen die feine des gebildeten Weltmannes durchhören. Lady Milford, obgleich auch ſie nur in der leidenſchaftlichſten Bewegung erſcheint, zeigt uns einen höhern Schwung nicht der aufgeregten Einbildungskraft, ſondern der Anſchauung und des Denkens, ein rhetoriſches Pathos. Die Sprache des Präſidenten iſt feſt und beſtimmt, knapp und gedrungen, ohne allen Schmuck der Rede, auch, wo er ſeine Verachtung bezeigen will, derb gemein, die des Hofmarſchalls kraft- und ſaftlos, eine reine Molluske. Wurms Rede iſt kühl und berechnet, gleichſam der Abdruck ſeiner ſelbſtgewiſſen Schlauheit, die ihr Ziel immer im Auge behält, jedes Wort wägend, ſich nach den Perſonen und Verhältniſſen geſchickt richtend, beredt, wo es gilt ſeine Anſicht durchzuſetzen, aber auch da dringt ſie nur ſcharf auf die Sache ein.

III. Erläuterung.

Erſter Akt.

Miller weiſt Wurms Bewerbung um ſeine Tochter derb zurück. Luiſe hat eben erkannt, daß ſie fürs Leben Ferdinand entſagen muß, was ſie dieſem mit verzweifelndem Schmerze mittheilt. Der Präſident, durch Wurm von der Liebſchaft des Sohnes unterrichtet, befiehlt dieſem, ſich der Lady als Bräutigam vorzuſtellen, und er gewinnt die Ueberzeugung, daß ihn wirklich, wie Wurm berichtet, eine andere Liebe feſſelt, was dieſer beſtürzt abläugnet. Dem Befehl des Vaters, zur Lady zu gehn, wagt er nicht zu trotzen, doch hofft er durch beleidigende Verachtung ſie zum Rücktritt zu beſtimmen. Die Expoſition reißt uns hier wie in den Räubern ſogleich in lebhafteſter Bewe-

gung in die Sachlage hinein, sie bildet aber zugleich den Beginn der gespannten Handlung.

Erste Szene. Miller erklärt seiner Frau, noch heute zum Präsidenten gehn und ihn auffordern zu wollen, daß er seinen Sohn von weitern Besuchen seiner Tochter abhalte.

Der alte Miller will eben am Morgen (seine Frau trinkt noch ihren Kaffee) zu seinen Unterrichtsstunden sich begeben, erklärt aber noch vorher seiner Frau, daß er die Besuche des Majors nicht länger dulden könne, da der Präsident, höre er davon, es ihn als Vater bitter entgelten lassen werde. Der Dichter beginnt mitten in dem Gespräche, das Miller begonnen, als er eben sein Spiel beendet hat.*) Auch könne nichts Gutes daraus werden; wenn der Baron nur einmal Appetit bekomme, Luisens Reize es ihm angethan, werde er sich nicht abhalten lassen, bis er zu seinem Zwecke komme.**) Die Hinweisung der Mutter auf die süßen Billete und die schönen Bücher,

---

*) Ich biete dem Junker aus. Druckfehler der zweiten Ausgabe ist den statt dem. Adelung fordert bei ausbieten freilich den Akk., den auch Goethe hat. — Die ganze Rede ist voll von bezeichnenden Ausdrücken des gewöhnlichen Lebens, wie Wind bekommen, coram (zwischen) nehmen, auftrumpfen, stecken, Wischer.

**) Gott weiß was als (mundartlich statt schon), wie auch weiter unten. 1812 wurde das erstemal als in alles verwandelt, das zweitemal ausgelassen. — Lößen, von unangenehmen Erfahrungen. — Bei „wenn du aus jedem Astloch ein Auge streckst", schwebt vor, daß die Mutter im Garten das Paar bewache. — Vor jedem Blutstropfen, der der Tochter in die Wange schießt. — Von den folgenden gewöhnlichen Redensarten bemerken wir noch sich abführen, im Sinne sich wegmachen, wie es Schiller selbst in einer szenarischen Bemerkung im Fiesko I, 9 braucht. — Unter dem Dach geht auf den Kopf, als Träger des Geistes, Parterre auf die körperlichen Reize, die Siebensachen, wie Mephisto sagt. — Nun müssen alle Segel dran, er fährt mit vollen Segeln. — Mensch ist Mensch. Die Sinnlichkeit reißt jeden hin.

die Luiſe von ihm erhalte, läßt den alten Geiger auf die darin ſteckende Gefährlichkeit und Verführung ſcharf losziehen, und er beſteht darauf, daß die Sache ein Ende haben müſſe, ja er will dem Major ſelbſt, wenn er wieder komme, die Thüre weiſen.*) Miller eilt fort, aber die Berufung ſeiner Frau auf die ſchönen Geſchenke des Majors läßt ihn noch einmal von der Thüre zurückkehren, um heftig gegen ſie loszufahren, daß ſie mit dieſem Blutgeld der Tochter ſich etwas zu Gute thun wolle.**) Der Frau beruhigendes Wort, man dürfe nicht ſo grob mit dem Sohne des Präſidenten umgehn, bringt Miller wieder darauf, daß er, eben weil der Major der Sohn des Präſidenten ſei, dem Vater gerade heraus ſagen müſſe, daß er die Beſuche ſeines Sohnes ſich verbitte. Noch heute will er dies thun, und deshalb ſoll ſeine Frau ihm ſeinen beſten Rock bürſten, damit er dem Präſidenten ſeine Aufwartung mache. Eben will er weggehn, als ihn Wurms Eintritt zurückhält.

Zweite Szene. Wurm fragt nach Luiſen, um die er Miller jetzt wiederholt bittet; dieſer aber, von Aerger über die Dummheit ſeiner mit dem Major prahlenden Frau, wie durch die Widerwärtigkeit des ihm verhaßten

*) Das iſt die rechte Höhe, eine auch in Goethes Clavigo gegen Ende des zweiten Akts gebrauchte Redeweiſe. — In dem folgenden Sprichwort iſt das ſchwäbiſche ſchlagt erſt 1786 in ſchlägt umgeſetzt worden. — Zum folgenden vgl. oben S. 140 f. — Wenn Miller bei Hui da! pfeift, ſo haben Wuttke und Eckardt das Pfeifen ſeltſam als ein Zeichen des Zorns gefaßt, da es doch nur bezeichnen ſoll, es ſei nichts damit. — Muken, wie im Räuberlied der Räuber Mucken (ſeit der zweiten Ausgabe Muken). Luiſe braucht I, 3 Müke (ſeit 1786 Mücke). Es ſind die ſogenannten ſpaniſchen Fliegen gemeint. — Wenn es in der ſzeniſchen Bemerkung heißt ſpringt auf, ſo iſt dies nach ſchillerſchem Gebrauch für auffahren zu nehmen. Vgl. zu den Räubern S. 141 f.

**) Tauſendſaſa, wie er ihn vorher als Windfuß und Springinsfeld bezeichnet hatte. Saſa, eigentlich ein Refrain eines Liedes, deutet auf Albernheiten, Tollheiten.

Menſchen aufgeregt, weiſt ihn mit Bitterkeit ab. Nach Wurms Abgange fürchtet er das Schlimmſte von dieſem böſen Herumträger.

Die Frau ruft dem Eintretenden entgegen*), ob er ſich denn auch einmal wieder ſehn laſſe, was eher eine höfliche Redeweiſe als ernſtlich gemeint iſt. Aber Wurm benutzt dies geſchickt, um auf die Beſuche des Majors anzuſpielen, da er von der dummen Frau davon näheres zu erfahren hofft; an ſie hält er ſich zunächſt, ohne den Mann auch nur zu begrüßen. Dieſer, verdrießlich über die dumme Aeußerung ſeiner Frau, läßt ihm einen Stuhl**) hinſtellen und bittet ihn ſich zu ſetzen. Wurm entlockt dieſer geſchickt zum bitterſten Aerger Millers, der vergeblich alle Mittel, ſie zum Schweigen zu bringen, verſucht, ihre dummſtolze Einbildung, daß Luiſe zu einer gnädigen Frau beſtimmt ſei. Da Wurm, entſetzt über dieſe ſeine Hoffnung niederſchlagende Mittheilung, vom Stuhle, auf dem er ſich ſchon bisher unruhig und verlegen bewegt hat***), auffährt, beruhigt ihn Miller; er ſolle ſich um das Geklatſch der albernen Gans nicht kümmern, die er in die Küche verweiſt, ohne aber ſeinem Worte Folge zu verſchaffen, vielmehr wirft dieſe noch ein paarmal ihre Bemerkungen in das Geſpräch der Männer. Als Wurm mit Berufung auf ſein gutes Auskommen, und ſeine weitern Ausſichten†) die Be-

*) Statt Ah trat 1802 ach ein, das ſich länger als vierzig Jahre erhielt.

**) Hier ſteht Seſſel, wie Miller auch am Anfang vom Seſſel aufſteht, auch gleich darauf folgt wieder Seſſel, dann aber Stuhl, und ſo findet ſich Stuhl weiter II, 4. V, 1, dagegen Seſſel II, 5. III, 5. IV, 9. Schiller wechſelt willkürlich.

***) Er zupft dabei am Jabot und an den Manſchetten. Der Druckfehler Chapeau ward ſchon 1802 weggeſchafft, aber 1806 von neuem eingeführt. Erſt 1838 trat wieder das Richtige ein.

†) „An Empfehlungen kanns nicht fehlen.“ 1796 trat hier Empfehlung kann es ein, das erſt 1860 verbeſſert wurde.

werbung um Luisen erneuert, verweist Miller ihn auf diese selbst, deren Willen er keine Gewalt anthun wolle, wobei er einmal unwillkürlich seine Meinung, daß er ihm als Schwiegersohn nicht gefalle, verräth.*) Ueber die Zumuthung, durch seine Empfehlung auf die Tochter zu wirken, geräth er vor Aerger so außer sich, daß er derb herausfährt, er würde seiner Luise vielmehr einen Bewerber widerrathen, der nicht den Muth habe, sich an die Geliebte selbst zu wenden, da, wer bei den Mädchen sich nicht beliebt zu machen wisse, jeden Anspruch an sie aufgeben müsse, und er schließt mit einem Spotte auf den ihm widerwärtigen Federfuchser.**) Wurm, dadurch im tiefsten Herzen beleidigt, rennt sofort mit dem ingrimmig gesprochenen Worte höflichen Abschiedes davon.***) Miller ist betreten über die ihm entfahrene Beleidigung; gern möchte er seine Unart zurücknehmen, aber dann thut es ihm doch wohl, den widerwärtigen Bewerber ein für allemal abgewiesen zu haben. So ruft er denn, indem er langsam nachgeht, dem Davoneilenden nach, beruhigt sich aber leicht, als dieser, wie natürlich, nicht darauf hört. Sein leidenschaftlicher Widerwille gegen den widerlichen Menschen entladet sich zuletzt in dem schmähenden Schuft.†) Als aber die Frau leidenschaftlich darin einstimmt, daß

---

*) Zu eisgrau vgl. zum Fiesko S. 114†.

**) Sein Gewerb bestellt, wie Julia im Fiesko II, 2 sagt: „Mein Gewerb ist bestellt.“ — Die Bewerbung bei den Eltern bezeichnet er als altmodisch und erklärt sich dabei als ein Mann der frischen neuern Zeit. Goethes Apotheker in Hermann und Dorothea (IV, 258—279) lobt die frühere Sitte der Bewerbung durch einen Freiersmann.

***) Obligation, unser neueres verbunden. Gianettino benutzt im Fiesko III, 8 das deutsche „Empfehl(e) mich“, wie am Ende von Goethes Jahrmarktsfest in der Mehrheit „Empfehlen uns“ steht.

†) Operment, volksthümliche Form nach dem französischen orpiment, statt Auripigment. — Den Gedanken, daß er eine Mißgeburt der Natur sei, spricht Miller wiederholt vor und nach der Schilderung seiner Häßlichkeit (vgl. oben

man diesen Hund vor einem solchen Bissen bewahren werde, zieht sie den Wetterstrahl auf sich, da sie durch ihre Dummheit ihn selbst in solche Aufregung gesetzt, und statt sich die Schuld davon beizumessen, daß er den gefährlichen Menschen so erbittert hat, muß die Frau es ausbaden, daß Wurm ihre Absicht auf den Major jetzt aller Welt verkünden werde. Was er fürchtet, deutet er im Schlusse entschieden an, der uns über die drei von ihm gefürchteten Mächte aufklärt.

Dritte Szene. Erklärung zwischen Vater und Tochter. Luise will auf Erden Ferdinand entsagen, im Himmel werde sie mit ihm vereint werden. Den Entschluß hat sie eben in der Kirche bei der Meßandacht gefaßt, in der sie zu ihrem Schrecken durch die Gedanken an Ferdinand in ihrem Gebete gestört wurde. Die Aehnlichkeit mit dem ersten Auftreten von Lessings Emilia (I, 6) ist, bei aller Unähnlichkeit, doch gar zu auffallend. Auch Emilia braucht, und zwar dreimal, er ohne nähere Bestimmung, und auf ihr späteres Wort „da ich ihn erblickte" fragt die Mutter: „Wen, meine Tochter?"

Zuerst sagt sie mit Gruß und Händedruck dem Vater guten Morgen, dem sie sogleich bekennen muß, was sie drückt. Als sie die Mutter bemerkt, kann sie diese, welche Ferdinands Besuche begünstigt, nur fragen, ob er nicht dagewesen, was auf seine frühen Morgenbesuche während der Abwesenheit des seinem Unterricht nachgehenden Vaters deutet. Wie sehr sie auch fühlt, daß sie Ferdinand aufgeben muß, ihre Gedanken hängen immer an ihm. Wenn die Mutter hier wie bei Lessing fragt, wen sie meine, obgleich sie daran gar nicht zweifeln

S. 155) mit bitterer Laune aus. — Mit dem abbrechenden Gott verzeih mirs deutet der an den frommen alten Gebrauch sich haltende Mann auf das Schlimmste, auf die Ehrlosigkeit, die er im ersten Auftritt durch den verzweifelnden Ruf „Jesus Christus!" als das schrecklichste Unglück bezeichnet hat.

kann, so dient die Frage bloß als Veranlassung zur Erklärung, daß sie nur an den Geliebten denken kann.*) Auf die Nennung des Geliebten äußert der Vater, er habe gedacht, sie hätte den Namen in der Kirche gelassen (dort den Vorsatz gefaßt, seiner nicht mehr zu gedenken). Der Vorwurf trifft sie, doch sie glaubt zu fühlen, daß es zu spät sei, da sie fürchten muß, beim Kampfe zwischen dem Himmel und ihrem Geliebten**) werde letzterer den Sieg davontragen, doch kann sie sich des Gedankens nicht enthalten, Gott selbst müsse es ergetzen, wenn sie über sein Meisterstück ihn selbst übersehe***), worüber Miller so unmuthig wird, daß er sich in einen Stuhl wirft und darüber als über einen gottlosen, aus den bösen Büchern geschöpften Gedanken sich entsetzt. Luise, welche dies auffallend genug übersieht, tritt ans Fenster, um die Ankunft des Geliebten früher zu bemerken, wobei aber die Eifersucht sie ihren Gegensatz zu den vornehmen Fräulein, die gewöhnlich um ihn sind, bitter empfinden läßt. Erschrocken eilt sie ihrem noch unmuthig im Stuhl liegenden Vater zu, den sie um Verzeihung bittet, daß sie Ferdinand nicht aufgeben könne; sie wolle ja nichts als an ihn denken, ohne irgend einen Anspruch auf ihn zu machen.†) Aber gerade diese schwärmerische Hingabe läßt ihn das Schlimmste fürchten, und so preßt ihm die Verzweiflung den Wunsch aus, daß sie den Major nie gesehen hätte, was denn

*) Statt Ah trat 1806 irrig Ach ein, das erst 1860 verbessert wurde.

**) „Reißen an meiner blutenden Seele." Blutenden fiel 1812 aus, ward erst 1844 wieder hergestellt.

***) Bei dem Gedanken, der Künstler finde sich am feinsten gelobt, wenn man ihn über dem Gemälde vernachlässige, schwebt das Wort des Prinzen an den Maler in Lessings Emilia (I, 4) vor: „O Sie wissen es ja wohl, Conti, daß man den Künstler dann erst recht lobt, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt."

†) Bei dem Veilchen denkt sie an Goethes bekannte Ballade in dem von André komponirten Singspiel Erwin und Elmire. Vgl. zu den Räubern S. 212**.

Luiſens empfindſame Ausführung hervorruft, daß ſie für einander beſtimmt ſeien, und zur Schilderung der Seligkeit des erſten Bewußtſeins ihrer Liebe führt, die ſie mit der ihrem Vater gottlos ſcheinenden Aeußerung ſchließt, ſie habe von keinem Gott mehr gewußt und doch nie Gott ſo geliebt (als Quell dieſes Glücks). *) Selbſt Miller wird durch dieſen Ausdruck ihrer ſchmelzenden Liebe ſo hingeriſſen, daß er bedauert, ihr ein ſolches Glück, für das er ſein Leben opfern würde, nicht geben zu können, und ſo ſtürzt er, von kämpfenden Gefühlen zerriſſen, aus dem Zimmer, um endlich ſeine Muſikſtunden anzutreten. Man kann zweifeln, ob dieſe Theilnahme an Luiſens Seligkeit, die freilich einen glänzenden Abgang gibt, an der Stelle ſei. Dem Abgehenden ruft Luiſe noch das empfindſame Verſprechen nach, daß ſie auf Ferdinand verzichte; zur Mutter gewendet**), fügt ſie dann hinzu, nur im Jenſeits, auf das der Vater als eine Zeit, wo die Herzen allein gelten werden, ſie vertröſtet hatte, werde ſie ihm unzertrennlich angehören.***) Da bemerkt die Mutter den Major, der, um den ſeine Eile aufhaltenden Umweg zu vermeiden, über die Planke (des Gärtchens?) ſpringt. Wie ſehr auch die diesmal vor ihrem Geliebten, dem ſie ihre Entſagung mittheilen will, zitternde Tochter ſie zu bleiben bittet, entfernt ſie ſich doch, weil ſie ſich vor dem Baron in ihrem Nachtanzuge nicht ſehn laſſen könne. So ſind denn die Liebenden allein, wie es wohl die Mutter gewöhnlich

*) Vorher heißt es: „Ich ſah keine Welt mehr.“ In den Räubern (IV, 4) ſagt Amalia, ſie habe neben Karl Himmel und Erde vergeſſen. Vgl. auch daſelbſt III, 1 Amaliens Lied (4, 3 f.).

**) Es iſt nicht richtig, daß ſie, wie Eckardt ſagt, ſich „wie erwachend“ aus ihrem Traume an die Mutter wende; nein, ihre ſelige Hoffnung auf die jenſeitige Vereinigung muß ſie an irgend einen wenden. Die Mutter iſt freilich am wenigſten im Stande, dieſe Schwärmerei zu verſtehen.

***) Man vgl. Klopſtocks Ode an Fanny Str. 6 f. an Gott Str. 18—21. — Wenn Gott kommt, um zu richten.

einzurichten wußte, da der Beſuch immer kam, wenn der Vater bei ſeinen „Scholaren" war.

Vierte Szene. Luiſe theilt Ferdinand, nachdem ſie ſich von ihrer Ueberraſchung erholt hat, den Entſchluß ihrer Entſagung mit und entflieht ihm endlich, worauf er ihr ſprachlos folgt. Vgl. oben S. 132.

Ferdinand, der ſich nur einen Augenblick überzeugen wollte, daß es der Geliebten wohl ſei, findet ſie in einer Aufregung, deren Grund er erforſchen muß, da alles, was ſie bekümmert, ihm einen Schatten auf die ganze Welt wirft. Daß ſie ſich ein bürgerliches Mädchen nennt, wirft er ihr als Kaltſinn vor; wäre ſie ganz Liebe für ihn, wie er für ſie, zu einem ſolchen Gedanken würde ſie keine Zeit haben, die ſie der Liebe ſtehle. Sie aber ſpricht dagegen die Ueberzeugung aus, daß man ſie gewaltſam trennen werde. Zunächſt nennt ſie die Stimme des Ruhms und ſeine Entwürfe, die ihn zu einem höhern Leben berufen und von ihr trennen werden; viel ernſter iſt es ihr, wenn ſie ſeinen Vater und ihr Nichts nennt, ja ſchon ſieht ihre bange Ahnung (ſie erſchrickt darüber und läßt ſeine Hand fahren, welcher das einfache bürgerliche Mädchen unwürdig ſei) *) einen über ihnen gezuckten Dolch, der ſie trennen werde. Wunderlich meint Eckardt, ſie ſpreche „mein Nichts" mit Bitterkeit, nicht als ihre Anſicht, und ſo mißverſteht er den ganzen Auftritt, wogegen er geſichert geweſen wäre, hätte er ihn, ſtatt einzelne Aeußerungen aus ihrem Zuſammenhang zu reißen, ruhig verfolgt. Wenn er bemerkt, Luiſe träume ja von einem demokratiſchen Himmel, ſo überſieht er, daß hier nur von der Erde die Rede iſt, wo der Standesunterſchied

*) Fliegen für eilen iſt ein ſehr gangbarer, auch den alten Sprachen geläufiger Ausdruck, den Schiller ſogar in ſzenariſchen Bemerkungen braucht. So ſteht er auch weiter unten, wo Ferdinand über die Hinderniſſe „in Luiſens Arme fliegen" will, was Moritz wohlfeil beſpottete.

herrscht und sie vor dem adligen Vorurtheil, wie sie sich I, 3 nennt, ein schlechtes Mädchen ist. Ferdinand spottet freilich dieses Vorurtheils; Gott, der als Königin aller Gefühle, wie Klopstock singt, als „letzten und göttlichsten Zug seines Bildes die Liebe schuf", der „Seelen fühlender und füreinander schuf", die Anordnung Gottes, die Ferdinand als „Riß zum unendlichen Weltall" (in welchem die Liebe herrscht*) bezeichnet, sei älter als ein Adelsbrief, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, „die Handschrift des Himmels in Luisens Augen: „Dieses Weib ist für diesen Mann"**), entscheidender als sein Wappen. Die mächtige Stellung seines Vaters sei so wenig ein Vorzug, daß dessen gewissenloses Treiben (Landeswucher) ihm nur Flüche eintragen werde, die ihm eben seine Liebe versüße (ein sehr unglücklicher Ausdruck). Da aber Luise gerade das Eingreifen dieses seines vor dem Aeußersten nicht zurückschreckenden Vaters fürchtet, meint er diese Furcht ganz durch die Versicherung zu beschwichtigen, daß er keine Hindernisse, keine Gefahren kenne, er über Luisen wachen***), sie schützen und beseligen werde, ja daß er sie einst, durch die Liebe zur höchsten Vollkommenheit entwickelt, dem Himmel wieder zuführen werde. Aber diese beharrt, was sie freilich nicht auszusprechen wagt, auf der Ueberzeugung, daß sie dem Geliebten entsagen müsse, ihm auf Erden nicht angehören könne. Als sie verzweifelnd forteilen will (sonderbar meint Eckardt, sie fliehe, weil sie fürchte, ihre künstlich errungene Ruhe werde diese Hoffnungen wieder über den Haufen werfen), hält er sie auf, da er nicht begreifen kann, was sie so verändert habe, worauf sie erklärt, daß sie bisher glücklich

*) Vgl. Schillers Gedichte Phantasie an Laura, die Freundschaft und der Triumph der Liebe.

**) Vgl. I, 3 Luisens Aeußerung: „Als ich ihn das erstemal sah — die mitfreuende Welt."

***) Zum Zauberdrachen vgl. zu den Räubern S. 153*. 255**.

gewesen, da sie nicht mehr daran gedacht habe, ihn zu besitzen; heute sei es ihr aufgegangen, daß sie ihm nicht angehören könne, aber der Schmerz über diesen Verlust werde ihr Leben untergraben. Ferdinand weiß nichts anders zu thun, als ihr sprachlos nachzufolgen, was man doch wohl bedenklich finden dürfte; denn wohin folgt er ihr? Und er verschwindet mit ihr, ohne daß wir später etwas über das Ende dieses Besuches erfahren.

Fünfte Szene. Wurm theilt dem Präsidenten die ernstliche Liebschaft seines Sohnes mit. Dieser dagegen berichtet ihm, daß Ferdinand die Favoritin des Fürsten heiraten solle; die Art, wie er diese Nachricht aufnehme, werde ihm zeigen, ob an Wurms Bericht etwas sei. Wurm schlägt ihm dafür eine unzweifelhaftere Probe vor.

Der Auftritt beginnt mitten im Gespräche. Der Präsident will an eine ernstliche Liebschaft Ferdinands nicht glauben: es handle sich wohl nur um eine vorübergehende Unterhaltung, und ihm selbst gefalle es, wenn sein Sohn das Mädchen bethöre und verführe; gern wolle er die Strafe zahlen und sich seines unehelichen Enkels freuen, als eines guten Zeugen für die Aussichten seines Stammbaums.*) Wurm, der seinen Aerger über diese Freude an dem Falle des von ihm ersehnten Mädchens nicht unterdrücken kann, spricht den Wunsch aus, daß dieses, was wohl nicht so angenehm auslaufen dürfte**), abgewandt werden möchte, worauf der Präsident ernst erwiedert, er denke

*) Skortationsstrafe, die anderswo Hurenbrüche heißt. Das gefallene Mädchen trafen meistens sonstige entehrende Strafen.

**) Auffällt der Ausdruck zu Ihrer Zerstreuung, da der Präsident gesagt hatte, er werde dies als ein fröhliches Ereigniß feiern. Wahrscheinlich will er andeuten, daß dieser Fall ihm doch nicht so angenehm sei (da sie schlimme Folgen haben könnte) und er die Flasche wohl eher trinken würde, um die Sache zu vergessen.

nicht gern daran, daß sein Sohn wirklich eine solche ernstliche Liebe habe, was ihn in höchste Wuth setzen würde, und so stelle er sich lieber vor, Wurm habe diesen Verdacht nur erregt, um mit guter Hand einen solchen Nebenbuhler durch Aufhetzung des Vaters sich vom Halse zu schaffen; nur möge er dies nicht zu weit treiben, ihn nicht zu einem unnöthigen Einschreiten gegen seinen Sohn verleiten, dem er solche Geschichten gern nachsehe. Wurm erwiedert dagegen, sei auch Eifersucht von seiner Seite im Spiele, so würde er diese doch, sollte sie auch sich in Blicken verrathen, nie gegen seinen Sohn äußern; jener aber spottet auch dieser sich zurückhaltenden Eifersucht, da er sich so leicht wie der Adel über solche Vorgeschichten seiner Braut hinwegsetzen könne.*) Als dieser aber darauf hierin lieber bei seinem bürgerlichen Vorurtheil bleiben möchte, entgegnet er, einen etwaigen Spott seines Sohnes würde er diesem bald wiedergeben können. So kommt er auf die Mittheilung des Planes mit der Lady, den Wurm doch gar zu widerwärtig findet, ja er stichelt darauf, daß der Vater sich dabei verleugne und der Sohn leicht eben so wenig sich hierin gehorsam, wie der Vater zärtlich zeigen könnte. Der Präsident indessen ist deswegen ganz unbesorgt, da niemand seinem Befehle zu trotzen wage. Wurm aber bringt jetzt darauf, daß dieser die von ihm bezeichnete allerschärfste Probe der Wahrheit der von ihm behaupteten Liebschaft seines Sohnes anstelle, worauf er klug genug ist, dem Präsidenten die möglichste Schonung seines Sohnes zu empfehlen, aber auch zum Lohne seiner guten Dienste dessen Hülfe bei seiner eigenen Heirat in Anspruch nimmt. Des Präsidenten Mahnung, Wurm solle ja von seiner Absicht mit der Lady nichts plaudern**), dient

*) Ein wunderlicher Ausdruck ist das „geometrische Ermessen des Paradieses des Bräutigams", der es mit so vielen theilen muß.

**) Eckardt meint irrig, Wurm dürfe die Nachricht von der Verlobung mittheilen, aber nicht die Absicht, welche der Präsident dabei habe allein die Absicht lag

nur zur Hervorhebung ihrer gemeinschaftlichen Schurkereien; die nach dessen Abgang folgende sehr entbehrliche Bemerkung, er sei seiner gewiß, verhindert, daß die Meldung Kalbs ganz unmittelbar auf Wurms Abgang folgt.

Sechste Szene. Der Hofmarschall erhält den Auftrag, Ferdinands Besuch der Lady anzuzeigen und die Aufsehen erregende Neuigkeit dieser Vermählung überall zu verbreiten.

Der erste Theil der Szene soll das lächerliche Scheinwesen des windigen Menschen ins Licht setzen.*) Der Formelmensch muß mit einer Umarmung scheiden, wie er mit einer solchen sich eingeführt hat.

Siebente Szene. Des Präsidenten strenger Befehl an Ferdinand, der seine ernstliche Liebe unwillkürlich verräth. Entschluß desselben, die Lady durch Bezeigen seiner Verachtung zum Rücktritt zu veranlassen. Hiermit ist die Exposition zu Ende, da alle betreffenden Kreise mit Ausnahme der Lady, deren Streben genugsam bezeichnet ist, sich uns dargestellt, Luisens Entsagung, die Ferdinand befremdet, Wurms Absicht, diese auf jede Weise zu erhalten, und der Entschluß Ferdinands, Luisen zu gewinnen und die Hand der Lady abzulehnen, entschieden hervorgehoben sind, und wir dem Eingreifen des Präsidenten mit Spannung entgegensehen.

---

deutlich genug vor, und das Verbot erklärt sich daher, daß die Nachricht zunächst in die vornehmen Kreise kommen soll, wozu eben der Hofmarschall dient.

*) Mit großem Gekreisch, mit lauten unartikulirten Ausrufen eilt er auf den Präsidenten zu. Statt Gekreisch trat 1786 Geräusch ein, das erst 1860 wieder wich. — Die Frisur à la Herisson und die Tuchfarbe von Gänsedreck waren damals neue Moden. — Eine Tagereise ist offenbar eine übertreibende Redensart. — Beifallen statt einfallen, wie im Fiesko III, 10. — Wissen mir eine Neuigkeit, eine mundartliche Redeweise.

Der Präsident*) beklagt sich freundlich darüber, daß der Sohn sich bei ihm nicht sehn lasse; überhaupt ziehe er sich zu sehr zurück und scheine bekümmert, was ihm nicht gezieme, da er selbst ja für sein Wohl arbeite, so daß Ferdinand nur ihm zu folgen brauche. Zum Zeichen seiner väterlichen Liebe läßt er sich von ihm umarmen. Wirklich hegt er die Hoffnung, den Sohn dadurch zu gewinnen, daß er ihn rücksichtlos an das erinnert, was er gethan, um sich eine glänzende Stellung zu erwerben; es sei dies nur in seinem Interesse geschehen. In feierlichster Weise spricht Ferdinand dagegen seine Verabscheuung der Schändlichkeiten seines Vaters aus, an denen er keinen Antheil haben wolle. Als dieser, veranlaßt durch die scharfe Erwiederung, er krieche am Throne herum, ihm sogar den Thron selbst in Aussicht stellt, wenn anders der, welcher die oberste Macht im Staate habe, Verlangen nach deren Zeichen haben könne, erklärt er, das, was das Glück der meisten Fürsten bilde, ziehe ihn nicht an, da seine Seligkeit im eigenen Herzen liege. Schiller ergeht sich bei der Schilderung der schlechten Fürsten in den stärksten Kraftausdrücken, die an sein älteres Gedicht Die schlimmen Monarchen und Schubarts Fürstengruft erinnern. Das Unglück, was sie über die Welt bringen, stellt er einmal als Spiegel ihrer Hoheit, dann aber als Mahlzeit dar, an der sie sich gütlich thun, von welcher noch trunken sie einst vor Gottes Thron erscheinen werden. Der Präsident weiß dieser moralischen Vorlesung nur spottend (er nennt sie eine buntscheckige Tollheit) entgegenzutreten, macht aber rasch einen etwas gewaltsamen Uebergang zu seinem Befehle, sich der Lady Milford als Bräutigam vorzustellen. Ferdinand kann dies nicht für Ernst**)

*) Daß Wurm Ferdinand begleitet und erst entlassen wird, als der Vater sich beklagt hat, nach ihm senden zu müssen, fällt auf.

**) Einer der haltlosesten Kraftausdrücke ist es, wenn er ausruft: „Welcher Schandsäule im Herzogthum ist sie (Lady Milford) das nicht (nicht bekannt)!“ Von

nehmen, da der Vater selbst ihn für einen Schurken halten müsse, wenn er sich dazu verstehn könnte. Da des Präsidenten Versuch, ihn in Verlegenheit zu setzen, fehl schlägt, erklärt er dessen unerwartete Antwort für eine Frechheit, ruft aber dadurch nur des Sohnes Bitte hervor, ihn nicht länger in seiner Vermuthung zu lassen, wo es ihm unerträglich wäre sich seinen Sohn zu nennen, da er noch immer nicht anders denken kann, als daß es ihm nicht Ernst damit sei. Die Vermuthung besteht in der Annahme, daß er die Heiligkeit der Ehe verachte. Von dieser will der Vater freilich so wenig wissen, daß er es für eine Distinktion hält, mit dem Fürsten die Frau zu theilen, wogegen Ferdinand da keine Distinktion erkennen kann, wo der Fürst zum Viehe herunterſinke.*) Mag der Vater auch diese sittliche Betrachtung verlachen, selbst das, was bei Hofe wenigstens dem Namen nach gilt, seine Ehre, würde auf ewig vor aller Welt geschändet werden, wenn er mit einer weltbekannten Buhlerin sich verbinden wollte. Der Präsident, der bereits den Uebergang zu der von Wurm ihm empfohlenen andern Probe im Sinne hat, wundert sich, wie er auf einmal zu dieser Beredtsamkeit**) komme, aber Ferdinand dringt noch heftiger in ihn; er beschwört ihn, ihm nicht seine Ehre rauben zu wollen, sonst müsse er in ihm den Vater, der

---

wirklichen Schandsäulen kann ja keine Rede sein, wie in Karl Moors Wort in den Räubern (I, 2): „Steig du auf Schandsäulen zum Gipfel des Ruhms", und man sieht nicht, was darunter in dieser Verbindung verstanden werden könne. Auch daß Ferdinand dies „außer Fassung" spricht, entschuldigt das Verfehlte des Ausdrucks nicht.

*) Es schwebt hierbei die Rangleiter von Vieh (Thier), Mensch, Gott (Engel) vor. Vgl. zu den lyr. Gedichten I, 379. Die bloße sinnliche Begier ist eine viehische Anwandlung, wie sie Franz Moor in den Räubern IV, 2 bezeichnet. Die Lady nennt dies (II, 1) Wallungen.

**) Der Ausdruck Maul soll der Rede einen gemüthlichen, vertraulichen Ton geben, wie bald darauf „daß du ein ganzer Kerl bist", auch das spottende „gewisse Historien".

ihm das Leben gegeben, ebenso verfluchen wie den Kuppler, der seiner Ehre nachstelle. Das ist doch fast auch für Ferdinand zu viel, mag dieser auch in seiner Leidenschaft die Ausdrücke nicht ängstlich wägen. Die nach Wurms Anleitung nun geschickt ins Werk gesetzte Probe erreicht vollkommen ihren Zweck; unwillkürlich verräth Ferdinand, daß es nicht die Ehre allein gewesen, die ihn zur Ablehnung der Lady getrieben. So gebietet der Vater ihm denn nun strenge, sich derselben als Bräutigam vorzustellen, da die Sache nicht zurückgenommen werden könne, solle er selbst nicht vor aller Welt als Lügner dastehn. Freilich ist der Schluß, daß Ferdinands Scheu vor der Ehrlosigkeit der Heirat ein bloßer Vorwand gewesen, nichts weniger als richtig, aber der Präsident hat einmal gewonnen Spiel, da Ferdinand durch seinen glücklichen Schachzug in ärgste Verwirrung gesetzt ist. Sein Wort, die vorgeschlagene Braut könnte jeden andern zum Glücklichsten machen, spricht freilich schon deutlich genug seine Ablehnung aus, aber der Vater stellt sich, als ob er ihn nicht verstehe*), und er spricht die sichere Erwartung seiner dankbaren Zustimmung aus. Die Erklärung, er könne die Gräfin nicht lieben, ist nicht allein in dieser Weise wunderlich; sein abgebrochenes ich kann — ich darf deutet zugleich auf ein anderes Hinderniß hin. Ferdinand fühlt sich wie vernichtet und er will knabenhaft fliehen, da er den Muth nicht hat, für seine Liebe einzustehn. Der Vater ist in seinem vollen Rechte ein solches Betragen respektwidrig zu finden, und schon darf er glauben seinen Widerstand gebrochen zu haben. Nachdem er seinen Befehl entschieden ausgesprochen**), deutet er nun auch auf die

*) Die Worte, welche Ferdinand für sich spricht, dürften nicht besonders geschickt sein; auch konnte der Präsident sofort erwiedern: „Ich warte auf deine Dankbarkeit, Ferdinand."

**) Der Gedankenstrich zwischen der und Stadt, der Eckardt stutzig macht, ist Druckfehler von 1834.

Kenntniß einer andern unebenbürtigen Liebschaft*), worüber dieser leichenblaß und so bestürzt wird, daß er dagegen nur eine einfältige Versicherung aufbringen kann. Durch die scharfe Drohung seines Zorns gibt der Vater dem Befehle den äußersten Nachdruck. Ferdinand ist so weit entfernt, sich männlich zu fassen, daß er seine einzige Hoffnung auf den Versuch setzt, die Lady selbst zum Rücktritt zu bewegen; statt das männlich zu thun, was die Gegenwart fordert, redet er sich für die Zukunft einen heldenmüthigen Entschluß ein. Vgl. oben S. 114 f.

Zweiter Akt.

Die Lady besteht auf Ferdinands Hand und droht alle Minen gegen ihn springen zu lassen. Des Präsidenten brutaler Ueberfall endet damit, daß dieser von Luisens äußerster Beschimpfung abzustehn gezwungen wird. Der Akt schließt sich fast unmittelbar an den ersten.

Erste Szene. Die Lady spricht gegen Sophien ihre Verachtung des Fürsten und ihre Herzensliebe zu dem erwarteten Major aus. Vgl. S. 72. 159.

In der glücklich bewegten dramatischen Ausführung der wie I, 5 mitten im Gespräch beginnenden Szene fällt der Befehl der Lady auf, den wildesten Renner für sie herauszuführen, da sie doch zunächst vor Begierde nach dem Major brennt. Stark übertrieben ist die Aeußerung, sie wolle Sophien einen Demant für jede Stunde geben, wo sie selbst die Hofleute sich vom Halse schaffen könne. Anstößig scheint auch die Bemerkung, die Hofleute sähen sie wie einen Geist an,

*) Wenn er ihn hier Junge anredet, so meint Eckardt, Ferdinand habe durch seinen Mangel an Muth den Jungen verdient, aber diese Anrede findet sich auch schon früher, wo er eben in schärfster Weise dem Vater entgegengetreten war. Vorher hat er ihn vorlauter Knabe, dann junger Mensch angeredet. Der Präsident will Ferdinand durch diese Anreden an seine Stellung zu ihm erinnern.

wenn ihr ein warmes herzliches Wort entwiſche, wozu ſie doch, ſollte man denken, ihnen gegenüber kaum veranlaßt werden dürfte. *) Die Macht ihres Fürſten übertreibt ſie etwas, da es ihr um einen ſcharfen Gegenſatz zu thun iſt. Wenn ſie im Tone der Kraftmänner**) bemerkt, er könne „das Mark ſeiner Unterthanen in einem Feuerwerk hinpuffen", ſo hat ſie hier doch mehr Kenntniß von der Noth des Volkes, als ſie ſpäter zugibt. Sophie wird ganz erſchrocken über das, was die Herrin ihr über ihre Verachtung alles Glanzes und ihre ſchwärmeriſche Liebe mittheilt. Seltſam aber iſt es, wie die Lady ſelbſt über Sophiens Schrecken beſtürzt wird und zu viel geſagt zu haben fürchtet, dann aber, um ihrer Verſchwiegenheit ſich zu verſichern, ihr noch mehr, ja alles ſagen will. Das iſt eine wunderliche Sophiſtik der Leidenſchaft. Freilich iſt das, was ſie ihr noch vertrauen will, eine Sache, die, wenn ſie bekannt würde, den Fürſten und den Präſidenten außerordentlich verletzen müßte, aber im Grunde kann dieſe nichts ſchlimmer treffen, als das, was die Lady Sophien ſchon verrathen hat. Wenn dieſe bemerkt, „Ich fürchte, Milady, ich fürchte — ich brauch' es nicht mehr zu hören", ſo meint ſie, ſchon alles vernommen zu haben, aber dieſe verräth ihr nun, daß ſie ſelbſt die Sache eingeleitet habe, die der Fürſt und der Präſident für ihr eigenſtes, zu ihrem Zwecke dienendes Werk halten. Doch auch dieſes hatte ſie wenigſtens geahnt, da ſie das Zuſammentreffen des Planes mit den Wünſchen der Lady nicht für einen bloßen Zufall halten konnte.***) Der Herzog hatte eine Partie für ſie in Aus-

*) Im folgenden „Was fang' ich mit Leuten an" las man ſeit 1806 irrig mit den Leuten, was erſt 1860 verbeſſert wurde.

**) Was mit dem „Saft von zwei Indien" gemeint iſt, den er auf die Tafel ſetzen könne, iſt nicht wohl zu ſagen. Bei Indien denkt man eher an Gold, Perlen und Gewürze als an Wein.

***) „Sie ließen ſich beſchwatzen" geht bloß auf den Herzog und den Präſi-

ſicht genommen, wobei ſie in einer ganz gleichgültigen Weiſe von Ferdinand geſprochen; auch der Präſident glaubte aus ihren Aeußerungen keine beſondere Neigung zu Ferdinand herauszufühlen, wie er denn die Lady einer Herzensliebe gar nicht fähig hielt. Der alberne Marſchall hat eben ſeine Freude darüber bezeigt, daß die Lady ſo dem Hofe erhalten bleibe. Sie ſelbſt ſieht darin nur ein willkommenes Mittel, dem Hofe zu entfliehn und ganz der Liebe ihres Herzens zu leben. Alle drei ſind belogene Lügner*); ſie wollen die Welt belügen, daß kein Verhältniß des Herzogs zur Lady mehr beſtehe, aber ſie ſelbſt ſind durch ſie belogen, indem ſie ſich haben weismachen laſſen, daß ſie nichts nach Ferdinand frage. Was ſie will, ſpricht ſie am Schluſſe noch einmal leidenſchaftlich aus.

Zweite Szene. Die Lady will, als der herzogliche Kammerdiener, der ihr die ſchönſten Brillanten zum Hochzeitsgeſchenk bringt, von der Noth des Volkes hört, dieſe nicht tragen, ſondern beſtimmt ſie zu einem wohlthätigen Zwecke. Die Anmeldung Ferdinands raubt ihr alle Faſſung, weshalb ſie Sophien befiehlt, bei ihr zu bleiben. Vgl. oben S. 72 f.

Der vor Rührung bebende Kammerdiener bezeichnet ſeine Thränen wunderlich als Edelſteine, wie dieſe Brillanten ſind, weil ſie aus reinem Herzen fließen. Weiter unten nennt die Lady die Thränen Brillanten und Perlen nach bekanntem Gebrauch des letztern Wortes. Wenn er auf den Troſt der Lady: „Sie werden wiederkommen. Sie werden ihr Vaterland wiederſehn", „warm und voll" erwiedert: „Das weiß der Himmel! Das werden ſie!" ſo kann er nur, was freilich ſehr gezwungen, das Wiederſehen im Jenſeits meinen. Die

denken. — Nach Sophie ſollte ſtatt des Gedankenſtrichs Punkt und darauf Der ſtatt der ſtehn.

*) Hamlet ſpricht III, 4 von zwei ſich betrügenden Liſten.

Verzweiflung der zurückbleibenden Angehörigen ist in scharfen Zügen bezeichnet. Ans Uebertriebene streift es, daß die ihrer Stütze beraubten Greise in der Verzweiflung den Scheidenden noch ihre Krücke nachwerfen; noch stärker ist es, daß der Trommelschlag Gott das Gebet nicht hören lassen solle, statt des naheliegenden Gedankens, daß er das Jammern und Klagen übertöne. Bei Schubart wird durch Trommelschlag „das Gewissen übertönt". Daß die Brillanten unverzüglich „in die Landschaft (die Regierung) gebracht" werden sollen, um den Erlös an die Abgebrannten zu vertheilen, ist freilich für den Dichter sehr bequem, aber sonderbar, wie die Lady damit ohne weiteres die Regierung belästigen kann. In den Worten an Sophien: „Oder willst du, daß ich unter dem schrecklichen Geschirr solcher Thränen zu Boden sinke", müssen die Brillanten im Haare mit dem Kopfschmuck der Pferde verglichen werden, wie Schiller sonst das Pferdezeug als Geschirr bezeichnet. Das ist freilich sehr hart, sodaß man geneigt ist, in Geschirr einen Druckfehler für Gewicht trotz Meyer zu sehn*), wie das Gewicht dieser Thränen IV, 4 steht. Daß ihre Furcht sie selbst dem Bedienten Eduard gegenüber sich bloßstellen, diesen sogar befragen läßt, was der Major thue, ist doch übertrieben.**) Bei den Worten „O was ahndet mir" denkt sie, Ferdinand könne sie als ehrlos verwerfen.

Dritte Szene. Ferdinand verwirft die Verbindung mit der ehrlosen Favoritin, wird aber von der

*) Wunderlich änderte man 1806 Gewinsel. Körner machte es sich sehr bequem, wenn er statt Geschirr geradezu Last setzte.

**) Zu dem vorhergehenden verblassen vgl. die Erläuterungen zu Fiesko S. 167*. III, 4 sagt Luise ich erblasse (daneben daselbst verblaßt), V, 6 steht in einer szenarischen Bemerkung mit einer plötzlichen Erblassung. II, 1 sagt die Lady: „Du entfärbst dich", wie sich entfärben, entfärbt auch I, 4. Fiesko I, 1 sich finden.

Darstellung ihres Unglücks und ihrer Großherzigkeit hingerissen. Als er sich durch Pflicht und Liebe an Luisen gebunden erklärt, beruft sie sich auf ihre Ehre, die ihr nicht gestatte auf seine Hand zu verzichten, und sie droht ihm mit der Anwendung aller Mittel, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Vgl. S. 73 f. 115 f.

Die Lady ist am Anfange so sehr außer sich, daß es erst Ferdinands ausdrücklicher Hindeutung bedarf, um Sophiens Entfernung zu bewirken.

Vierte Szene. Miller, der des Präsidenten Einschreiten gegen ihn fürchtet, kehrt in heftigster Aufregung nach Hause, um sofort zu diesem zu eilen, und noch die Gefahr wo möglich abzuwenden. Der Auftritt ist dramatisch ungemein lebendig.

Miller kommt eben am Nachmittage aus einer seiner Musikstunden zurück, und hört unten, daß einer der Leute des Präsidenten nach ihm fragt.*) Dadurch ist er auf das fürchterlichste gegen die Frau erbittert, die alles ausbaden muß. Der stetige Wechsel zwischen den auf seine Umkleidung zum Staatsbesuche bezüglichen Bemerkungen und den Aeußerungen seiner Besorgniß ist treffend ausgeführt, nur ist es anstößig, daß der Friseur ihm in aller Eile seine Perücke aufmachen soll, auf die niemand achtet, obgleich er sie ins Zimmer wirft. Erst nach den heftigsten Schimpfworten**)

---

*) Die szenarische Bemerkung: „Miller. Frau Millerin. Luise treten auf" ist ungenau. Vielmehr ist anzunehmen, daß nur Luise anwesend ist, als Miller ins Zimmer hereinstürzt, die Frau erst nach den beiden ersten Reden Luisens hereinkommt. In der Bemerkung: „Luise sprengt ihn ängstlich an" steht ansprengen nach älterm Sprachgebrauch für herantreten.

**) Das Wort Rabenaas freute Goethe, als er es in Abraham a Santa Clara las und er meinte, es müsse sich in Schillers Kapuzinerpredigt in Wallen-

gegen die Frau erklärt er, was ihn so sehr in Aufregung setze. Luise wird, als sie den Präsidenten nennen hört, schrecklich betroffen, da sie nun das Aeußerste, was sie von diesem gefürchtet hatte, schon in nächster Nähe vor sich sieht. Miller schont in der Aufregung auch seine Tochter nicht, von der jetzt die schöne Bescherung komme.*) Auf das höchste steigert sich sein Aerger, als die Frau ihm einreden will, der Präsident schicke vielleicht nach ihm, weil er ihn ins Orchester haben wolle, so daß der gutmüthige Polterer nur mit Mühe sich zurückhält, auf sie loszuschlagen; zu deutlich sieht er, daß der gewaltthätige Mann sie ins Zuchthaus haben wolle, eine Vorstellung, die ihn verzweifelnd niederwirft. Auch Luise kann sich nun nicht mehr halten, sie sieht mit sich auch die Eltern zu Grunde gerichtet. Jetzt erst erwacht Millers bitterster Groll gegen Wurm, der den Präsidenten gegen sie gehetzt habe, und er droht diesem die fürchterlichsten Prügel, wenn er ihm aufstoßen sollte. Durch das Geheul der verzweifelten Frau, die nur zu gut fühlt, wie wenig dies Poltern helfen könne, wird er wieder zu sich gebracht, und so entschließt er sich selbst zum Präsidenten zu gehn, aber sogleich fällt er wieder in ein Wettern gegen die Frau, die das Verhältniß vor ihm gewußt, ja es gefördert habe.**) So möge sie denn auch jetzt den Lohn einernten, und so

---

steins Lager prächtig ausnehmen. — Blaues Donnermaul. Blau von dem, was über allen Glauben geht, wie ein blaues Wunder, blaues Feuer. Donner, ähnlich wie wir verflucht brauchen von dem, was in Verwunderung setzt, das Aergste in seiner Art ist, wie in Donneraas, Donnerhure. — Das Wetter soll dich schlagen ist ein gangbarer schwäbischer Fluch, wie anderwärts „ein Donner soll dreinschlagen". Vgl. „Donner und Wetter!" (V, 6), „Alles Wetter kommt über den Geiger" (I, 1).

*) „Jetzt hab' ichs blank", jetzt ist es offenbar. Blank für offen. Anders steht wohl blanker Betrug im Fiesko IV, 13 (Erläuterungen 204**).

**) Ich zuerst will mein Maul aufthun. 1806 ward willkürlich selbst statt zuerst gesetzt, 1812 noch die Worte umgestellt (Ich will selbst).

droht er, sich mit seiner Tochter über die Grenze zu machen und die Frau allein zurückzulassen. Wenn Eckardt meint, darin sei Miller zu hart, so übersieht er, daß das Ganze nur eine leere Drohung verzweifelnden Zornes ist.

Fünfte Szene. Ferdinand kommt, von Furcht getrieben, sein Vater möge die Geliebte überfallen haben. Luise, die sich verloren fühlt, wirft sich ihrem Vater weinend in die Arme. Die harten Vorwürfe von Miller und Frau treiben Ferdinand endlich zum Entschlusse; er schwört, sie nie zu verlassen, und will weg, um dies dem Vater zu erklären. Vgl. S. 116. 133 ff.

Die schon vor dem Präsidenten Zitternde wird noch mehr betroffen, als der erschrocken und athemlos hereinstürzende Ferdinand fragt, ob sein Vater da gewesen. Ob er etwas davon vernommen oder ihn bloß die Ahnung treibt, bleibt dunkel.*) Trotz seiner feurigen Liebesbetheuerung fühlt Luise sich jetzt verloren. Ferdinand aber ist unbesonnen genug, in einem solchen Augenblick der schrecklichen Stunden zu gedenken, wo sie sich beinahe verloren, was er auf Luisens leidenschaftliche Frage dahin erklären muß, daß eine fremde Gestalt sich zwischen ihre Liebe gedrängt habe. Die Vorstellung einer solchen Möglichkeit ist ein neuer Schlag, der sie auf den Stuhl niederwirft. Seltsam ist es, daß der Liebhaber zwar auf die mit verhülltem Gesicht auf den Stuhl Niedergesunkene zugeht, dann aber

---

1844 ward das Ursprüngliche hergestellt. — Makeln, von Vermittelung. Die Vergleiche vom Fischen und vom Schüren des Brandes sind aus der Volkssprache genommen. — Für deinen Kuppelpelz, nach der Redensart sich einen Kuppelpelz verdienen. Vgl. IV, 9: „Gut Wetter für Kuppler."

*) Millers bitter spottendes „Gottlob! Gottlob!" fällt doch als unnatürlich auf. Er ruft es gleichzeitig mit Luisens „Sein Vater!" und dem entsprechenden „Der Präsident!" seiner Frau.

mit ſtarrem Blick vor ihr ſtehn bleibt und nun gar ſie verläßt, um in einem pathetiſchen Ausruf ſich zu ergehn, daß die Lady nicht fordern könne, er ſolle ihr zu Liebe Luiſen opfern. Dies ſtimmt durchaus nicht zu der Stimmung, in welcher er die Lady verlaſſen hat. Phantaſtiſch will er gar ſie vor den Thron des Weltrichters führen, der entſcheiden ſolle, ob ſeine Liebe Verbrechen ſei — ein Gedanke, der Ferdinand jetzt nicht kommen kann. Als er der nun Emporgehobenen verſichert hat, daß er den gefährlichen Kampf ſiegreich beſtanden, iſt er wieder unbeſonnen genug, die vor jedem Lüftchen Bebende durch die Antwort zu erſchüttern, die Lady werde ihn heiraten. Sie muß, obgleich, ja man könnte ſagen ebendeswegen, weil er ſich als wie ein um Verzeihung Bittender „betäubt" vor ihr niederwirft, die Verbindung mit der Lady für unabänderlich halten, und ſo glaubt ſie jetzt mit ſchrecklicher Klarheit einzuſehn, daß der Vater Recht gehabt, als er ihr geſagt, Ferdinand werde ſie verlaſſen. So eilt ſie denn zu dieſem, dem ſie nicht hat glauben wollen, und bittet ihn, indem ſie ſich von ihrem verlorenen Geliebten abwendet, er möge der unglücklichen Tochter verzeihen. Ferdinand, der unterdeſſen dumpf in ſich gebrütet hat, erhebt ſich erſt nach den heftigſten Vorwürfen beider Eltern gegen ihn*), mit dem Entſchluſſe, die Kabale zu durchbrechen und ſeiner Liebe allein zu folgen. Selbſt Luiſens banger Ruf hält ihn nicht von der Unbeſonnenheit zurück, die Armen, denen der Ueberfall des Präſidenten droht, allein zu laſſen. Die Mutter muß ſich an ihn hängen und ihm ängſtlich ihre Gefahr vorhalten, Miller ihm wüthend vorwerfen, daß er das Glück ſeiner Tochter

*) Miller flucht auch der Frau, wodurch er dieſe zum Vorwurf gegen den Baron aufbringt. Der erſte Druck lieſt „das ihm kuppelte", 1786 ward ſie vor ihm eingefügt, das 1860 wieder wegfiel. Kuppelte iſt im Sinne zu faſſen Kupplerin war. Borberger wollte unpaſſend die Anrede dich vor ihm; ſchon vorher iſt ja die dritte Perſon eingetreten.

schmählich zerstört, und ihm befehlen seinen Vater zu erwarten oder vorher sein betrogenes Kind zu tödten. Jetzt erst denkt Ferdinand ernstlich, welchen Kampf er mit seinem Vater zu bestehen habe, aber die Gewalt der Liebe treibt ihn und ermuthigt ihn zu dem festen Entschlusse, sich nie von Luisen trennen zu lassen. Wenn hierbei Ferdinands Lippen beben, seine Augen wild rollen, so soll dies sonderbar die Gewalt bezeichnen, mit welcher der Entschluß sich durcharbeitet („etwas Unerhörtes sich Luft macht"), eine Gewalt, die durch die entgegenstehenden Hindernisse sich erklärt. Uns scheint die Stelle sehr unnatürlich, wie der Schluß der Szene zu matt.*)

Sechste und siebente Szene. Des Präsidenten Ueberfall verfehlt seinen Zweck, da Ferdinands Drohung ihn nöthigt, von der äußersten Beschimpfung Luisens abzustehn. Die dramatische Bewegung ist hier äußerst glücklich durchgeführt. Vgl. S. 116 f. 135.

Dem Präsidenten, dem Ferdinands Anwesenheit im Hause bekannt ist, tritt dieser gefaßt entgegen, doch kann er es nicht durchsetzen, daß die einer Ohnmacht nahe Luise entfernt wird, da der Präsident es gerade auf ihre Beschimpfung abgesehen hat.**) Luisens

*) Eckardt sieht in dem Schwur sonderbar nur eine Stärkung für Ferdinands schwaches, schwankendes Gemüth. Das ist er nach der Ansicht des Dichters keineswegs. Eben so wenig können wir zugeben, in den aus der Ferdinand vorschwebenden Gefahr sich erklärenden Worten: „Der Augenblick, der diese zwo (zwei seit 1802) Hände trennt, zerreißt auch den Faden zwischen mir und der Schöpfung", deute die Katastrophe mit pythischer Zweideutigkeit an. Freilich ist der Ausdruck überspannt und unklar, aber offenbar will Ferdinand sagen, sie seien unzertrennlich verbunden. Der Gedankenstrich vor Der Augenblick ist zu streichen und Der klein zu schreiben; denn die Worte der Augenblick — Schöpfung bilden den Inhalt des Schwures.

**) „Wird man sie mit Steinwürfen wecken", wie das Volk oft berufene am Pranger stehende Metzen behandelte. — Anstreichen, vom Bestreichen mit be-

Erwiederungen auf die Fragen des Präſidenten begleitet Ferdinand mit beſtätigenden-Bemerkungen*), welche dieſen noch mehr reizen, ſo daß er nun zu einer äußerſt ehrenrührigen Frage übergeht, die Ferdinand ſonderbar überhört; erſt als er ſie auf die niederträchtigſte Weiſe erklärt, fährt dieſer wüthend auf, aber der Präſident läßt ſich dadurch nicht ſtören, ſondern beſchimpft ſie nun geradezu, worüber Luiſe, die eben etwas auffallend Ferdinand freigegeben hatte, ohnmächtig niederſtürzt, während Ferdinand den Degen gegen den Vater zieht. Doch beſinnt er ſich, daß er ihm das Leben ſchuldig ſei, jetzt aber glaubt er dieſe Schuld damit bezahlt zu haben, daß er die Beſchimpfung nicht blutig gerochen. Nun erſt tritt Miller hervor, den Schiller wechſelweiſe vor Wuth mit den Zähnen knirſchen und vor Angſt klappern läßt, was wohl ſo zu verſtehen, daß er nach den durch Gedankenſtrichen getrennten einzelnen Reden vor Angſt klappert. Wir ſähen dieſe Angſt dem von Wuth geſtachelten Manne lieber erſpart. Ueber ſeine ſcharfen Worte vgl. S. 143 f. Die Frau ſucht Miller zu beſchwichtigen, wogegen Ferdinand den Vater erinnert, daß er hier in Gegenwart ſeines Gefolges eine ſchlechte Rolle ſpiele. Dieſe Zwiſchenrede könnte beſſer wegfallen, ſo daß Miller unmittelbar nach der ängſtlichen Bitte der Frau ſich das Herz zur Drohung faßte, den frechen Eindringling herauszuwerfen. Als er den Präſidenten durch dieſe unerwartete Drohung zur äußerſten Wuth gereizt hat, zieht er ſich ſtill zurück, da er ſieht, daß er die Sache dadurch nur verſchlimmert hat. Dieſer aber, dadurch ermuthigt, droht mit Zuchthaus und Pranger, ja er läßt ſogleich Gerichtsdiener holen, und

---

lebenden Eſſenzen, hier boshaft zur Bezeichnung ſeiner beabſichtigten Drohung und Beſchimpfung.

*) Die feierlichſte im Angeſichte Gottes. Der Schwur „So wahr mir Gott — Schöpfung" iſt gemeint. 1812 ſchlich ſich der Fehler feierlichſten ein, der erſt 1860 verbeſſert wurde.

erklärt nicht eher zu ruhen, bis er die ganze Brut vertilgt, die, wie er ihnen Schuld gibt, Vater und Sohn gegeneinander verhetzen. Hat Miller durch Hitze die Sache verschlimmert, so gedenkt Ferdinand durch ruhige Entgegnung das Aeußerste zu verhüten. Er bittet den Vater, ihn durch keine Gewaltthätigkeit zu reizen, nicht in die Gegend seines Herzens zu dringen, wo das Wort Vater noch nie gehört worden, in das Gebiet der Liebe, in welcher Luisens Bild, nicht das des Vaters lebt, der nie Liebe zu erregen gewußt. Kalt weist der Präsident diese Drohung zurück. Miller aber hat endlich wieder Muth gewonnen; es ist ihm eingefallen beim Herzog durch Vermittlung seines Leibschneiders Recht zu suchen, aber der Präsident höhnt seinen dummen Glauben, daß er wider ihn, der beim Herzog alles vermöge, etwas durchsetzen könne. Wie wenig dies möglich, spricht er in einem seiner grausamen Gewaltthätigkeit ganz gemäßen Vergleiche aus. Beim Erscheinen der Gerichtsdiener fällt Luise in Ohnmacht; Ferdinand nimmt sich ihrer an und schützt sie gegen die auf sie Eindringenden. Miller faßt im entscheidenden Augenblicke wieder kecken Muth; die Verzweiflung treibt ihn, den Präsidenten als Schelm zu bezeichnen. Die Art, wie Ferdinand darauf den Gerichtsdienern droht, sieht eher Götz von Berlichingen ähnlich als dem Major von Walter. Ueber den Schluß der Szene vgl. oben S. 117.*)

Dritter Akt.

Die von Wurm gegen Luisen gesponnene Intrigue gelangt zur Ausführung; die Liebe zu ihrem gefangen genommenen Vater bestimmt sie zu dem ihre Ehre ver-

*) Wenn Ferdinand die Anstellung schlechter Minister Gott zuschreibt, so liegt dabei wohl eine Hindeutung auf den Spruch zu Grunde: „Wem Gott ein Amt gibt u. s. w." Seltsam bleibt, daß dieses unwürdige Treiben des höchsten Dieners

nichtenden, sie von Ferdinand auf ewig als treulose Buhlerin reißenden Briefe. Die Handlung beginnt hier zur Höhe zu steigen. Auch insofern ist der mit dem Morgen des folgenden Tages beginnende dritte Akt die Mitte des Stücks, als er am mittlern der drei Tage spielt, während der erste und dritte Tag je zwei Akte umfassen.

Erste Szene. Wurm weiß den Präsidenten, dem er seinen Ueberfall als einen ungeschickten Versuch vorwerfen kann, für seinen Plan zu gewinnen, durch den er selbst Luisen zu erlangen hofft.

Wenn der Präsident Ferdinands Drohung als einen verwünschten Streich bezeichnet, so bemerkt Wurm dagegen, daß er von einer solchen Gewaltthat nichts gehofft habe. Aus den Worten „was ich befürchtete", folgt nicht, daß der Präsident ihm seine Absicht mitgetheilt (dieser hat ihn auf eigene Hand unternommen), vielmehr will er nur sagen, er habe vorausgesehen, daß er nur durch List seinen Zweck erreichen werde. Weiter aber kann er ihm vorwerfen, daß er, wenn er einmal den Plan gefaßt, auch wirklich die äußerste Beschimpfung hätte durchsetzen müssen; dagegen widerspricht er diesem entschieden, als er meint, er hätte sich nur durch Ferdinands Drohung nicht einschüchtern lassen sollen, vielmehr glaubt er, daß ein von solchen Ideen erfüllter Feuerkopf zum Aeußersten fähig sei, und er findet es deshalb höchst unbesonnen, daß der Präsident einem derartigen Charakter ein Geheimniß anvertraut habe, dessen Entdeckung sie alle verderben würde. Nachdem er diesem seine gefährliche Lage deutlich gezeigt, hat er leichtes Spiel, ihn für seinen Anschlag zu gewinnen.

---

der Regierung als ein Pasquill auf die Gottheit bezeichnet wird, insofern diese es dulde. — „Wenn deine Klinge auch spitzig ist" (wie deine Worte). 1786 wurde aus Mißverstand nach spitzig noch genug eingefügt, das zwar 1806 weggeschafft wurde, aber auch noch spätere Ausgaben entstellt.

Der Präsident setzt sich, um ihn ruhig anzuhören. Zunächst weist Wurm ihn noch einmal auf den großen Fehler hin, daß er gegen den Sohn nicht den Weg der List eingeschlagen, der ihm so glücklich zur Präsidentenstelle geholfen*); er hätte insgeheim die Liebe Ferdinands untergraben sollen, statt ihr offen entgegenzutreten. Wurm unterläßt es nicht, ehe er seinen Plan mittheilt**), dem Präsidenten anzudeuten, wie er die Sache dadurch verdorben, daß er als Vater gehandelt, der Gehorsam und Unterdrückung der Leidenschaft vom Sohne verlangt, die er dadurch nur gesteigert; es gelte eben die Leidenschaft durch sich selbst zu zerstören***), und zur Erregung der Eifersucht genüge bei so schrecklicher Liebe das Allergeringste. Erst als der Präsident erklärt hat†), wie viel ihm daran liege, daß die Verbindung Ferdinands mit der Lady ohne Zwang zu Stande komme, legt er ihm seinen teuflischen Plan vor. Dabei fällt aber auf, daß das Mittel nur die Liebe zu Luisen zerstören, nicht aber Ferdinand zu der ihrer Ehrlosigkeit wegen verhaßten Verbindung mit der Lady bestimmen konnte. Auch begreift man nicht, wie der Präsident nicht im geringsten zu wissen, ja sich nicht einmal darum bekümmert zu haben scheint, was zwischen der Lady und Ferdinand vorgefallen. Die vom Präsidenten gegen den Plan erhobenen Ein-

*) Vgl. oben S. 149. Wurm nennt spöttisch den Vorgänger des Präsidenten einen guten Mann. Statt guten trat 1812 das ungehörige ganzen ein, das erst 1844 wich.

**) „Die Karten sind noch nicht ganz vergeben," noch ist die Sache wieder herzustellen. Beim Geben der Karten läßt sich der Fehler, wenn man ihn, ehe man zu Ende ist, bemerkt, noch verbessern.

***) Die Eifersucht bezeichnet er als den von der Liebe ausgebrüteten, diese selbst zerfressenden Wurm. Jago nennt im Othello III, 13 die Eifersucht ein grünäugiges Ungeheuer, das die Nahrung höhne, von der es sich genährt.

†) „Erklären Sie sich mir." Die Ausgabe von 1812 ließ, wohl durch Versehen, sich weg, das erst Meyer 1844 wieder herstellte.

wendungen weiſt Wurm raſch zurück, was nur etwas unzureichend in Bezug darauf geſchieht, daß Ferdinand leicht von der Gefangennehmung Kunde bekomme; denn dieſe konnte, ſei es auf offener Straße oder im Hauſe Millers oder bei einem von Millers Schüllern, kaum ganz geheim geſchehn; und wie wenn Ferdinand die über das lange Ausbleiben der Eltern beſtürzte und nach dem, was vorhergegangen, in äußerſte Noth verſetzte Luiſen träfe und ſo Verdacht ſchöpfte? Auch die Andeutung, wie er ſelbſt dabei zu ſeinem Zwecke komme, unterläßt Wurm nicht, damit der Präſident die ſataniſche Feinheit des Truggewebes recht beloben und geſtehn muß, daß er ihn an Schlauheit übertreffe.*) Noch ungenügender wird der Einwand beſeitigt, welchen Wurm gegen die Rolle erhebt, die man den Hofmarſchall in dieſer Kabale ſpielen laſſen will. Wie kann dieſer es für möglich halten, daß die lächerliche und widerwärtige Erſcheinung des Hofmarſchalls nebſt reichlich geſpendeten Dukaten Luiſen beſtechen oder daß (denn ſo ſcheint es gemeint, obgleich der Ausdruck dies eigentlich nicht beſagt) Ferdinands Eiferſucht die Geliebte dazu fähig halten könnte. Ja der Plan hat hier ein bedeutendes Loch, und wäre nicht zufällig Ferdinands Eiferſucht vorher erregt geweſen, was Wurm nicht ahnen konnte, und verliefe nicht alles auf eine überaus glückliche Weiſe, ſo würde die Sache ſchmählich mißglücken. Seltſam iſt es, daß man Ferdinand, der ſo leicht die ganze Sache ſtören konnte, ruhig ſeines Weges gehn läßt. Wenn der Präſident Wurms Entwurf des Liebesbriefes an den Hofmarſchall zu ſehn verlangt, ſo iſt dies kaum ſachgemäß, da er deſſen Schlauheit in allem vertrauen kann. Des Präſidenten Befehl an den Kammerdiener, die Verhaftung ſolle mit Vorſicht getroffen werden, daß kein „Aufſtand“ (Auflauf) erfolge, ſetzt gerade die Schwierigkeit recht ins Licht. Wie das „ganz

*) „Der Schüler übertrifft den Meiſter,“ ſprichwörtlich nach Lucas 6, 40.

in der Stille" geschehn könne, sieht man um so weniger, als gar nicht zu sagen, wo man den Alten treffen werde, und einen so schwierigen Auftrag legt man nicht in die Hände eines Kammerdieners; dies wäre selbst für Wurm eine nicht leichte Aufgabe.

Zweiter und dritter Auftritt. Der Hofmarschall wird durch geschickte Benutzung seiner Eitelkeit bestimmt, sich auf die Sache einzulassen. Vgl. S. 153. Wurm meldet die Ausführung der Verhaftung und der Präsident ist von dem für Luisen aufgesetzten Briefe, als einem Meisterstücke Wurms, entzückt.

Die Ausführung der zweiten Szene ist vortrefflich gehalten und auf das glücklichste belebt. Der Präsident berechnet jeden Zug mit feinster Schlauheit und der Hofmarschall glänzt in geckenhafter Eitelkeit und kindischer Bornirtheit. Wenn der Präsident am Schlusse Wurm mit den Worten treibt: „Nun gleich mit den Vorschlägen zum Vater und dann warm zu der Tochter", so ist die Sache nicht ganz klar. III, 1 hatte Wurm gesagt, die ganze Familie solle einen körperlichen Eid darauf ablegen, den ganzen Vorgang geheim zu halten und den Betrug zu bestätigen. Die Vorschläge können nur darauf gehn, den Vater frei zu lassen, wenn er beschwöre, nichts von seiner Gefangenschaft zu verrathen und nicht nach dem Briefe zu fragen, den Luise auf Befehl des Präsidenten schreiben müsse. Der Vater soll dazu wohl durch die ärgsten Drohungen der gegen die Tochter anzuwendenden Gewaltmittel bestimmt werden. Aber eine genauere Bestimmung dieser Art durfte bei Wurms Vorlegung seines Plans (III, 1) nicht fehlen, wogegen der ganze dritte Auftritt sehr wohl entbehrt werden konnte.*)

*) Kurz vorher heißt es: „Ein Gift wie das (der für Luisen aufgesetzte Brief) müßte die Gesundheit selbst in eiternden Aussatz verwandeln." Die Gesund-

Vierte Szene. Luisens Entsagung erweckt Ferdinands Eifersucht. Vgl. S. 118 ff.

Auch hier wieder werden wir in die Mitte des Gesprächs versetzt. Ferdinand hat Luisens durch die Gewaltthat des Präsidenten und die ihr und den Ihrigen drohende Gefahr gedrückte Stimmung durch feurige Versicherung seiner Liebe und ihres Glückes zu heben gesucht. Das, was ihn jetzt zum kühnsten Entschlusse gebracht, seine Liebe „den Riesensprung wagen" ließ, ist die Gefahr, seinen Vater zu verrathen, wozu ihn dessen Widerstand hinreißen würde, da in seiner Liebe zu Luisen sein ganzer Himmel liegt. Diese kann ihn nicht ausreden lassen, da sie ahnt, daß er sie entführen will; er aber führt leidenschaftlich aus, daß sie an die Welt keine Ansprüche mehr machen und von ihr nur zu fürchten haben, sie überall das aufgegebene Vaterland finden*), sie in der wildesten Einsamkeit nichts vermissen werden. Die schwärmerische Begeisterung gipfelt in der Uebertreibung, ein Lächeln seiner Luise sei Stoff für Jahrhunderte, eine Thräne von ihr werde er in seinem ganzen Leben nicht ergründen. Der weitere Verlauf der Szene ist S. 119 ff. erörtert.

Fünfte Szene. Luisens Angst um die Eltern. Erst jetzt wird sie von Sorge um diese ergriffen**), da der Vater schon (sieht sie dies auf einer Zimmeruhr oder hört sie die Stunde schlagen?)

---

heit selbst, wie man von einem frisch gesunden Menschen sagt, er sei die Gesundheit selbst. Es ist hier an Krankheitsgift zu denken. Dem Präsidenten schwebt die Wirkung des Briefes auf Ferdinands Liebe vor.

*) Ganz anders ist Imogens Ausführung in Shakespeares Cymbeline (III, 4), daß es außer Britannien noch andere Länder und Menschen gebe.

**) Daß sie eigentlich bloß wegen des Vaters besorgt ist, dürfte doch anstößig sein, da die Abwesenheit der Mutter ihr noch mehr hätte auffallen müssen. Es tritt dies um so stärker hervor, da sie vorher der Eltern ausdrücklich gedacht hat. Der Anstoß würde geringer sein, fiele die Frage: „Wo meine Eltern bleiben?" ganz weg.

fünf volle Stunden weg ist, obgleich er in einigen Minuten wieder zurück sein wollte. Darüber hätte sie aber freilich schon viel früher in Unruhe sein müssen, besonders da sie vom Präsidenten alles zu fürchten hatte. Wenn der Vater schon fünf volle Stunden fort ist, so muß er (vgl. oben S. 164) Vormittags ausgegangen sein, und sein Ausbleiben zu Mittag Luisen in schrecklichste Unruhe versetzt haben, noch ehe Ferdinand kam. Alle Anstöße würden fallen, wenn Luise begänne: „Wo bleibt mein Vater? — Wenn ihm ein Unfall —". Die Angst, die sie nun plötzlich befällt, schreibt sie in etwas überspannter Sprache der entsetzlichen Aufregung zu. Der Zuschauer aber möchte in dieser Angst eher die dunkle Ahnung des drohenden Unglücks sehn, wie ein unheimlicher Schauer Fausts Gretchen überläuft, als sie in ihr Schlafzimmer zurückkehrt, da eben Mephistopheles den Faust zu ihrer Verführung reizt. Kaum kann es die geheimnißvoll wirkende Gegenwart des noch nicht gesehenen Wurm sein, die sie also aufregt.

Sechste Szene. Wurm weiß Luisen zum Schreiben des entsetzlichen Briefes zu zwingen.

Wurm kommt eben vom Vater, dem er die Freiheit gegen den Schwur versprochen, von seiner Gefangennehmung nichts zu verrathen und die Tochter über den Brief, den sie deshalb schreiben muß, nicht zu befragen. Eine Aufforderung an die Tochter, den von ihm verlangten Brief zu schreiben, hat er nicht verlangt. Wurm brennt vor Verlangen, Luisen zu dem Brief zu zwingen, durch den er dem Präsidenten einen großen Dienst erweist und zugleich sich selbst ihren Besitz zu verschaffen hofft. Deshalb setzt er seine ganze Schlauheit in Bewegung, aber zugleich fühlt er eine gewisse Scheu, diejenige zu quälen, deren Besitz für ihn das Höchste ist.

Luise wird unangenehm überrascht, als sie hinter sich eine Stimme vernimmt, die ihr guten Abend bietet. Als sie nun beim Umdrehen

den verhaßten Wurm erblickt, ahnt sie gleich, daß dieser ein Unglücksbote sei. Doch faßt sie sich und gibt ihm deutlich zu verstehn, daß sie ihn als den Urheber des brutalen Anschlags des Präsidenten auf sie betrachtet*); ohne seine Vertheidigung, daß er nicht daran Schuld sei, zu beachten, fragt sie sogleich, was er von ihr fordere. Einen bessern Empfang hatte er nicht erwarten können. Nachdem er sich als Abgesandter ihres Vaters dargestellt, erfährt Luise auf ihre ängstlichen Fragen, daß der Herzog diesen habe gefangen setzen lassen, um seine Beleidigung des Präsidenten auf das strengste zu bestrafen. Daß man es wagen könne, ihrem Vater, der nur sein schwer gekränktes Hausrecht geübt, der Verletzung der Majestät zu zeihen, läßt sie fast an der Gerechtigkeit des Himmels zweifeln.**) Ihre Frage nach Ferdinand, dem sie entsagt hat, scheint hier kaum an der Stelle, doch hat der Dichter sie glücklich als Uebergang zur Frage nach der Mutter benutzt. Mit schmerzvollem Lächeln bemerkt sie, so sei sie denn jetzt, da sie alles verloren, was ihr lieb sei (Thränen und Freuden geht wohl auf der Liebe Leid und Lust), von allem frei, auch von der Vorsicht, der sie nicht mehr bedürfe, da es nichts mehr gebe, für das sie dieselbe in Anspruch zu nehmen habe. Ihrer schrecklichen Aufregung, ihrer bittern Verachtung seiner Person und ihrer gepreßten Angst setzt Wurm knappe, kühl ablehnende Antworten entgegen. Als sie aber nun wissen will, was ihrem Vater drohe, was Wurm unter der über ihm schwebenden auffallenden Ahnung verstehe, entreißt sie ihm endlich die Erklärung, der Herzog werde demselben den Prozeß auf Leben und Tod machen. Was bleibt ihr da übrig, als die Schurkerei dadurch

*) „Nach dem Marktplatz gingen." 1834 trat Marktplatze ein, das sich lange erhalten hat.

**) Ihre Verzweiflung spricht sich im Rufe „Ewige Allmacht!" aus, wie sie später „Himmlische Vorsicht!" „Ewige Vorsicht!", auch „O mein Gott!" „O Himmel!" ausruft.

zu entlarven, daß sie diese dem Herzog selbst entdecke? Man kann zweifeln, ob diese Fassung der an allem verzweifelnden Luise gemäß sei. Als diese sich in ein Seitenzimmer begibt, um sich zum Ausgehen anzukleiden, geräth Wurm in große Noth, da er fürchtet, sie möchte sich ein Leid anthun. Wenn er sie als „Närrin" bezeichnet, so geht dies auf ihre empfindsame Schwärmerei, die ihm im Grunde an ihr nicht mißfällt. Seine Aeußerung: „Ich muß für ihr Leben bürgen", ist auffallend kalt, da er ja ihren Besitz vor allem ersehnt. Als sie mit umgeworfenem Mantel erscheint und zum Herzog gehn zu wollen erklärt, wird Wurm zuerst erschrocken, da er fürchtet, Millers Gefangenschaft möchte bekannt werden und Ferdinand zu Ohren kommen (auffallend ist, daß er gar nicht denkt, Ferdinand selbst könne ins Haus kommen, eine Möglichkeit, die der Dichter absichtlich aus dem Spiele läßt): aber während sie in leidenschaftlicher Weise sich über die Bösewichter ergeht, die den Herzog irre leiteten, faßt er sich wieder und bricht zunächst in überlautes Gelächter aus; schon hat er seinen Plan ausgedacht, aber er läßt Luisen zuerst ruhig aussprechen, was sie beim Herzog thun, wie sie ihm das schreckliche Bild des Elends vorhalten und ihm zuletzt (in der Weise von Schubart in der Fürstengruft) an die Stunde des aller harrenden Todes und des Gerichts mahnen wolle, wo Gott alle gleich richte, um ihr dann „boshaft freundlich" zu rathen, nur hinzugehn, der Herzog werde ihr ohne Zweifel willfahren. Das macht sie, als sie schon im Begriff ist das Zimmer zu verlassen, auf einmal stutzig, und so kehrt sie zurück, wo denn Wurm mit seiner bittern Kälte ihr auf ihre Frage zu verstehn gibt, daß der Preis der Gewährung der Bitte ihre Unschuld sei. Ihre Erwiederung, die Großen seien „vor der Wahrheit hinter ihre eigene Laster verschanzt"*), ist nicht besonders

*) „Wie hinter Schwerter der Cherubim", vor dem Throne Gottes. Vgl. auch Fiesko V, 6.

glücklich. Wurm weiß äußerst geschickt durch die Lüge, der Vater habe die Hoffnung ausgesprochen, Luise, die ihn zu Boden geworfen, werde ihn auch wieder aufrichten, und durch die Verstellung, als ob er ihm die ablehnende Antwort bringen wolle, die Geängstigte zu bestimmen, ihn zurückzuhalten, da des Vaters Hoffnung auf sie nicht zu Schanden werden dürfe. So fragt sie ihn denn, was sie denn zur Rettung des Vaters thun müsse. Obgleich sie die Bosheit des Menschen empfindet, traut sie doch seinen Worten, da sie eine solche Tiefe des Betrugs nicht ahnen kann, und die Angst um den Vater sie treibt.

Auf schlaue Weise theilt Wurm ihr nun mit, daß sie den Major bestimmen müsse, von ihr zurückzutreten.*) Als sie dies für unmöglich erklärt, bittet er sie, sich nur zu setzen und zu schreiben; er hat alles zum Schreiben Nöthige mitgebracht. Zunächst täuscht er sie damit, daß er vorgibt, sie solle an den Henker ihres Vaters, den Präsidenten, schreiben; als sie aber nach dem ersten Satze, den sie geschrieben, erkennt**), daß der Brief nicht an den Präsidenten gerichtet sein kann, und deshalb weiter zu schreiben sich weigert, erwiedert Wurm mit eisiger Ruhe wieder sein „an den Henker Ihres Vaters", was sie sich denn gefallen läßt, und dieselbe Antwort gibt er ihr zum drittenmal, als er ihr eine grobe Lüge in die Feder diktirt. Ihre durch eine Klage der Tyrannei des Himmels, der ihr einen solchen Teufel auf den Nacken gesetzt, eingeleitete Weigerung erwiedert

*) Wurms Rede „Auch Ihr Vater wünscht (daß Sie es ergreifen)" wird durch Luisens Frage abgebrochen. Auch nach „Wenn Sie den Major wieder frei machen wollen" ist statt des Fragezeichens ein das Abbrechen bezeichnender Gedankenstrich zu setzen.

**) Es schwebt hierbei das Diktiren von Beaumarchais in Goethes Clavigo vor, wo auch der Diktirende einmal fragt: „Haben Sie's", sonst Clavigo das letzte diktirte und eben niedergeschriebene Wort wiederholt.

Wurm mit der ruhigen Erklärung, es stehe ganz bei ihr, indem er sich zum Weggehen anschickt. Wie aber sollte sie ihren Vater im Elende verschmachten lassen, wenn sie ihn retten kann? So entschließt sie sich denn endlich alles zu schreiben, was er fordern mag; nur noch einmal, als sie den Wunsch niederschreiben soll, von Ferdinand sich loszumachen, steht sie sonderbarer Weise auf und geht auf und nieder, als ob sie etwas am Boden suchte, dann aber setzt sie sich wieder und schreibt nun alles hastig nieder*) bis zu der Adresse, nach der sie selbst verlangt, um dann ihren tiefen Schmerz auszusprechen, wie man sie an eine Person, deren Namen sie nie gehört, schändliche Dinge schreiben lasse, die ihr nie in den Sinn gekommen. Daß der Brief nicht an den Präsident gerichtet ist, wie Wurm mehrfach betheuert hat, fällt ihr nicht mehr auf; sie denkt etwa, daß der Präsident sich desselben bei seinem Sohne bedienen werde, ohne weiter zu ahnen, was die Adresse für Folgen haben könne. Doch wäre der Ausdruck des Befremdens über den Widerspruch mit Wurms früherer Versicherung wohl an der Stelle gewesen. Dieser erwiedert nichts; er wartet stumm und kalt, nicht mit Schadenfreude, eher mit Bedauern über die Noth, die er der in dieser Aufregung noch reizendern Geliebten gemacht, bis sie ihm den Brief hinreicht, mit schmerzlicher Betonung, daß sie ihm ihr Alles, ihren ehrlichen Namen und Ferdinand hingebe. Das letztere ist freilich nicht ganz richtig, da sie auf Ferdinand verzichtet und dessen Verdacht gegen ihre Treue hat bestehn lassen, aber daß hiermit nun jedes Band zwischen ihr und Ferdinand auf immer zerrissen, ja durch diese Lüge ihr ganzes Verhältniß zu ihm so schmählich besudelt sei, das ist ihr zu entsetzlich. Wurm ist wirklich ergriffen und will sie wieder aufrichten; es drängt

*) Nach den Worten und kommen schob die Ausgabe von 1802 das nach Schillers Gebrauch nicht nöthige Sie ein, das aber schon 1806 wieder ausfiel.

ihn, schon jetzt, freilich in dem unpassendsten Augenblick, sich ihr als Bräutigam anzubieten, doch sie läßt ihn nicht ausreden; als er aber dennoch weiter geht, und nun wirklich die „niedliche" Hand der „lieben Jungfer" küssen will*), da weist sie ihn mit der schrecklichsten Drohung zurück. Daß am Schlusse der noch geforderte Eid auf das Sakrament nicht zum besten passe (auch ist III, 1 nur von einem körperlichen [persönlich geleisteten] Eid der ganzen Familie die Rede), ward schon oben S. 69 bemerkt.

Vierter Akt.

Ferdinand, zum festen Glauben an Luisens schreckliche Untreue gebracht, beschließt, daß sie mit ihm sterben soll. Die Lady wird durch Luisens schreckliche Noth zu dem Entschluß der Entsagung und der Flucht getrieben. Zwischen diesem am Nachmittag beginnenden Akt und dem vorigen liegt fast ein ganzer Tag. Wahrscheinlich begann er ursprünglich mit einer traurigen Familienszene in Millers Hause.

Erste und zweite Szene. Ferdinand läßt den Hofmarschall zu sich bescheiden und ergeht sich, ehe dieser erscheint, in der schmerzlichen Betrachtung der ganzen Niederträchtigkeit von Luisens Untreue.

Der Hofmarschall hat den Brief bei der Parade aus der Tasche fallen lassen. Wie er es angestellt, daß gerade Ferdinand ihn gefunden, ist schwer zu sagen. Dieser muß denselben bereits längere Zeit haben, da die Mittagsstunde schon vorüber. Wir dürfen dem von Wurm diktirten Briefe wohl glauben, daß Ferdinand heute den Dienst habe. Aus dem Dienst eilt er nach Hause, um den Hof-

*) „Es wäre diese liebliche Hand —" (bereit, sich mir anzuvertrauen). Er bricht den Vordersatz ab und stellt an sie die Frage, wie sie behaupten könne, daß dies so entsetzlich wäre.

marſchall fordern zu laſſen. Sonderbar iſt es, daß er mit dem offenen Briefe durch eine, ein Kammerdiener des Präſidenten durch eine andere Thür kommt. Beſſer wäre Ferdinand ſchon im Zimmer. Der Kammerdiener ſoll ſich auf des Präſidenten Befehl nach Ferdinand umſehn, der ihm mit der Frage zuvorkommt, ob der Marſchall nicht oben ſei.*) Seiner leidenſchaftlichen Hitze kann er ſelbſt dem Kammerdiener gegenüber nicht Herr werden. Längere Zeit kommt er, indem er immer wieder in den Brief ſchaut, vor heftiger Bewegung nicht zu Worte**), bis er endlich die Unmöglichkeit ausſpricht, daß Luiſe ſo niederträchtig ſein könne. Und doch liegt der ſonnenklare Beweis derſelben in ſeiner Hand.***) Nein, dieſer unerhörte Betrug iſt unzweifelhaft.†) Jetzt geht ihm der Grund auf, weshalb ſie nicht mit ihm fliehen, ſondern heldenmüthig ihm entſagen wollte; der Hofmarſchall feſſelte ſie, was der Dichter hier abſichtlich nicht ausdrücklich erwähnt. Nachdem er in wüthender Leidenſchaft einige Zeit durch das Zimmer gerannt (geſtürzt)††), hält er ſich vor, daß alſo alles, was er für den Ausdruck reinſter Liebe gehalten†††), nur

*) Nach volksthümlichem Ausdruck: „War kein Marſchall da?“

**) „Den Brief durchfliegend, bald erſtarrend, bald wüthend herumſtürzend“, lautet die merkwürdige ſzeniſche Bemerkung. Das Erſtarren ſoll ſich wohl auf den erſten, die Wuth auf den zweiten Theil des Briefes beziehen.

***) „Wenn alle Engel u. ſ. w.“ Vgl. Gal. 1, 8: „Aber ſo auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders u. ſ. w.“ Den Begriff die ganze Welt führt er darauf in überſpannter Weiſe aus.

†) Erſt Meyer hat 1860 die richtige Satzzeichnung hergeſtellt. Statt Es iſt es zu leſen, dann Hand! — Ein ſtatt Hand — ein.

††) So heißt es im Fieſko (IV, 14) „ſtürzt ſich beunruhigt durchs Zimmer“ und noch in der erſten Faſſung des Karlos II, 5 „außer Faſſung durchs Zimmer ſtürzend“.

†††) Zuerſt hebt er hervor, wie ſie ihn durchſchaut, dann weiter ausführend, wie ſie alle ſeine Liebesregungen erwiedert („jede feurige Wallung“ ſoll eine Steigerung von „jedes kühne Gefühl“ ſein), wie ſie durch ihre ſeelenvolle Stimme und

Grimasse gewesen. Könne man so das reinste Gefühl heucheln, meint er in kraftmännischer Ueberspannung, dann sollte man auch glauben, die ärgsten Sünder könnten Gott täuschen, daß er sie als Reine in den Himmel einlasse. Dann führt er aus, wie arg sie ihn damals getäuscht, als er ihr die von seinem Vater drohende Gefahr verkündet, und wie sie dessen Beschimpfung niedergeschlagen, ja, wie in innerster Seele verletzt, in Ohnmacht gefallen. Rednerisch ergeht er sich weiter in dem Gedanken, von jetzt an habe diese „Feuerprobe der Wahrheit" keine Kraft mehr, da die Sprache der Empfindung auch Koketten und Metzen zu Gebote stehe. Mit fürchterlicher Gewalt ergreift ihn die Vorstellung, daß sie, obgleich sie sah, wie er ganz von ihr hingerissen war, nichts gefühlt als die Befriedigung darüber, daß es ihr gelungen, ihn zu fesseln, die Eitelkeit, daß er ihren Reizen nicht widerstanden.*)

Dritte und vierte Szene. Ferdinand stellt den Hofmarschall zur Rede und will sich mit ihm schießen, stößt aber zuletzt den Feigling, den er gar nicht zum Worte kommen läßt, mit Verachtung zur Thüre heraus, voll überzeugt, daß Luise diesen Narren ihm vorziehe, und so beschließt er, an der Welt verzweifelnd, seinen und Luisens Tod. Vgl. oben S. 123 f.

---

ihre Thränen ihn getäuscht, ja wie sie auf die höchste Stufe der Leidenschaft ihm gefolgt, selbst zur schwindelnden, die Welt vergessenden Höhe der Leidenschaft sich erhoben.

*) Statt des ersten „und sie empfand nichts?" tritt später das stärkere „Gott! da empfand sie nichts?" ein. — Regelrecht sollte in „Vor meinem Gemüth stand nichts" stand dem nichts nachfolgen, aber der Satz tritt selbständig hervor. — Die Ewigkeit und das Mädchen, daß es mir ewig angehöre. Vgl. III, 4: „Du, Luise, und ich und die Liebe!" — Tod und Rache ist ein das bittere Gefühl seiner Rache bezeichnender, die letzte Frage „nichts — sei" einleitender Ausruf.

Höhnisch fordert er den Hofmarschall auf, sich mit ihm zu schießen *), und als dieser bestürzt vor den Pistolen zurücktritt, drängt er ihn mit fürchterlicher Wuth zum Schusse über das von der Buhlerin ihm geschenkte Schnupftuch **). Den Flüchtigen holt er ein und verriegelt nun die Thüre. Seine leeren Ausflüchte schneidet er treffend ab. Auf seine Entgegnung, er selbst habe noch viel im Leben zu thun, schildert er mit spottender Verachtung seine nichtige Hofdienerei.***) Denselben Dienst wie auf Erden, meint Ferdinand, könne er auch jenseits üben, wohin er ihn mitzunehmen gedenke; denn auch er will nicht länger leben bleiben. Mit dem verächtlichen Spotte trifft er die für sein Leben ängstlich besorgte Mißgeburt eines Menschen †); die eine Unze Gehirn, die er bekommen, hätte einen Pavian zum Menschen gemacht, in seinem Schädel aber sei sie übel angebracht gewesen.††) Aber unbegreiflich ist es, wie ein solcher Mensch eine Luise zu einem solchen Frevel an ihm habe anziehen können. Endlich beruhigt er sich spottend darüber, daß der Himmel

---

**) Wenn er, nachdem er ihm den Brief gegeben, ihm sagt, sei er auch als Liebhaber schlecht, so lasse er sich vielleicht desto besser als Kuppler an, so stellt er sich bitter als Vermittler des Liebesbriefes dar.

**) Wie man früher für das neuere Taschentuch sagte, woneben mundartlich Nasentuch.

***) „Der Nothnagel zu sein, wo die Menschen sich rar machen", von Dingen, wozu kein wahrer, edler Mensch sich brauchen läßt. — „Siebenmal kurz und siebenmal lang zu werden", sich zu fügen der Ansicht des Herrn und in einem Athem das ganz Entgegengesetzte diesem zu Liebe zu behaupten.

†) „Als wenn ihn ein Tübinger Buchhändler dem Allmächtigen nachgedruckt hätte." Gemeint ist der Buchdrucker Heinrich Wilhelm Schramm, bei dem Cotta drucken ließ. Buchdrucker las das Theater (1806), wogegen Körner (1812) einfach Buchhändler einführte ohne Tübinger. Die ursprüngliche jetzt keinen Anstoß mehr bildende Lesart führte Meyer 1860 wieder ein.

††) Das Gehirn wiegt bei Menschen 2 bis 3 Pfund, bei den Thieren ist das Verhältniß desselben zu deren Körpermaße geringer als bei diesem.

erwiedern vermag. Verzweifelnd über dieſe Starrheit läßt er ſie fahren, um bei Gott zu ſchwören, daß er für die Seele ſeiner Luiſe ihm nicht mehr ſtehn könne, nach der frommen chriſtlichen Vorſtellung, daß die Eltern Gott für die Seelen ihrer Kinder verantwortlich ſind. Aber noch einmal bringt er in ſie, und droht ihr, ſie werde, wenn ſie denn aus Liebe zu Ferdinand der ewigen Verdammung zueilen wolle, außer allen Sünden auch noch ſeinen Fluch auf ſich laden. Als er ihr nun ein Meſſer reicht und ihr dabei zuruft, ſie möge ſich und damit auch ſein Vaterherz durchſtechen, da iſt ihre Härte geſchmolzen, und ſie hält den enteilenden Vater zurück. Die Zärtlichkeit ihres Vaters hat ſie tiefer getroffen als die Tyrannenwuth des Präſidenten, und ſo fragt ſie ſonderbar: „Was ſoll ich? Ich kann nicht! Was muß ich thun?“ die wohl beſagen, ſie könne nicht thun, was ſie ſolle (ihr Inneres widerſtrebe), aber ſie müſſe es. Das, was ſie nicht kann, aber muß, iſt das Zurückbleiben im Leben. Da Miller es ihr freiſtellt, zwiſchen ihm und dem Major (Leben und Tod) zu wählen, entſcheidet ſie ſich für den Vater; wozu ſie ſich auch entſchließen möge, immer ſei ſie Verbrecherin, gegen den Geliebten oder gegen den Vater: aus Kindesliebe wählt ſie den Vater und zerreißt den Brief, der ſie mit Ferdinand im Tode vereinigt haben würde. Millers Freude über die wiedergewonnene Tochter, dieſen Engel, deſſen er nicht werth ſei*), kennt keine Grenzen; fühlt er ja auch,

---

die phantaſtiſche Schwärmerei, die vorher als treuloſes Gaukelbild bezeichnet wurde, darauf der zerbrechliche Gott ſeines Gehirns heißt. Seltſam iſt es aber, wie von dieſem, der jetzt Wurm wie ſie ſelbſt ſei, geſagt wird, der Elende könne kaum für ſich ſelbſt Erbarmung erflehn.

*) „Kind, daß ich den Tag meines Lebens nicht werth war.“ Erſt 1802 trat das (welches) für daß ein, wogegen die folgenden Ausgaben wieder das falſche daß gaben; erſt 1822 führte man wieder das ein. Meyer ſchrieb 1860 mit Director Schmid in Stuttgart deß. Allein da daß ſo häufig mit das ver-

welch ein Opfer sie ihm bringe, da sie der Liebe entsage. Sie selbst aber bringt nun auch auf Entfernung aus der Stadt, wozu Miller gleich bereit ist; ja gern wollte er mit ihr an den Thüren betteln gehn und das Lied von der Aufopferung ihrer Liebe singen.

Zweite Szene. Luise gesteht Ferdinand, daß sie den Brief geschrieben, und sie fordert ihn auf, nun das Haus zu verlassen, wo er so unglücklich geworden. Zum Aeußersten entschlossen, bittet er um ein Glas Limonade. Wir haben hier ein wahres dramatisches Meisterstück, das man freilich wenig verstanden hat.

Zum Anfange vgl. S. 125. Miller beschwört Ferdinand, sich augenblicklich zu entfernen, wolle er seine Geliebte nicht ermorden*) (eine Aeußerung, die, da wir Ferdinands Absicht kennen, ergreifend wirkt); ob er nicht mit dem Unglück zufrieden sei, das er über sein Haus gebracht, er auch noch grausam in der geschlagenen Wunde wühlen wolle? Er gibt Ferdinand alles Unglück Schuld, was sie erfahren, und er betrachtet ihn als Feind, der gekommen sei, ihrer zu spotten**) und sich von der Tochter, die ihn durch ihren Brief freigegeben, mit Verachtung zu verabschieden. Vom Inhalte des Briefes weiß er nichts; Wurm hatte ihm nur gesagt, wie er auch anfangs Luisen gegenüber that, sie müsse durch einen Brief den Major zum freiwilligen Zurücktreten bestimmen. Freilich sollte dieses im Stücke

---

wechselt wird und die Schwaben werth mit dem Acc. verbinden, so scheint Schiller das geschrieben zu haben. Vgl. Vollmers Anmerkung zu der Stelle.

*) Erwürgen, hier im Sinne von tödten, nach früherm Sprachgebrauche, wie bei Luther. So hieß es oben V, 1: „Du kannst dich mit einer Schnur Perlen erwürgen", wo an das Verschlucken von Perlen, nicht an das Zuschnüren des Halses gedacht wird; würgen steht II, 5, Würger V, 7, in den Räubern V, 2 und vom Henker in dem Gedicht die Kindsmörderin.

**) „Schimpft deine Waare", sprichwörtlich für „straft deine Worte Lügen".

bestimmt hervortreten, wie es auch wohl bei der ersten Fassung der Fall war, wo im vierten Akte Miller gleich nach seiner Entlassung auftrat, vielleicht auch Wurms Verhandlung mit ihm dargestellt wurde. Ferdinands Vorgabe, er wolle jetzt sein Wort lösen, die Miller als grausamen Spott des Verführten an der Verführten*) bezeichnet, dient nur als Einleitung zu Luisens Demüthigung durch ihren ihr zugeworfenen Brief. Sonderbar ist Miller so gespannt, daß er das ohnmächtige Niederstürzen seiner Tochter nicht bemerkt, und erst von Ferdinand zu ihr hingeführt werden muß, wo er denn voll tiefsten Vaterschmerzes an der so schmählich Mißhandelten niederfällt. Unmöglich scheint es ihm, daß seiner Luise etwas sie wirklich Entehrendes vorgeworfen werden könne. Ferdinand aber wird durch den Anblick der todtenblaß vor ihm Liegenden wunderlich ergriffen: dies Antlitz ist so wunderschön**), aber zugleich erinnert es ihn, daß diese frohen, lebensvollen Züge, die ihn früher so entzückt, eine Lüge gewesen. Als Miller ihn von Luisen zurückhält, spottet er des Graukopfs, mit dem er nichts zu thun habe, wenn er nicht auch etwa, wie wenig er es ihm zutraue, den Kuppler gespielt habe; sollte er nichts von ihrer Schuld wissen, so wünscht er ihm, daß er gleich sterbe, ehe er die Schmach seiner unseligen Tochter erfahre. Bei Ferdinands Frage an Luisen, ob sie den Brief geschrieben, redet der Vater ihr zu, ja zu gestehn, daß sie ihn geschrieben, nicht aus Scheu dessen Inhalt zu verleugnen, ja nicht zu vergessen, daß sie gelobt habe, ihm anzugehören. Die Worte „Um Gottes willen, Tochter! Vergiß

*) Verbrechen, persönlich von demjenigen, woran man das Verbrechen begangen.

**) Statt Odem, der Schiller früher gangbaren Form, findet sich hier seit 1806 Othem, seit 1817 Athem, wogegen III, 5 1806 Othem, seit 1812 Athem eintrat, V, 3 Odem stehn geblieben, nur in der Ausgabe von 1806 zu Othem geworden ist. Odem ist an allen Stellen zu lesen.

nicht! Vergiß nicht!" sind freilich zu undeutlich. Luisens: „O dieser Brief, mein Vater" (sie will fortfahren „ist eine mir abgezwungene Lüge", was sie aber in Erinnerung an den Eid nicht ausgesprochen haben würde) soll ihm, der gar nichts vom Inhalte ahnt, andeuten, daß er ja eine entsetzliche Unwahrheit enthalte. Ferdinand aber kann darin nur eine neue Bestätigung ihres Schuldbewußtseins sehn, und so spricht er seine Freude, daß der Brief in seine Hände gefallen, mit der Wollust der Verzweiflung aus.*) Millers Zuspruch, nur standhaft zu sein, bestätigt Ferdinand in dem Glauben, daß der Vater nichts von diesem Briefe wisse. Es ist ein tragisches Verhängniß, daß Luise dem Vater nicht zu sagen wagt, was sie ihm mit den Augen vergebens anzudeuten sucht, daß der Brief eine Lüge sei, weil sie durch ihren Eid sich gebunden hält, daß auch Miller aus Scheu nicht daran denkt, selbst den Brief anzusehn, Ferdinand, trotz seines Unglaubens, daß seine Luise so schlecht sein könne, der sich so rührend im Folgenden ausspricht, nicht an die nahe liegende Möglichkeit einer entsetzlichen Intrigue denkt. Vgl. oben S. 65 f.**) Auch Ferdinands Verachtung und sein fürchterlicher Schmerz***) vermögen nicht Luisens Zunge zu lösen; in der Hitze der Leidenschaft redet er sich nur immer tiefer in das Unglück seines Verrathes hinein, ohne die Möglichkeit eines schrecklichen Trugs zu ahnen. Den ihre Seele mit

) „Wenn Sperlinge fallen", nach Matth. 10, 29. — Einen Zufall will er nicht gelten lassen. Vgl. zum Wallenstein S. 265.

**) „Bei dem fürchterlich Wahren", der die Unwahrheit fürchterlich rächt.

***) Der Ausdruck ist hier kraftmännisch überspannt. Das Gesicht ist das des Schuldbewußtseins; denn dies liest er in ihrer schmerzlichsten Angst, nicht die ganze Wahrheit gestehn zu dürfen, und in der Scham, für eine Buhlerin zu gelten. — Paradiese, Seligkeiten, die das Gesicht verspricht, wie I, 5 das Paradies des Bräutigams. Die Mehrheit Paradiese braucht Goethe auch so im zweiten Theile des Faust. — Besonders überspannt ist die Bezeichnung des Umfanges des Glückes einer Menschenbrust, „die Ewigkeiten — Bahnen darin".

Schaudern erfüllenden Schmerz, womit Luise, die ihn nicht mehr mit dem trauten Namen Ferdinand anzureden wagt, ihn bittet, jetzt, da er seinen Zweck erreicht, sie zum Geständniß gebracht habe, ein Haus zu verlassen, wo er so unglücklich geworden, ohne den leisesten Ton ihrer blutig zerrissenen Liebe anklingen lassen zu dürfen, versteht er nicht. Bitter antwortet er, er genieße jetzt die Ruhe eines von der Pest verheerten Landes. Da sie nichts weiter erwiedert, sondern nur seine Entfernung erwartet, in bangster Angst eines weitern Ausbruchs seines verzweifelten Grimmes, beschließt er sofort sich und die Geliebte zu opfern.

Dritte bis sechste Szene. Ferdinand sucht Miller auf seinen Verlust vorzubereiten; über das Unglück, das er dem alten Manne bereiten wird, setzt er sich leicht hinweg, doch möchte seine Gutmüthigkeit ihn durch Gold entschädigen. Als Luise endlich mit der Limonade kommt, sendet er Miller, den er entfernen muß, mit einem Briefe an seinen Vater, der die Kunde von seinem Entschlusse erst nach dessen Ausführung empfangen soll.

Der sonst so unbesonnen handelnde Ferdinand, diesmal hat er alles aufs beste angeordnet. Miller, der nun die Sache ganz abgethan glaubt, spricht sein Bedauern über Ferdinands Unglück aus; denn nach der fürchterlichen Aufregung desselben über Luisens Brief muß er glauben, daß dieser etwas für ihn ungemein Kränkendes enthalte; will er ihn vielleicht dadurch veranlassen, des Inhalts des Briefes zu gedenken? Dieser aber wird nicht einmal durch den Ausdruck des Bedauerns gereizt, da er die Sache für abgemacht hält, und er sucht aus Theilnahme für den alten Mann das Gespräch anderswohin zu lenken, aber die Frage, die er stellt, führt ihn unwillkürlich wieder auf seine Liebe, da er sich vorhält, wie ganz anders es mit dem von

Miller verlangten Unterricht geworden, als er gedacht. Seinen leidenschaftlich ungerechten Vorwurf gegen Miller nimmt er zurück, da er diesen betroffen sieht, ohne zu ahnen, daß Miller selbst diesem Unterricht als der Veranlassung seines ganzen Unglücks fluchen muß. Dann aber verfällt er in ein düsteres Grübeln, aus dem der Gedanke sich hervorringt, wie seltsam der Zufall mit den Menschen spiele, wie aus den unbedeutendsten Handlungen die schrecklichsten Folgen hervorgehen.*) Erst nachdem er einige Zeit in heftiger Bewegung auf- und niedergegangen, faßt er Millers Hand, um ihm (der Gedanke knüpft an die vorhergehende Aeußerung an) zu versichern, er bezahle ihm seinen Unterricht sehr theuer**), doch auch Miller selbst verliere dabei***), und so flucht er seinem Entschlusse, die Flöte bei Miller zu lernen. Dieser ist gerührt, daß ein so schönes, Luisen beglückendes Verhältniß einen solchen Ausgang genommen, der dazu Luisen in ein falsches Licht stellt, und er entfernt sich, unter dem Vorwande, nach der Limonade zu sehn, die so lange ausbleibe.†) Ferdinand aber fällt es auf die Seele, daß der Vater selbst so den Tod der Tochter beschleunige, und gerührt muß er Miller fragen, ob Luise seine einzige Tochter sei. Dessen warm den innigen Werth,

---

*) Wunderlich ist hier die Hindeutung auf den Apfel, an dem der Mensch sich den Tod gegessen. Zum Ausdruck vgl. Fiesko III, 5, Goethes Iphigenie III, 1. Die letztere Stelle lautete in der prosaischen Fassung: „Der an dem sauren Genuß sich den Tod ißt."

**) Statt bezahle trat 1802 der Druckfehler bezahlte ein, der sich zweiundvierzig Jahre erhielt.

***) „Auch du verlierst — verlierst vielleicht alles." Schon im ersten Drucke von 1786 fiel „verlierst —" aus. Erst Meyer stellte es 1860 her.

†) Statt außen, das Schiller in der Verbindung mit bleiben noch im Wallenstein, auch Goethe noch sehr spät braucht, ward 1812 aus gesetzt, das erst 1860 wieder wich.

den er auf Luisen legt*), bezeichnende Antwort, erschüttert ihn so heftig, daß er jetzt selbst, um einen Augenblick allein zu sein, ihn zum Nachsehen treibt. Tief ergriffen hält er sich nach Millers Entfernung vor, wie er es über sich bringen könne, dem armen Manne sein einziges Glück zu rauben**), und er malt sich lebhaft den verzweifelnden Jammer aus, mit welchem der Alte, wenn er von dem Gange, womit er ihn beauftragen will, zurückkehrt, vor der todten Tochter stehn wird.***) Freilich verliert auch sein eigener Vater in ihm seinen einzigen Sohn, aber nicht seinen ganzen Reichthum. Nach einer kurzen Pause beruhigt er sich leicht durch den Gedanken, daß auch Miller an Luisen, welche fähig gewesen, die heiligsten Gefühle der Liebe zu verrathen, keine liebevolle Tochter verliere, ja daß er noch Dank verdiene, wenn er ihn von dieser ihn selbst bedrohenden Natter befreie.

Auch Millers Meldung, Luise wolle sich zu Tod weinen, kann ihn nicht rühren. In dem für Miller unverständlichen „Und wohl, wenns nur Thränen wären", deutet er an, daß sie ihm darin auch den Tod zu trinken gebe, da sie ihn treibe, sich damit zu vergiften. Aber den armen Mann will er wenigstens äußerlich entschädigen, und so zieht er, um ihn für seine Stunden zu bezahlen, die Goldbörse, und als er sich weigert, jetzt Bezahlung anzunehmen, drängt er ihn,

---

*) Einstecken, im Sinne von „in Beschlag nehmen".

**) „Als sein Instrument und das einzige." Hier scheint doch Kind ausgefallen, das vorher bei „das einzige?" fehlen konnte. — Brust (statt Herz) für etwas haben, von demjenigen, der etwas über sich bringt.

***) Hineilt ist ein seit dem zweiten Drucke von 1786 fortgepflanzter, erst 1860 verbesserter Druckfehler statt heimeilt. — Die Natur ist ihm todt, die Unendlichkeit aller lebenden Wesen beraubt, Gott nicht mehr Gott, ja er fühlt sich jetzt leerer als eben in dem Augenblicke, wo er sich noch hoffnungsvoll an ihn wandte, um Trost bei ihm zu suchen. — Nach muthwillig hat Meyer mit Recht Gedankenstrich gesetzt. Ha sollte klein geschrieben sein.

da es ja nur „für Leben und Sterben" sei*). Auf Millers lachende Bemerkung, bei ihm habe dies gute Wege, deutet er etwas übermäßig stark an, auch bei ihm wage man wirklich, und so führt er aus, daß auch Mädchen und Jünglinge zuweilen unerwartet sterben, weist auf die Möglichkeit eines raschen Todes seiner Luise so bedeutsam fast mit dem Finger hin, daß dieser eigentlich Verdacht schöpfen müßte, wenn er dies nicht auf die trübe Mißstimmung Ferdinands schöbe, doch sollte dieser, aus Furcht, seine Absicht zu verrathen, weniger deutlich sein. Oben fehlt die szenarische Bemerkung, daß er ihm bei den Worten: „Nehm' er nur" die ganze Geldbörse reicht, worauf dieser indessen nicht achtet. Jetzt bietet er ihm diese von neuem, aber Miller ist erstaunt, daß er die ganze große Börse nehmen solle, da er ja bei weitem nicht so viel verdient habe. Noch auffallender muß ihm Ferdinands: „Auf meine Schuldigkeit" sein, als ob er noch mehr verdient habe. Dieser aber, unmuthig, daß Miller sich noch immer weigert, wirft die Börse auf den Tisch. Daß die närrische Freude Millers an dem vielen Golde seinem Charakter zuwider sei, ward schon S. 144 f. hervorgehoben.

Der mit verweinten Augen endlich kommenden Luise, die nur zitternd die paar Worte zu sprechen vermag, dankt Ferdinand nicht einmal, wie er im Folgenden gar keine Rücksicht auf sie nimmt, nur einmal, wo er sie einen Augenblick weg haben will, befiehlt er ihr kurz, ihrem Vater zu leuchten. Luise, die das Schlimmste ahnt, möchte um alles nicht jetzt mit dem so verächtlich sie behandelnden Ferdinand allein sein, aber leider ist Miller durch das viele Gold bestochen, so daß er gar nicht beachtet, weshalb der Major, wenn er auch nicht nach Hause zurück will, bei Luisen bleibt.**) Als er sich

*) Goethe braucht so im Faust „um Lebens oder Sterbens willen".

**) Seltsam ist das: „Du bist allein" für „Du kannst nicht allein gehn".

endlich allein sieht, wirft er, in leidenschaftlicher Lust, seine Rache zu üben, das Gift in die Limonade, überzeugt, daß der Himmel sein Vorhaben begünstige.*) Vgl. oben S. 127.

Siebente Szene. Ferdinand trinkt von der vergifteten Limonade, nachdem er sich von der Verzweiflung hat hinreißen lassen, Luisens vermeinten Verrath als einen mit vollem Bewußtsein, wie sehr unglücklich er dadurch werde, gefaßten Entschluß zu betrachten, und fordert diese barsch zum Trinken auf. Erst als die Gewißheit ihres nahen Todes ihr die Zunge löst, gesteht sie, daß sein Vater ihr den lügnerischen Brief abgezwungen; von schrecklicher Wuth getrieben, will er zu diesem, um ihn zu durchbohren. Luise vergibt sterbend ihren Mördern. Ferdinand wird von verzweifelndem Schmerz ergriffen. Da seine starke Natur dem Gifte noch widersteht, greift er wieder zum Glase. Vgl. S. 127 f.

Nach einer langen Pause, in welcher beide an den entgegengesetzten Seiten des Zimmers den Blick, der eine aus Verzweiflung, die andere aus Furcht, auf den Boden geheftet stehn, versucht endlich Luise ihm nach einander mehrere Unterhaltungen vorzuschlagen. Diese Einleitung der Szene ist von großer dramatischer Wirkung, obgleich die Vorschläge selbst der gebrochenen Lage Luisens widersprechen. Erst als Ferdinand ihren dreimaligen Vorschlägen ein verächtliches Stillschweigen entgegensetzt, kann sie den Ausdruck, wie elend sie sei, nicht unterdrücken, worauf dieser denn bitter, vor sich hin sprechend, bemerkt, das könne sein, indem er elend in anderm Sinne nimmt. Ihre weitere Bemerkung, an ihrem Willen liege es nicht, daß er so

*) Die obern Mächte, wie am Schlusse der Räuber. Vgl. Erläuterungen S. 249**.

schlecht unterhalten werde, läßt ihn (noch immer spricht er sie nicht an) seiner „blöden Bescheidenheit" spotten, wobei die bittere Hindeutung zu Grunde liegt, daß er bei ihr ja nur zuzugreifen brauche, um sich, wie der Hofmarschall, köstlich zu unterhalten. Sie habe es geahnt, fährt Luise fort, daß sie jetzt nicht zusammen paßten; deshalb sei sie erschrocken, als ihr Vater sie verlassen habe. Nach einer Pause*) fährt sie fort, die Zeit der Abwesenheit des Vaters werde ihnen beiden unerträglich sein, und da sie nicht wagt, den bitter gereizten Mann zu bitten sich zu entfernen, greift sie zu einem höchst sonderbaren, zum Theil von Werthers Lotten herübergenommenen Mittel, das sie auf einige Zeit von seiner fürchterlichen Nähe befreien würde. Hierdurch aber veranlaßt sie den schrecklichen Ausbruch von Ferdinands Wuth über Luisens Liederlichkeit**), die darin jetzt seine Lehrerin sein solle; vielleicht würden, wenn erst ihre Ausschweifung ausgetobt, Ekel und Scham Harmonie zwischen ihnen stiften, was zärtliche Liebe nicht vermocht habe. Luise entsetzt sich, daß ihr geliebter Ferdinand, den sie nur als Jüngling anzureden wagt, er, der sonst so ideale Schwärmer, so wüste Gedanken haben könne, von einem solchen Lasterleben rede. Aber gerade daß ihr innigst theilnehmendes Herz ihn unglücklich genannt, erbittert seine Verzweiflung auf das ärgste, da er darin das Geständniß sieht, sie habe gewußt, wie unglücklich er durch den Verrath seiner Liebe werde, indem er, da ihre schmähliche Untreue bei ihm feststeht, daraus schließt, sie habe ihn absichtlich unglücklich gemacht, es habe sie also nicht bloßer noch

*) Nach verschickten und darauf nach unerträglich sein stehen Gedankenstriche, welche, wie so oft, einfache Punkte vertreten. Die szenarische Bemerkung Pause ist vor der Anrede „Herr von Walter" ausgeblieben.

**) Nach dem lustigen Wettlauf, in der Liederlichkeit. Wunderlich ist es, wie Regis den Druckfehler Weltlauf, den der zweite Druck von 1786 verschuldete (er erhielt sich bis 1806) für richtig halten konnte.

immer in gewiſſer Weiſe zu entſchuldigender Leichtſinn oder Albernheit, ſondern Böswilligkeit getrieben, und ſo muß er an ihr, die teufliſch gegen ihn gehandelt, ſich rächen. Da ihm ſelbſt nach dem Verluſte von allem, was ihm auf der Welt lieb war, das Leben unerträglich geworden, trinkt er zuerſt und fordert dann Luiſen bitter auf, die Limonade zu verſuchen, die ſo matt ſei wie ihre Seele. Seine Aufforderung wiederholt er gebieteriſch, als ſie darauf im Uebermaße ihres Schmerzes nicht achtet. Mit dem Zeichen des Unmuthes, daß er ſo barſch ſie zum Trinken nöthigt, verſucht ſie, und ſie kann die Limonade nur gut finden; er ſelbſt aber muß, als ſie das Glas anſetzt, ſich abwenden, ja ſich ſo weit als möglich von dem einſt ſo geliebten Mädchen entfernen, dem er den Tod gereicht. Sein „Wohl bekomm's" iſt der Gipfel ſeines Elends. Ihre erſten Andeutungen, wie unrecht er ihr thue, erwiedert er mit dem ungläubigen „Hum!", wogegen er den Vorwurf, daß ihre jetzige Behandlung ihn einſt gereuen werde, mit Bemerkungen begleitet, die auf die von ihr nicht geahnte Vergiftung ſich beziehen. Da es ihm übel wird, bittet ihn Luiſe, deren Liebe ſo ſchrecklich leidet, doch noch einmal zu trinken.*) Aber ihre antheilvolle Liebe reißt ihn nur zur Schmähung als Metze hin. Da kann ſie ſich nicht länger zurückhalten; vermag ſie auch nicht, ihm den Verdacht ihrer Untreue zu benehmen, die blutigſte Verletzung ihres reinen Herzens, auf deſſen Unſchuld ſie hingedeutet hat, muß ſie ihm zu erkennen geben, indem ſie liebevoll in ſeine Arme eilt. Doch er, der dies nur für Heuchelei halten kann, drückt ſie von ſich, wie reizend auch ihre unwiderſtehlichen Augen ihn locken. Hätte ſie ſich in der ſcheußlichen Geſtalt als eine ſein Glück verhöhnende Buhlerin gezeigt, es wäre ihm erträglicher, als daß ſie mit ſolchen Engelszügen

*) Ob er ſelbſt das Glas nimmt oder Luiſe es ihm reicht, ſagt keine ſzeniſche Bemerkung. Das erſtere iſt wahrſcheinlicher.

ihn anblickt; er muß sie wie eine Natter zertreten, sich feindlich ihr zeigen, oder, wenn er sie liebevoll aufnähme, darüber verzweifeln, daß die Geliebte seiner Seele ihn so betrügen konnte: so möge sie denn sich seiner erbarmen, von ihm ablassen. Luise ist vernichtet, sich so zurückgewiesen zu sehn. Ferdinand ergeht sich darauf mit der Wollust der Verzweiflung in der Ausführung, daß in dieser Engelgestalt die Seele eines Teufels wohne, wobei er einmal ihre Hand faßt und sie, was doch sonderbar scheint, emporhält*), später mit „trunkenem Auge" auf ihr verweilt, zuletzt aber, als er die Verbindung einer so schlechten Seele mit einem so herrlichen Körper als eine Mißgeburt bezeichnet hat, sich von ihr abwendet.**) Da sie aber, auf ihrer Unschuld bestehend, es als einen freventlichen Eigensinn bezeichnet, daß er den Himmel anklage, statt seinen Irrthum einzugestehn, kann er sich nicht mehr halten, er muß in Erinnerung seines seligen Liebesglückes***) noch einmal weinend ihr um den Hals fallen, um dann mit der anklagenden Frage zu schließen, warum sie ihn so betrogen habe. Auf die Aeußerung, in ihrer Wehmuth werde er gerechter gegen sie sein als in seiner Entrüstung, geht er in der unerschütterlichen Ueberzeugung ihrer Schuld wieder so wenig ein, daß er diese Thränen für Thränen des grausen Abschiedes der

*) Nach den Worten in so schönen Gefäßen?, auf die zwei Gedankenstriche folgen, soll Ferdinand wohl die Hand fahren lassen.

**) Wer kann das glauben, daß dieses eine solche Seele berge. Es ist wohl wer zu schreiben. — Zu in so schönen Gefäßen? ist ein darreichen gedacht. — Schäferstunde, wo er mit Liebe bildet. Vgl. zu den lyr. Gedichten I, 318. Ein offenbarer Druckfehler war Schöpferstunde 1812. — Ohne Tadel, ohne daß Gott sie mißbilligte. — Seltsam ist es, wie er sich Gott selbst als Bildhauer in der Weise des Prometheus vorstellt.

***) Wie Bräute, so reizend. Im Spaziergang unter den Linden heißt es: „Ihnen malt sich itzt die Natur, wie ein rothwangigtes Mädchen an seinem Brauttag."

Liebe, darauf, indem er feierlich die Hand auf ihr Haupt legt, als Thränen um den gefallenen Engel bezeichnet, was er in mehr überspannter als gefühlvoller Weise ausführt. Sich so als Entsetzen der Welt betrachtet zu sehn, ist Luisen doch zu schrecklich, eine übermenschliche Probe ihrer Standhaftigkeit, und so spricht sie es denn aus, alle diese Schmähungen müsse sie sich nur deshalb gefallen lassen, weil ein „hartes Verhängniß" ihre Zunge binde. Ferdinand aber, statt darin den Ton der geschmähten Unschuld zu erkennen, hält dies für eine Lüge, und um sie zum Bekenntniß der Wahrheit zu bringen, theilt er ihr mit, daß sie dem Tode verfallen sein. Zunächst fragt er, ob sie sich wohl fühle, und auf ihren Zweifel, was diese Frage bezwecke, erwiedert er, befinde sie sich wirklich unwohl, so würde sie mit einer Lüge aus der Welt gehn. Ihr „Ich beschwöre Sie, Walter", weist den ungerechten Vorwurf ab, worauf er denn, fest an die Lüge glaubend, mit der er sie doch nicht hinscheiden lassen möchte*), die bestimmte Frage stellt, ob sie den Marschall geliebt, indem er erklärt, daß sie nicht mehr dieses Zimmer verlassen werde. Das letztere hält sie für eine leere Drohung, und da sie ihr Eid bindet, den sie auch durch die Verneinung der Frage zu brechen fürchtet, hüllt sie sich in Schweigen. Erst als sie erfährt, daß sie vergiftet sei, verräth sie das schreckliche Geheimniß. Zunächst gesteht er ihr, nachdem er seine Frage wiederholt hat, in fürchterlicher Bewegung, in welcher noch die nicht ganz unterdrückte Liebe wirkt, daß sie sterben müsse, und nun fühlt sie auch, daß es ihr übel wird. Durch den Gedanken, daß das Gift eher auf Frauen als auf Männer wirke, der dem Mediziner Schiller näher als seinem Major lag, bereitet er sich den Uebergang zum Geständniß, daß sie Arsenik in der

*) Mit dieser Lüge, mit Bezug auf die ihre Unschuld bezeichnenden Worte: „Dürft' ich den Mund aufthun u. s. w." Statt dieser las man seit 1812 einer, das erst 1860 verbessert wurde.

Limonade getrunken. Ihr erstes dadurch erregtes Gefühl ist das der Furcht, daß sie vor dem allgerechten Richter erscheinen solle, vor dem wir alle Sünder seien; daß sie nach einem Beichtvater verlangt hätte, was sie nach der Vorstellung der katholischen Kirche nothwendig äußern müßte, wie denn auch Schillers Franz Moor zum Pfarrer schickt, konnte der Dichter nicht brauchen. Darauf aber fällt ihr der Schmerz ihrer armen Eltern schwer aufs Herz. Gedenkt sie auch zunächst der Mutter, so verweilt sie doch besonders bei dem Verlust, den ihr Vater empfinden werde. Und auch daß sie so jung sterben solle, ergreift sie mit demselben natürlichen Gefühl, mit welchem Antigone klagt, daß sie noch unvermählt sterbe. Als sie nun vernimmt, daß Ferdinand (hier zuerst redet sie ihn wieder mit dem Vornamen an) sich mit ihr vergiftet habe, bittet sie Gott, dem noch immer Geliebten seine Sünde zu vergeben.*) Dessen hartes Wort, nur auf ihre eigenen Rechnungen**) zu sehn, preßt endlich ihrer tief beleidigten Seele das schwere Geheimniß ab, was leider Ferdinands Unglück auf das höchste steigert, da es ihm die schwerste, unerträglichste Schuld zuweist. Jetzt erst, wo es zu spät, glaubt er Luisen***), die, während sie schon von Fieberfrost des Todes schauert, ihm eröffnet, daß der Brief eine Lüge sei, eine Kunde, die, da sie ihre Liebe wieder im reinsten Glanze herstellt, ihm alle Kraft wiedergibt Als sie aber, während ihr schweres Sprechen und das Zucken ihrer Finger†) den immer näher rückenden Tod anzeigen, hinzufügen muß,

---

*) Vergiß es ihm. Schon im ersten Drucke von 1786 trat Vergib ein, das erst 1860 wieder wich.

**) Die Mehrheit Rechnungen soll wohl auf mehrere Verhältnisse Luisens hindeuten.

***) Vor zu nehmen fügte schon der erste Druck von 1786 das unnöthige mit ein, das erst 1806 wieder ausfiel.

†) „Gichterisches Zucken." Gichterisch, krampfhaft, wie in den Räubern

daß der Brief von seinem Vater diktirt sei (was freilich nicht in strengem Sinne zutrifft), erstarrt er zuerst, dann fällt er nach einer langen „todten“*) Pause plötzlich („wie von einem Donnerschlage“) nieder. Dies ist, wenn es mit theatralischem Geschick ausgeführt wird, dramatisch von großer Wirksamkeit. Luise, schrecklich erschüttert durch die Wirkung ihrer Mittheilung auf Ferdinand, bittet diesen, der freilich ihre Worte nicht vernimmt, dringend um Verzeihung, daß sie durch das Eingehen auf diesen Trug ihn so gequält habe, aber die Gefahr des Vaters und die Ueberraschung hätten sie getrieben. Er aber erhebt sich, nachdem er unter Luisens Rede wieder zu sich gekommen, in schrecklicher Wuth**): noch glaubt er sich stark genug, den Frevel an dem Vater blutig zu rächen, und so zieht er mit Gewalt den Degen. Luise, wenn auch durch das Gift sichtlich immer mehr abgeschwächt, schließt aus seiner grimmen Wuth, daß seine Drohung dem Vater gilt, und, fürchterlich ergriffen, will sie ihn davon durch die Erinnerung abhalten, daß es doch sein Vater sei, was aber seine Wuth nur steigert. Der Mörder und dessen Vater, der ihn dazu getrieben, müssen zugleich vor Gottes Richterstuhl, daß

II, 1. Fiesko I, 12. Vgl. zum Fiesko I, 7 (S. 106**). Dem Mediziner schwebte hier das die zitternde, schwache Sprache begleitende Sehnenhüpfen der Sterbenden vor. Aus Lessings Dramaturgie (Stück 14) wußte er, wie sehr dieser es an Frau Hensel gerühmt, daß sie in seiner Sara Samson beim Sterben das sogenannte Flockenlesen nachgeahmt hatte.

*) Todten ist sehr unnöthig, da es nichts anders bezeichnen kann als das, was schon in dem vorhergehenden „starr und einer Bildsäule gleich“ bezeichnet ist. Auch das zu „in todter langer Pause“ hinzugefügte dichterische hingewurzelt ist überflüssig.

**) „Schrecklich emporgeworfen“, lautet die szenarische Bemerkung. Der Ausdruck soll das plötzliche Aufrichten des Kopfes vom Boden und das Aufspringen bezeichnen. Von dem gleich darauf sterbenden Gianettino heißt es Fiesko V, 3: „bäumt sich krampfig in die Höh“.

dieser nur den wirklichen Schuldigen treffe*) — eine seltsame Weise, wie die leidenschaftliche Wuth den neuen Mord vertheidigt. Luise aber vergibt sterbend beiden. Als Ferdinand sie todt hinsinken sieht, möchte er den noch eben als Teufel geschmähten „Engel des Himmels" im Leben zurückhalten, aber ihre kalte und feuchte Hand**) zeigt ihm, daß sie hingeschieden. Lebhaft hält er sich vor, wie diese edle Seele ihrer würdig geendet, da sie noch im Tode Gnade bei Gott um den verruchtesten Mörder erfleht habe. Mit „Gott meiner Luise" will er wohl darauf deuten, daß sie nun bei Gott sei. Und wie schön liegt sie jetzt noch als Leiche da! der Tod***) selbst hat ihrer geschont, als er sie hinnahm. Die Sanftmuth, die sich noch auf ihren Zügen malt, war ihre innerste Seele, und so wich sie auch dem Tode nicht. Daß der Tod die ursprünglichsten Züge wieder hervortreten läßt, läßt Schiller hier absichtlich seinen von leidenschaftlichstem Schmerz ergriffenen Ferdinand nicht beachten. Etwas matt fällt der Schluß der Szene ab, in welcher Ferdinand nochmal zum Giftbecher greift. Eher sollte hier das drängende Verlangen, bald mit der Geliebten vereint zu sein, zum Ausdruck gelangt sein.

Letzte Szene. Der Präsident und Wurm entsetzen sich über das schreckliche Mißlingen ihrer Kabale. Wurm geräth dadurch, daß jener die ganze Schuld auf ihn schiebt, in rasendste Leidenschaft, in welcher er eine Wollust darin findet, die Schurkereien seines Vor-

*) Statt „gegen den Schuldigen rase" schrieb Körner willkürlich „nur den Schuldigen strafe", was sich bis 1840 erhielt. Rasen für schrecklich (rasend) strafen.

**) Auch hier verräth sich der Mediziner, der wußte, daß mit der Kälte des Sterbenden häufig ein kühler klebriger Schweiß sich verbindet.

***) Statt Würger läse man hier lieber, wie in der folgenden Szene, Würgengel.

geſetzten zu verrathen und mit ihm auf demſelben Blutgerüſt zu ſterben. Wildeſte Verzweiflung treibt Miller davon. Ferdinand reicht ſcheidend dem vom Bewußtſein der Schuld vernichteten Vater die Hand zur Verſöhnung. Die ſich zu ſchauervoller Gewalt ſteigernde, mit einer gewiſſen Verſöhnung endende Szene iſt von höchſter dramatiſcher Wirkung.

Ergreifend wirkt es, daß Ferdinand dem in der Hoffnung, den Sohn noch zu erhalten, eintretenden Vater das geleerte Glas vor die Füße wirft und ihn als Mörder Luiſens verklagt, auf deren Leiche er hindeutet, was freilich keine ſzeniſche Bemerkung beſagt. Dem zerſchmetterten Vater*) wendet er keinen Blick zu; bitter ſpottet er ſeines ſchlau erſonnenen Plans, der nur nicht bedacht habe, weſſen die Liebe fähig ſei. Vergebens ſucht der Präſident unter allen ſeinen Untergebenen und dem Volke nach einem an ſeinem entſetzlichen ſelbſtbereiteten Unglück theilnehmendes Auge. Aber noch ſchwerer ſoll ſeine Schuld ihm auf die Seele fallen. Ferdinand öffnet dem auf die Schreckenskunde verzweifelnd hereinſtürzenden Miller die Thüre, der über die gemordete Heilige mit dem Präſidenten rechten möge, an den er ihn als den Schuldigen verweiſt. Gebrochen fällt Miller an der Leiche nieder. Ferdinand aber faßt noch ſeine letzte Kraft zuſammen, um die Schuld an ſeinem Tode dem Vater zuzuweiſen, den er dafür aber nicht vor Gott verantwortlich machen will; dagegen wälzt er die größte und gräßlichſte Hälfte des Mordes Luiſens auf dieſen.**) Und er führt ihn ſelbſt zur Leiche, daß er ſehe, was ſein Witz angerichtet. Sonderbar iſt der Ausdruck, auf ihrem Ge-

*) Kein Dichter zerriſſenes Herz tritt in dem Worte: „Warum haſt du mir das gethan?“ (Markus 2, 48) hervor. Störend iſt es nur, daß auch Ferdinand ſich dieſes Ausrufs gegen Luiſen bedient hat (V. 7).

**) „Wie du damit zurecht kommen magſt, ſehe du ſelber.“ Wie die Hebenpriester zu Judas ſprechen: „Was gehet das uns an (daß er unſchuldig Blut ver-

sichte sei des Mörders Name mit Verzerrungen geschrieben, und die Würgengel*) würden ihn lesen. Wozu das? was sollen die Würgengel denn weiter? Und wie stimmt dies zu der Aeußerung in der vorigen Szene: „Der gerührte Würger ging schonend über diese freundlichen Wangen hin.“ Dagegen ist der Fluch, daß diese Gestalt der Todten ihn im Schlafe verfolgen, vor seinem Sterbebett stehn, bei der Auferstehung ihn empfangen und zum letzten Gericht begleiten solle, sehr wirksam. Der Präsident aber will das gräßliche Ende auf Wurm zurückschieben, ja sich für ganz unschuldig ausgeben**), was doch zu stark sein dürfte. Dieser, der bisher, von wüthendstem Schmerz zerrissen, da gestanden, geräth jetzt in äußerste Wuth über diesen entsetzlichen Undank gegen ihn, der alle seine Schlauheit für diesen aufgeboten.***) Habe er doch von ihm einen Plan gegen seinen eigenen Sohn verlangt und sei frei darauf eingegangen; der unglückliche Erfolg, dessen Verantwortung er auf ihn schiebe, bringe ihn ja selbst so zur Verzweiflung, daß nichts mehr für ihn Werth habe, und nun wolle er auch ganz verloren sein, aber der Präsident solle es mit ihm sein. So überliefert er sich denn den Gerichtsdienern, die zu anderm Zwecke gekommen waren, da sie den Auf-

rathen). Da siehe du zu“ (Matth. 27, 5), auch Pilatus zum Volke ruft: „Sehet ihr zu“ (daselbst 27, 24).

*) Des biblischen Würgengels gedenkt Schiller auch in den Räubern IV, 5 (in der Theaterbearbeitung IV, 16).

**) „Ich wasche die Hände“, biblischer Ausdruck nach Matth. 27, 24. Lessings Prinz in Emilia Galotti weist die ganze Schuld nicht von sich, bedauert nur, daß nicht allein Fürsten von menschlichen Leidenschaften getrieben werden, sondern auch noch Teufel sich in ihre Freunde verstellen.

***) „Auf was Art sich die Teufel danken.“ Statt auf was Art, wie Schiller noch im dreißigjährigen Kriege schreibt (vgl. Fiesko IV, 6 zu was Ende), trat schon im ersten Drucke von 1786 „auf was für Art“ ein, das nach heutigem Sprachgebrauche „auf was für eine“ oder „für welche Art“ heißen müßte. — Bedanken war Druckfehler von 1838.